

# **Archiv der Gossner Mission**

**im Evangelischen Landeskirchlichen Archiv in Berlin**



Signatur

**Gossner\_G 1\_0874**

Aktenzeichen

ohne

## **Titel**

Material zur Geschichte der Gossner Mission in Mainz-Kastel 1948-1970 und Mainz ab 1970

Band

Laufzeit

1948 - 2000

## **Enthält**

u. a. Aufsätze und Ansprachen von Horst Symanowski betr. z. B. Christliche Botschaft in d. säkularen Welt, Kirche in der Industriegesellschaft, Seelsorge an Industriearbeitern u. ä.; Presseauschnitte und Kopien aus Presseerzeugnissen zur Gossner Mission

Digitalisiert/Verfilmt

2009

von

Mikro-Univers GmbH

Aug. 2000

## **Profil der Gossner Mission Mainz**

*Nicht wir haben Christus zu den Menschen zu bringen, sondern ihm  
dorthin zu folgen, wo er immer schon ist – bei den Menschen  
am Ort ihrer Arbeit, ihrer Leiden und Kämpfe.*

*Horst Symanowski*

### I.

Die Gossner Mission hat seit ihren Anfängen in Mainz im Jahre 1949 die Kluft zwischen Kirche und Arbeitswelt aufgespürt und sich mit ihren Betriebspraktika und Industrieseminaren auf die Widersprüche der Industriegesellschaft unmittelbar eingelassen. Der Betrieb wurde zum „Guckloch“ in die Gesellschaft. Der „Blick von unten“ eröffnete einen Perspektivenwechsel, der Theologie und Kirche bislang verschlossen war. Auch im Rahmen eines neuen kirchlichen Zentrums Gesellschaftliche Verantwortung soll die Gossner Mission dafür stehen, weiterhin den „Blick von unten“ einzuüben, Kirchen und Gemeinden an ihre sozialpolitische Tagesordnung zu erinnern und der Privatisierung des christlichen Glaubens entgegenzuwirken.

### II.

Dieser Perspektivenwechsel führte in die Gemeinschaft der Ökumenischen Bewegung. Sie wurde von Anbeginn der unaufgebbare Referenz- und Kommunikationsrahmen. Das Mainzer Zentrum hat das Netzwerk der Urban Industrial and Rural Mission (UIRM) des Ökumenischen Rates der Kirchen (ÖRK) mitbegründet und mitgeprägt. Für die Zukunft setzt sich die Gossner Mission dafür ein, daß das neue kirchliche Zentrum weiterhin eine praxisbezogene Brücke zwischen ökonomiekritischer Wirklichkeitswahrnehmung und ökumenischer Verantwortung bildet. In der Verknüpfung von Innen und Außen soll es dazu beitragen, im Lokalen das Globale zu sichten und im Sinne „verantwortlicher Weltgesellschaft“ (ÖRK, Uppsala 1968) und ökumenischer Gegenseitigkeit zu gestalten. Dabei wird das neue Zentrum an die Tradition der Gossner Mission anknüpfen können und verbunden bleiben mit Initiativ- und Nachfolgegruppen, Basisbewegungen und Gewerkschaften hierzulande und weltweit.

### III.

Der Blickwinkel unmittelbarer Betriebserfahrungen ließ Parteilichkeit unausweichlich werden, wo die abhängig Arbeitenden immer mehr zu Objekten des Marktes degradiert und Menschenwürde und Mitbestimmung im Wirtschaftsleben untergraben wurden. Die Gossner Mission hat sich nicht gescheut, je und je neu den Blick dafür zu schärfen und kritisch zu fragen, inwieweit hier und anderswo die Wirtschaft dem Menschen dient und die Menschen das Recht haben, am wirtschaftlichen Leben ihrer Gesellschaft teilzuhaben und es mitzugestalten. Das hat

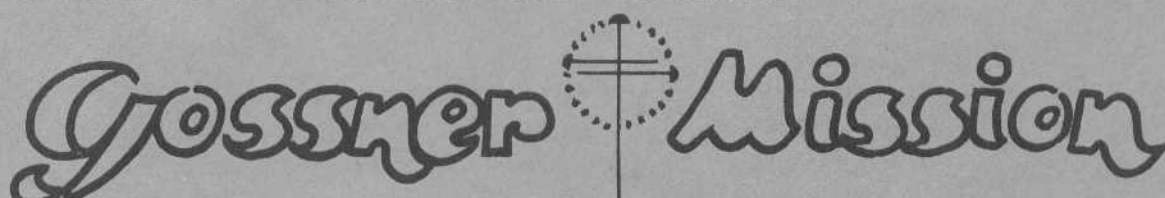


in Konflikte geführt, vor allem in der Untersuchung transnationaler Konzerne und ihrer Arbeitsbedingungen in der Dritten Welt, aber auch in der Auseinandersetzung mit Betriebstillegungen, wachsender Arbeitslosigkeit und Sozialabbau in unserem Kontext. Auch im neuen Zentrum soll es darum gehen, solchen Konflikten nicht auszuweichen, wann immer Humanität und soziale Gerechtigkeit auf dem Spiel stehen oder der Dominanz des Ökonomischen weichen sollen.

#### IV.

In diesem Sinne hat die Gossner Mission die verfaßten Kirchen daran erinnert, daß Gottes Mission im eigenen Haus und am eigenen Ort beginnt: wo Jesu vorrangige Option für die Armen praktisch wird, wo Kirche sich auf diesen Perspektivenwechsel einläßt – an der Seite derer, die politisch und ökonomisch an den Rand gedrängt und vom „Leben in Fülle“ ausgeschlossen werden. „An den Rändern“, „draußen vor dem Tor“ (Hebr 13,12) geschieht Gottes Mission: wo die Schwachen aufgerichtet werden und die Ausgeschlossenen Gemeinschaft und Solidarität finden. „Die Randgruppen der Gesellschaft sind die Zentralgruppen der Kirche“ (Friedrich-Wilhelm Marquardt). Zu diesem Richtungswechsel – auch in der Theologischen Ausbildung – sollen die Praxiserfahrungen in Arbeits- und Betriebswelt, wie sie für das Mainzer Zentrum der Gossner Mission charakteristisch waren, ebenso im neuen Zentrum ermutigen und so zu sozial engagiertem Lernen „draußen vor dem Tor“ einladen.

# SEMINAR FÜR KIRCHLICHEN DIENST IN DER INDUSTRIEGESELLSCHAFT



Gossner Mission · Albert-Schweitzer-Str. 113-115 · 55128 Mainz

## RUNDBRIEF ZU PFINGSTEN 2000

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Freundinnen und Freunde,

vieles ändert sich in der Gossner Mission Mainz. Wichtige personelle Veränderungen haben uns in den letzten Monaten beschäftigt: Wolfgang Gern geht, Jutta Jekel und Thomas Posern aber bleiben und stehen ein für die innere Kontinuität der Arbeit bei äusserlich veränderten Strukturen.

Die Gossner-Projektarbeit und die Bildungsarbeit mit den Industriepraktika und Institutswochen wird weitergehen wie auch die Arbeit in der Region und in der ökumenischen Bewegung. Das neue Industriepraktikum steht vor der Tür und wird wieder Theologiestudierende aus ganz Deutschland im Gossner-Haus zusammenführen. In einer neuen Projektgruppe befassen wir uns mit der Situation von „TheologInnen in säkularen Berufen“ – Immer mehr ausgebildete TheologInnen arbeiten zwangsläufig ausserhalb der Kirche und wollen dennoch ihre theologische Identität bewahren. Wir fragen mit den Betroffenen nach deren Erfahrungen in der Arbeitswelt, den Auswirkungen auf das PfarrerInnenbild und nötigen Veränderungen im Pfarrerdienstrecht. Sollte ein altes Anliegen der Mainzer Gossner-Arbeit auf diese Weise durch die Hintertür - die wir uns nicht gewünscht haben - Wirklichkeit werden: Die intensive biographische Verknüpfung von säkularer Berufsarbeit und theologischer Existenz?

In den vergangenen Monaten haben wir uns in verschiedenen Zusammensetzungen, vor allem in der Projektgruppe „Wirtschafts- und Sozialraum Rheinhessen“ mit den Herausforderungen beschäftigt, die sich aus der Liberalisierung des Strommarktes für uns ergeben. Die neue Situation auf diesem Schlüsselmarkt hat nicht nur Konsequenzen für unser Verhalten als Privatpersonen und Stromkunden, sondern vor allem auch für die Entscheidungen von Gemeinden und kirchlichen Einrichtungen. Deutschland hat besonders schnell und radikal einen einschneidenden Kurswechsel in Richtung auf eine Liberalisierung des Strommarktes vollzogen, so dass vielfach nicht nur die Preise für Endverbraucher gepurzelt, sondern auch die Erzeuger und Vermarkter von Strom so heftig unter Druck geraten sind, dass zahlreiche Arbeitsplätze gefährdet sind. In Gesprächen mit Vertretern von EWR (Elektrizitätswerke Rheinhessen), vor allem aber mit KMW (Kraftwerke Mainz-Wiesbaden) und den Mainzer Stadtwerken konnten wir drastisch erfahren, wie unmittelbar die Lebens- und Arbeitssituation von Beschäftigten von dieser Problematik betroffen ist. Andererseits haben wir heute, anders als je zuvor, die Möglichkeit, erneuerbare und eher unserer Schöpfungsverantwortung angemessene Energiegewinnungsformen zu fördern. Das kostet deutlich mehr, als wenn wir gefährlichen Atomstrom aus den abgewirtschafteten Meilem in den Ländern des ehemaligen Ostblocks beziehen, entspricht aber in etwa dem, was wir bisher für Strom berappen mussten.

Die Lage ist in ökologischer, wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht außerordentlich komplex. Gleichwohl ist es möglich, orientierende Kriterien in diesem Spannungsfeld von Globalisierung und Stärkung der Region, von individueller und sozialemethischer Verantwortung zu finden, welche die verschiedenen Dimensionen berücksichtigen. Wir merken dabei wieder einmal: Man kann nicht ganz „sauber“ bleiben, denn jede Entscheidung hat Folgen und Nebenwirkungen, die bedacht und einkalkuliert werden können, aber gleichwohl an der einen oder anderen Stelle Schaden anrichten können. Wir wären aber froh, wenn es gelänge, unsere Gemeinden und möglichst viele Menschen in der Region auf die Situation aufmerksam zu machen und wir miteinander dazu beitragen könnten, dass gleichzeitig Arbeitsplätze in der Region erhalten bleiben und solche Energieformen gefördert werden, die einzig noch das Attribut „zukunftsfähig“ verdienen. Langfristig wird sich ein solcher Entwicklungspfad, der erneuerbare Energieformen intelligent verarbeiten und nutzen lernt, auch ökonomisch als tragfähig erweisen.

Diese Arbeit braucht weiterhin Ihre Unterstützung. Daher freuen wir uns, wenn Sie uns mit dem ganzen Mainzer Freundeskreis auch weiterhin treu bleiben – wir brauchen Ihre Solidarität, um das eigenständige Profil der Gossner-Arbeit weiter erhalten und fortentwickeln zu können. Im nächsten Rundbrief werden wir darüber weiter informieren.

Zur Feier des Abschieds von unserem sehr geschätzten Kollegen Wolfgang Gern und zum fröhlichen Beisammensein mit allen, die uns weiterhin verbunden sind, möchten wir Sie schon jetzt einladen zu unserem Sommerfest am 19. August 2000 ab 18:00 Uhr in den Garten der Gossner Mission. Wir freuen uns auf das Zusammensein mit alten und neuen Freundinnen und Freunden und grüssen, auch im Namen aller Mitarbeitenden, mit Psalm 130 in einer Übertragung von H. D. Hüsch:

*Wir alle sind in Gottes Hand  
Ein jeder Mensch in jedem Land  
Wir kommen und wir gehen  
Wir singen und wir grüssen  
Wir weinen und wir lachen  
Wir beten und wir büßen  
Gott will uns fröhlich machen*

*Wir alle haben unser Los  
Und sind getrost auf Gottes Floß  
Die Welt entlang gefahren  
Auf Meeren und auf Flüssen  
Die Starken und die Schwachen  
Zu beten und zu büßen  
Gott will uns schöner machen*

Ihre

*Jutta Jekel*

(Jutta Jekel, Pfrin.)

Ihr

*Thomas Posem*

(Dr. Thomas Posem, Pfr.)



## *BRIEF ZUM ABSCHIED*

Sehr geehrte Damen und Herren,  
liebe Freundinnen und Freunde,

die Verhandlungen zwischen der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau und der Gossner Mission um den Fortbestand unserer Arbeit hier am Ort haben im Februar zu einem – wie wir meinen – guten Ergebnis geführt. Die Mainzer Mitarbeitenden mit ihren Arbeitsfeldern werden von 2001 an in das neue Zentrum Gesellschaftliche Verantwortung der EKHN integriert sein, das nach notwendigen Umbauten hier in unseren Häusern mitsamt der kirchlichen Industrie-, Sozial-, Umwelt- und Landwirtschaftsarbeit seine Heimat finden soll. Die Gossner-Projektarbeit, die mit Ihrer Unterstützung jahrzehntelang auf soliden und unabhängigen Füßen stand, wird dessen ungeachtet weiterexistieren.

Mitten in den Februar platzte dann die Nachricht, daß ich – auch für mich selbst überraschend – zum neuen Leiter des Diakonischen Werkes in Hessen und Nassau gewählt worden sei, nachdem ich erst Anfang Februar um Kandidatur gebeten worden war. Wir alle mußten die nun angesagte Veränderung sehr schnell begreifen, zumal die harmonische und intensive Zusammenarbeit in unserem Team zu früh zu Ende gehen sollte – bereits mit dem 1. Mai. Die freigewordene Stelle übernehmen je zur Hälfte Jutta Jekel und Thomas Posern, die bislang formal nur mit halbem Stellenumfang in der Gossner Mission tätig waren.

Seit 1. Februar 1996 war ich im Mainzer Zentrum tätig. Was prägte diese Zeit, die mir vorneweg als schwierige Phase des Umbruchs und der Einsparungen prognostiziert worden war? Da ist zunächst die schmerzliche Tatsache, daß junge Theologinnen und Theologen der EKHN nur noch in geringer Zahl eine Anstellung in ihrer Kirche finden. Das hat nicht unsere Industriepraktika mit Studierenden, aber unsere Industrieseminare und Institutswochen mit den Examinierten verändert. Bewundert habe ich, wie souverän und einfallsreich viele Betroffene damit umgehen und in einem anderen Berufsfeld tätig werden. Deren Erfahrungsreichtum und deren größere Nähe zur Arbeitswelt für kirchliches Handeln fruchtbar zu machen ist sicherlich Aufgabe von Kirche. Wir haben einige von ihnen – im Anschluß an die „Institutswochen“ der Vikarinnen und Vikare bei uns – begleiten und beraten können.

Zweitens fiel in meine Gossner-Zeit die Veröffentlichung des Wirtschafts- und Sozialwortes der Kirchen. Viele Gemeinden, Dekanate und Gruppen haben sich daraufhin den Fragen von Armut und Reichtum, Arbeitslosigkeit und sozialer Deregulierung mehr gestellt als zuvor. Runde Tische zu sozialen Fragen und Arbeitsloseninitiativen in Gemeinden und Dekanaten sowie neubelebte Bündnisse mit den Gewerkschaften machen Hoffnung – und wir sollten aufhören, Solidarität kleinzureden. Nach meinem Eindruck sind jetzt die Landeskirchen dran, nachzuziehen, damit das Gemeinsame Wort auch politisch Wirkung zeigt.

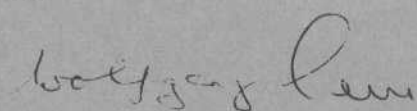
Schließlich hat die Globalisierungsdebatte uns angestoßen zu einem Studienpapier mit Philip Potter, Paul Löffler und anderen „Oldies“ in der Ökumenischen Bewegung. Immer wieder leuchtete das alte Gossner-Thema auf: Geld darf nicht in Spekulation und Finanzmärkten untergehen, sondern muß gerecht an den Orten investiert werden, wo Menschen leben und arbeiten wollen. Die „Tobin-Steuer“ als internationale Kapitaltransfer-Steuer mit dem Ziel, Sozialpolitik weltweit zu ermöglichen, und die Wiedereinführung der Vermögenssteuer sind angemessene Instrumente, um zu internationalen Verhaltensstandards zum Wohl der Menschheit zu kommen. Mit „Kairos Europa“ gehört die Gossner Mission zu den Gründergruppen des im Januar begonnenen „Netzwerks zur Kontrolle der internationalen Finanzmärkte“. Das bevorstehende internationale Colloquium 2000 „Glaube – Theologie – Ökonomie“ in Hofgeismar wird uns auf diesem Weg hoffentlich weiterführen.

Von Herzen bleibe ich Ihnen, den Freundinnen und Freunden des Mainzer Zentrums der Gossner Mission, zugetan und danke für das Gemeinsame und alle Lernprozesse, die ich in Arbeit, Strukturdebatten und Streitgesprächen erleben durfte. Oft haben wir unsere Diskussionen festlich beschlossen, wie es zum Ambiente des Hauses gehört. Hanns Dieter Hüschs Worte zu Gottes grenzenloser Güte gehörten dann und wann dazu, vor allem wenn es nicht so richtig voranging: „Und nachsichtig möge er mit uns sein, wenn alles nicht von heute auf morgen geschehen kann. Weil – wir sind seine Kinder von ganzem Herzen, aber oft noch von halbem Verstand“.

Für die Zukunft des neuen Zentrums Gesellschaftliche Verantwortung der EKHN, das ich mit vorbereiten durfte, wünsche ich mir ein ökumenisches Profil, wie es unverrückbar zur Geschichte des Mainzer Zentrums der Gossner Mission gehört - etwa im Sinne der Botschaft von Amsterdam 1948: Ja zu allem, was mit der Liebe Christi zusammenstimmt, zu allen Menschen, die Recht und Gerechtigkeit aufrichten. Nein zu allen, die ihre Menschengeschwister behandeln, als wären sie nicht Gottes Geschöpf, sondern ein Stück Ware, das man ausnützen kann.

Im Ja und im Nein verbunden grüßt Sie herzlich

Ihr



(Dr. Wolfgang Gern, Pfr.)



# Probleme der Arbeiter im Blick

## Seit 50 Jahren „Gossner Mission“

Sie heißt Mission, doch das, was man landläufig unter Missionieren versteht, findet dort überhaupt nicht statt. An diesem Wochenende feiert die Gossner Mission 50jähriges Jubiläum. „Kirche und Arbeitswelt verbinden“ ist das Anliegen, das die Arbeit der evangelischen Einrichtung bestimmt.

Von  
Hans Jürgen Schulz

„Die Arbeit ist die dominante Frage im Leben der Menschen. Das fällt in der Kirche oft unter den Tisch“, erläutert Dr. Thomas Gern vom Leitungsteam. Das „Seminar für kirchliche Dienste in der Industriegesellschaft“ soll die Theologen in Praktika und Seminaren mit den Problemen der Arbeitswelt vertraut machen. Das größte Problem, die Arbeitslosigkeit, ist in den vergangenen Jahren ein Stück näher an die Theologen herangerückt. „Die Theologen haben kaum noch eine Chance auf eine Anstellung im kirchlichen Dienst. Denen braucht man wenig über Arbeitslosigkeit und knappe Kassen erzählen. Das kennen sie selber“, erzählt Pfarrerin Jutta Jekel. Ausbildungsziel sind keine Arbeiterseelsorger, sondern Gemeindepfarrer, die die Probleme der Arbeiter nicht aus den Augen verlieren.

### Strukturveränderung

Bei der Gossner Mission geht es weniger um Seelsorge als um die Veränderung von Strukturen. Die Erfahrungen aus der Arbeitswelt werden wissenschaftlich analysiert und fließen in die „Bündnis- und Kooperationsarbeit ein“. „Wir ar-

beiten eng mit Gewerkschaften, Katholischer Arbeitnehmer-Bewegung und vielen anderen Initiativen zusammen“, erläutert Dr. Gern. Wenn es um sozioethische Fragen geht, sind die Mitarbeiter der Gossner Mission gefragte Experten mit einem Blickwinkel, der oft genug zu kurz kommt. „Wir schauen auf das, was alltäglich in den Betrieben passiert“, betont Dr. Gern. In der Zukunft will die Gossner-Mission ihre Arbeit stärker projektbezogen anlegen. Arbeitslosigkeit, Geschlechter-Gerechtigkeit und eine internationale Sozialcharta sollen die Schwerpunkte der künftigen Arbeit sein.

### Feier zum Jubiläum

Das Jubiläum am Samstag und Sonntag steht unter dem Motto „Die Glut kommt von unten.“ Sozialpolitische Themen stehen zur Diskussion am Samstag um 17 Uhr. „Für Arbeit und soziale Gerechtigkeit – aber wie?“ ist das Thema, über das der DGB-Vorsitzende Dieter Kretschmer, Doris Bartelmes, Leiterin des Referats Arbeitspolitik im Sozialministerium Vorträge halten werden.

Um 17 Uhr findet eine Podiumsdiskussion statt. Sozialdezernentin Malu Dreyer, Susanne Weidner (Arbeitslosen Initiative Mainz), Professor Dr. Lothar Brock, Vorsitzender der EKD-Kammer Entwicklung und Umwelt, und Jürgen Urban (IG-Metall Bundesvorstand) diskutieren über „Arbeit und Sozialpolitik“. Am Abend berichten ehemalige Mitarbeiter über ihre Erfahrungen. Abschluß der Jubiläumsfeier ist am Sonntag um 10 Uhr ein Gottesdienst in der Evangelischen Studentengemeinde.



# Die Gossner Mission

## A Die Gossner Mission - wer ist das?

Die Gossner Mission führt sich zurück auf **Johannes Evangelista Gossner**, ursprünglich katholischer Priester aus Bayern im letzten Jahrhundert, der Schwierigkeiten mit seiner Kirche bekommen hat, dann nach Petersburg gegangen ist, dort - meines Wissens - evangelisch wurde und dann später in Berlin gearbeitet hat. Bei ihm ist schon auffallend, daß sein evangelisches Wirken, er hat eine ganze Reihe Erbauungsbücher geschrieben, zusammengeht mit sozialem Engagement. Er hat damals den Aufbau eines evangelischen Krankenhauses, des Elisabethenkrankenhauses, in Berlin initiiert, das heute noch besteht und meines Wissens auch ein Kindergarten. Seine Hauptarbeit war dann der Aufbau der Gossner Mission. Das heißt, er hat Handwerker eingeladen, die bei ihm eine Art Schnellausbildung als Missionare bekamen und die er dann in die verschiedenen Erdteile geschickt hat. Allerdings, und das ist wieder eine Besonderheit, mit dem Auftrag, sich an dort bestehende Missionsgesellschaften anzugliedern und keine eigenen zu gründen. Sie waren auf sich selbst gestellt und mußten auch für ihren Lebensunterhalt aufkommen, da er kein Geld hatte, das er ihnen mitgeben konnte. Aus dieser Arbeit ist nur in Indien die Evang.-Luth. Gossner-Kirche entstanden.

## B Die Gossner Mission heute

### 1. *Die Überseearbeit*

Die Gossner Mission war also zunächst eine normale Übersee-Mission. Heute besteht die Überseearbeit aus der Arbeit in Indien, in Nepal - in Zusammenarbeit mit ca. 34 anderen Missionsorganisationen - und in Sambia. In Sambia allerdings in einem Entwicklungsprojekt auf Einladung der Regierung. Im Dritten Reich war im Missionshaus der Gossner Mission in Berlin in der Handjerystraße die Katechetenausbildung untergebracht, bei der Eberhard Bethge mitgewirkt hat. Das heißt, das Gossner Haus wurde damals zu einem der Treffpunkte der Mitglieder der Bekennenden Kirche. Horst Symanowski hat dort, als Eberhard Bethge zur Wehrmacht einberufen wurde, mitgearbeitet. Er wurde nach Ostpreußen geschickt, woher er stammte, um dort mitzuhelfen, die evakuierten Berliner Kinder in die ostpreußische Landschaft zu

integrieren. Es hat dort wohl Probleme gegeben. Nach dem Krieg bestand für die Gossner Mission das Problem, daß sie ihr ganzes Spenderland verloren hatte. Deshalb hat der damalige Missionsdirektor Horst Symanowski in das Rhein-Main-Gebiet geschickt mit dem Auftrag, dort neue Spenderkreise für die Gossner Mission aufzubauen. So ist die Mainzer Arbeit entstanden.

## 2. *Gossner Mission in der DDR*

Vorher möchte ich allerdings noch auf den dritten Zweig hinweisen. Aufgrund der Teilung in Deutschland hat sich schon 1954 in der damaligen DDR ein Zweig der Gossner Mission verselbständigt, weil sie gemerkt haben, daß sie nur in ihrem Bereich relevant arbeiten können, wenn sie organisatorisch und finanziell völlig unabhängig vom Westen sind. Der Leiter der Gossner Mission in der DDR war in den ersten 25 Jahren, also von 1954 oder 1955 an Bruno Schottstädt. Es gab dort sehr interessante Arbeitszweige. Für mich eigentlich ein Versuch, das zu leben, was gemeint war mit diesem Motto "Kirche im Sozialismus".

- a) Die Gossner Mission sah es als ihre Aufgabe an, Laien zu befähigen, in ihrem Arbeitsbereich als Christen zu leben. Interessant für mich waren immer die Zusammenkünfte dieser Laien, die einmal im Jahr über drei Tage stattfanden. Es war hochinteressant, die Berichte zu hören, wie sie ständig von ihren Arbeitskollegen gefordert wurden, wieso sie als "moderne" Menschen Christen sein wollten.
- b) Es hat über viele Jahre an mehreren Stellen Projekte gegeben, wo versucht wurde herauszufinden: Wie kann Kirche in den neuen sozialistischen Städten existieren? Peter Heyroth hat jahrelang in einer solchen Gemeinde gearbeitet und gelebt, in Halle-Neustadt. Es gab meines Wissens auch in anderen neu aus dem Boden gestampften Städten oder Vorstädten in der DDR solche Projekte.
- c) Ein dritter wichtiger Zweig war der Kontakt mit Theologen, die nicht in die Gemeinde gegangen sind, sondern in Betriebe. Es gab solche Teams in Lübbenau, Schwarze Pumpe und es gab einzelne auch an anderen Orten.
- d) Ein weiterer Bereich war die sog. Solidaritätsarbeit, wo sie versucht haben, mit ihren DDR-Möglichkeiten Solidarität zu praktizieren mit dem Südlichen Afrika, Lateinamerika und vor allen Dingen am Anfang Vietnam. Wobei das Spannende war, diese Solidarität zu versuchen, ohne imstande zu sein, Gelder in diese Länder zu transferieren.



## C Die Gossner Mission in Mainz

Ich sagte schon, daß Horst Symanowski 1948 in das Rhein-Main-Gebiet geschickt wurde um Spenderkreise aufzubauen. Er hat, wie er es immer erzählt hat, in einem Hühnerstall mit seiner Familie - mit seiner Frau und drei Kindern - Unterkunft in Mainz-Kastel gefunden und da auch er zwar diesen Auftrag hatte, aber von der Gossner Mission kein Geld bekam, mußte er einen Weg finden, wie er den Lebensunterhalt für sich und seine Familie gewann. Er hat damals bei den Dyckerhoff-Zement-Werken als Hilfsarbeiter angefangen. Dabei hat aber mitgespielt, daß es für ihn sehr wichtig geworden ist, dahinter zu kommen, warum weite Teile der Arbeiterschaft auf Hitler und die Nationalsozialisten hereingefallen sind und was die Gründe für die große Kluft zwischen der Kirche und der Arbeiterschaft ist. Er hat nach meinem Wissen sieben Jahre lang in der Zementfabrik gearbeitet, wobei er auch Anregungen bekam aus der Ökumene, z.B. von der Sheffield Industrial Mission in England. Sehr bald begann er mit materieller Unterstützung von Dyckerhoff und Ökumenischen Aufbauagern in Mainz-Kastel das Zentrum aufzubauen. Er hat zunächst mit einem Aufbaulager der CIMADE eine Baracke gebaut, wo sie dann selbst gewohnt haben und ab 1952 hat er ökumenische Pastorenlager initiiert, wobei es immer so war, daß die Betreffenden auch in der Industrie arbeiten mußten und miteinander versucht haben, das aufzuarbeiten, was sie dort erfahren haben und gleichzeitig auch mitgehoben haben, das Zentrum zu bauen. Bei einem Pastorenlager 1952 sollen 14 Nationen vertreten gewesen sein.

Ein entscheidender Einschnitt war dann 1955 die EKD-Synode in Espelkamp, wo Symanowski eingeladen wurde, von seinen Erfahrungen zu berichten. In seinem Vortrag "Die Kirche und die Welt der Arbeit, Synode Espelkamp 1955"), wird sehr schön deutlich, worum es ihm in seiner Arbeit in Mainz ging. Dort heißt es S.53: "Für den Kirchenfremden besteht keine Verbindung zwischen seiner Arbeitswelt und der Kirche. Wohl gibt es diese zwischen seiner persönlich-familiären Welt und der Kirche, aber nur in den Grenzsituationen von Geburt = Taufe, Reifesprechung = Konfirmation, Eheschließung = Trauung und Tod = Beerdigung. Das sind aber die Stellen des menschlichen Lebens, die in allen Religionen kultisch verklärt werden. Jedenfalls darf die Inanspruchnahme der Kirche bei diesen Gelegenheiten nicht als Beweis dafür angeführt werden, daß hierin doch ein christlicher Glaube der Kirchenfremden zu Ausdruck komme. Gewiß,



auch sie können von Gott reden, aber er gehört in den religiösen Raum, er hat nichts mit dem Alltag, mit der Arbeit, dem Lohn zu tun. Die Maschinen laufen auch ohne Gott, die Produktion ist eine Schöpfung des Menschen. Der Mensch ist der Herr in der Welt der Arbeit, Gott mag der Herr im religiösen Raum, in der der Kirche, sein. In diesen Raum kann man sich bei gewissen Anlässen begeben, man kann es aber auch lassen. Hier ist mein Alltag - dort die Religion, hier die Realität der Materie - dort die fromme Ideologie, hier der harte Lebenskampf - dort eine un reale Morallehre, kurz: hier bin ich in meiner Welt - dort ist die Kirche außerhalb des wirklichen Alltagsgeschehens.

Unter der Überschrift "Die Fleischwerdung" versucht Symanowski dann seine Position herauszuarbeiten. Er fragt: "Wie können wir den kirchenfremden Menschen deutlich machen, daß es eine Trennung von Gott und Mensch seit Jesus Christus nicht mehr gibt?" Dann sagt er: (S.54) "Die Predigt von Jesus Christus wird heute und hier noch einmal Fleisch werden müssen", in dieser von den vorhergehenden Beiträgen geschilderten Welt der Arbeit. Es genügt nicht, daß von der Kirche hier und da ein Interesse für den Menschen in seiner Arbeitswelt ausgedrückt, womöglich ein "Wort zur sozialen Lage" verfaßt wird, oder der Kirchenfremde in einem Evangelisationsfeldzug mit entsprechenden Themen angelockt werden soll. Die Fleischwerdung Gottes vollzog sich in der Welt. Jesus Christus wartete nicht im Tempel auf die an seiner Botschaft Interessierten, sondern war unter denen zu finden, die keinen Zugang zum Tempel hatten. Die uns gestellte Aufgabe ist also nicht, einen Weg ausfindig zu machen, auf den die Kirchenfremden zurück an den Ort gerufen werden können, an dem sich die Christen versammeln und ihre Gottesdienste halten. Umgekehrt müssen wir mit der Nachfolge dieses Jesus unseren Standort verlassen und an die Seite der Kirchenfremden, der Nichtverstehenden, der Religiösen und Religionslosen und der Gottlosen treten. Es geht nicht um die Verteidigung und Erhaltung der Kirche, sondern um die Gewinnung von Menschen. Er zitiert dann die Ökumenische Versammlung in Evanston: (S. 54 unten) "Der erste Schritt der Evangelisation kann nie die Auseinandersetzung sein, sondern es muß ein sich in den anderen Hineinversetzen und sich neben ihn Stellen sein". Später spricht Symanowski in diesem Vortrag unter der Überschrift: **Das Wortzeugnis** davon: Sicher, wir sind eine Kirche des Wortes, aber eben "des Wortes, das Fleisch geworden ist und stets zur Fleischwerdung, zur Materie, zur Gestalt, zum Leib drängt". Reden und Sein ist in der Nachfolge Jesu nicht ge-

trennt. Beides gehört auch am Arbeitsplatz zusammen. Das Reden ist eine ungekünstelte, selbstverständliche Folge unserer Gegenwart am Arbeitsplatz. Später heißt es auf der gleichen Seite: (S.57) "Es ist ein weitverbreiteter Irrtum unter Kirchentreuen und Kirchenfremden, daß Gott sich nur für Religion interessiere. Das ist das Denken in Sektoren. Ich muß mich hüten, am Arbeitsplatz in dieses Denken zu verfallen, denn ich habe mich nicht um die Erweiterung des kirchlichen Sektors bei den anderen zu mühen, sondern es soll selbst erprobt werden, ob ich nur propagandistisch von Gott zu reden verstehe oder ob Gott für mich der Mittelpunkt des Lebenskreises auch in dieser Welt der Arbeit ist".

Auf dieser Synode ist erreicht worden, daß Symanowski und das Mainzer Arbeitszentrum den Auftrag bekamen, für die Ausbildung von Theologen im Bereich der Arbeitswelt tätig zu werden. Daraus entstanden dann die noch heute existierenden "Halbjahresseminare", die meines Wissens ab 1956 gelaufen sind. Bis 1977 oder 1978 gab es dafür auch einen EKD-Zuschuß, dieser wurde dann aber gestrichen. Seit dieser Zeit gab es von Seiten der EKD keine finanzielle Unterstützung mehr für diese Arbeit. Ziel war dabei nicht, Industrie- oder Sozialpfarrer auszubilden, sondern Theologen und Theologinnen zuzurüsten für die Arbeit an einer anderen Kirche, an einer Kirche in Solidarität mit der Arbeitswelt.

1963 wurden Erfahrungsberichte aus dieser Arbeit in einem kleinen Büchlein veröffentlicht mit dem Titel: "Die Welt des Arbeiters, Junge Pfarrer berichten aus der Fabrik". Das war damals ein Riesenwirbel, weil behauptet wurde, solche Verhältnisse gäbe es in unserer Industrie überhaupt nicht mehr. Damals wurde anhand dieser Berichte deutlich, daß die Fabrik wirklich eine unbekannte, fremde Welt ist. Im Gossner Zentrum wurde in dieser Zeit auch ein Vorschlag ausgearbeitet zur Mitbestimmung am Arbeitsplatz, weil man gesagt hat, daß eigentlich die gewerkschaftliche Arbeit und auch die Betriebsratsarbeit daran krankt, daß dies immer repräsentativ geschieht und die Betroffenen nicht genug einbezogen werden. Deshalb sollten in diesem Modell "Mitbestimmung am Arbeitsplatz" die Betroffenen in dem Bereich, wo sie tätig sind, wo sie sich auch auskennen, Mitbestimmungsrecht bekommen. Das ist aber sowohl von Arbeitgeberseite als auch von Gewerkschaftsseite nie aufgegriffen worden.



Später, 1973/74 kam dann in die Halbjahresseminare der Bereich Gemeinwesenarbeit dazu. Das hängt wohl auch mit der ökumenischen Entwicklung von zunächst Industrial Mission, dann Urban Industrial Mission, später dann zu Urban Industrial Rural Mission. Es spielt aber auch die Erfahrung mit, daß es sehr schwer war, die Beschäftigten in den Betrieben zu organisieren und zu engagieren für ihre Belange, und es entstand die Hoffnung, daß es vielleicht eher gelingen würde, sie in ihrem Wohnbereich für ihre eigenen Interessen, Bedürfnisse und Konflikte zu engagieren. Deshalb wurden die Teilnehmer in den Halbjahresseminaren dann geteilt. Die einen gingen in die Industrie, die anderen machten einen Kurs in aktivierender Gemeinwesenarbeit (Befragungen). Die Anregungen kamen, wenn ich mich recht erinnere, von Amerika. Der Urheber dort ist Saul Alinsky. Die Kurse wurden durchgeführt nach der Methode von Richard Hauser, einem deutschen Juden, der nach England ausgewandert ist.

Es gab ein solches Gemeinwesenprojekt in Nieder-Olm und Ober-Olm, wo in einem Neubauprojekt, in dem fast ausschließlich IBM-Mitarbeiter/innen angesiedelt wurden, große Konflikte mit dem alten Ortskern entstanden. Und es gab ein solches Projekt auf dem Lerchenberg, einer neu aus dem Boden gestampfte Siedlung, wo versucht wurde, die dortigen Bewohner für ihre Belange zu aktivieren.

1971 ist das Gossner Zentrum von Mainz-Kastel umgezogen nach Mainz. Das hing damit zusammen, daß mit der Schließung des Lehrlingswohnheims das ganze Zentrum für die Gossner Mission zu groß und unbezahlbar wurde. Damals gab es die Möglichkeit, die freigewordenen Gebäude der ursprünglichen Studentengemeinde in Mainz von der EKHN zu mieten. Nachtragen möchte ich noch, daß Horst Symanowski selbst in den 50er bis 60er Jahren versucht hat, einmal einen Gesprächskreis mit Schichtarbeitern zu führen. Sie haben sich nach der Spätschicht im Gossner-Haus in Mainz-Kastel getroffen, es hieß der "Freitagskreis". Dort wurde versucht, anhand ihrer Erfahrungen biblische Texte zu bearbeiten. Anfang der 60er Jahre gab es dann bei Schott durch Dr. Ekkehard Börsch ein Projekt mit Schichtarbeitern, wo ihnen die Möglichkeit gegeben wurde, von den Schott-Werken und der IG-Chemie im Werk am Ende der Spätschicht die Leute zu versammeln und mit ihnen über ihre Belange, ihre Beschwerden, ihre Konflikte zu sprechen. Das Projekt ist aber dann in einer bestimmten Phase in Zusammen-



arbeit zwischen Betriebsrat und Werksleitung gestoppt worden. Wichtig ist also, daß das Ziel dieser Arbeit war, Theologen und Theologinnen zu befähigen, in ihren Gemeinden Laien zuzurüsten für ihr Leben als Volk Gottes im Alltag, im Wohnumfeld, in der Arbeitswelt und auch im politischen Bereich. Es ging nicht darum, Spezialpfarrer auszubilden.

## D Was ist geworden?

1. Das **Mainzer Zentrum** heute, das weiterhin Industriepraktika, Halbjahresseminare und Institutswochen durchführt und im gesellschaftlichen Bereich aktiv ist.
2. 1965/66 innerhalb der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) das **Amt für Industrie- und Sozialarbeit**, dessen erster Leiter ein früherer Mitarbeiter der Gossner Mission in Mainz-Kastel war, Horst Krockert, und das **Amt für Mission und Ökumene** (1964/65), das zunächst auch im Gossner-Haus in Mainz-Kastel untergebracht war und dessen erster Leiter ebenfalls ein Mitarbeiter des Mainzer Zentrums war, Fritz Weissinger.
3. Außerdem gibt es noch bis heute den **Mainz-Kasteler Konvent**, der Zusammenschluß der ehemaligen Teilnehmer/innen der Halbjahresseminare. Der Konvent trifft sich jährlich in der Woche nach Ostern, die Themen werden vorher festgelegt.

Werner Petri, Pfr.  
Mainz, 25. Sept. 1997

Aufgrund folgenden im "Wiesbadener Tagblatt" erschienenen Artikels rief am 14. Januar Herr Haubold vom epd an und fragte, ob es zuträfe, dass das Gossner-Haus verkauft würde.

Um zu verhindern, dass Herr Haubold sich mit dem "Wiesbadener Tagblatt" kurzschaltet und ~~deben~~ Version als Meldung aufnimmt, habe ich ihm geantwortet, dass bestimmte Überlegungen der Leitung des Gossner-Hauses einen Verkauf nahelegen und dabei gleichzeitig betont, dass eine endgültige Entscheidung darüber ~~seien~~ in den nächsten Tagen zu erwarten sei. Er möchte sich doch bis zum Wochenende gedulden, um von Sym. oder Frau Springe konkret informiert zu werden. Herr Haubold hat das jedoch nicht zugesagt und ~~stah~~ offen gelassen, ob er eine Meldung über die Verkaufsabsichten noch im Laufe dieser Woche bringt.

Kastel, den 14. Januar 1970

gez. Michaelsen

Wiesbadener  
Tagblatt

Mittwoch, 14. Januar 1970

## Wird das Goßner-Haus geschlossen?

● bu. - Die Kasteler Goßner-Mission soll möglicherweise schon in Kürze geschlossen werden. Das verlautete gestern aus informierten Kreisen, die diese Meldung von dem Leiter der Mission, Sozialpfarrer Simanowski gehört haben. Wie ein Sprecher der Mission gestern dem TAGBLATT am Telefon erklärte, würden vier Pläne existieren, die das Bild der Mission verändern sollen. Einer davon sei das Vorhaben, das Goßner-Haus gänzlich zu schließen. Der Sprecher erklärte sich jedoch nicht bereit, konkrete Antworten zu geben. Er betonte, erst in den letzten Januartagen könne Genaueres gesagt werden. Es wird vermutet, daß die Goßner-Mission in Kastel wegen finanzieller Schwierigkeiten und wegen der Probleme mit den Bewohnern des Goßner-Hauses, schließen wird.

## Schließt das Goßner-Haus?

ba. Kastel. — Die Kasteler Goßner-Mission soll möglicherweise schon in Kürze geschlossen werden. Das verlautete aus informierten Kreisen, die diese Meldung von dem Leiter der Mission, Sozialpfarrer Simanowski gehört haben. Wie ein Sprecher der Mission auf Anfrage erklärte, würden vier Pläne existieren, die das Bild der Mission verändern sollen. Einer davon sei das Vorhaben, das Goßner-Haus gänzlich zu schließen. Der Sprecher erklärte sich jedoch nicht bereit, konkrete Antworten zu geben. Er betonte, erst in den letzten Januartagen könne genaueres gesagt werden. Es wird vermutet, daß die Goßner-Mission in Kastel wegen finanzieller Schwierigkeiten und wegen der Probleme mit den Bewohnern des Goßner-Hauses, schließen wird.

↑  
1  
A 2 v. 15.1.

# Allgemeine Zeitung, Mainz

## Ein neues „Gehäuse“ für Gossner

### Lehrlingsheim schließt im April

**Kastel.** - Zu den in den letzten Tagen immer wieder laut werdenden Gerüchten, daß das Gossner-Haus in Mainz-Kastel in nächster Zeit geschlossen und sogar verkauft werde (wir berichteten darüber), hat jetzt der Geschäftsführer des Hauses, Michaelsen, in einem Gespräch mit epd Stellung bezogen. Michaelsen konzidierte, daß zur Zeit darüber entschieden werde, „ob wir uns verändern“.

Gossner gebe nicht auf, habe aber vor, neue Aufgaben zu übernehmen. Deshalb denke man daran, in ein anderes „Gehäuse“ zu ziehen, das für diese Zwecke funktionaler sei. Es wäre aber noch fraglich, ob die Kirchenleitung und das Kuratorium der Mission diesen Plänen zustimmen.

Zur Frage der Schließung des Hauses meinte Michaelsen, daß es nach dem Kriege vor allem für die Betreuung von Lehrlingen aus dem Osten gebaut worden sei. Diese Konzeption lasse sich heute nicht

mehr verwirklichen, man sei es deshalb den Geldgebern schuldig, funktionsgerechter zu arbeiten.

● In diesen Zusammenhang gehöre auch die Tatsache, daß das mit dem Gossner-Haus verbundene Lehrlingsheim im April geschlossen werde. Im Augenblick herrschten „schwierige Verhältnisse“, da dort Lehrlinge aus Fürsorgeerziehung und Freiwilliger Erziehungshilfe untergebracht seien, für die man geeignete Ausbilder und Aufsichtspersonal nur schwer bekomme.





### **Es geht um das Gossner-Haus**

KASTEL Die Stadt sollte sich dafür einsetzen, das Gossner-Haus in Kastel einem Zweck zuzuführen, der dem Charakter des dortigen Wohngebiets Rechnung trägt. Mit dieser Bitte hat sich Stadtverordneter Rolf Karich in einem Brief an OB Rudi Schmitt gewandt, nachdem ihm bekannt wurde, daß eine Wiesbadener Firma sich um das Haus bewirbt, um darin Gastarbeiter-Unterkünfte einzurichten. Bewohner der anliegenden Eleonoren/General-Mudra- sowie der Johannes-Gossner-Straße, die dort zu- meist Ein- und Zwei-Familienhäuser be- wohnen, hatten sich in Sorge um diese Ab- sicht an Karich gewandt. ak

*Wiesbadener Kurier*

*19. 4. 70*

Wiesbadener Kurier v. 5.5.70

## Gossner-Haus

### sollte ein Altenwohnheim werden

KASTEL In Sachen Gossner-Haus hat sich nach Rolf Karich (SPD) — der KURIER berichtete hierüber — nun auch der FDP-Stadtverordnete Horst Stange an Wiesbadens Oberbürgermeister gewandt. „Die Stadt sollte sich unbedingt um den Erwerb des Gebäudes bemühen“, schreibt Stange, „denn der Verkauf des Grundstückes an eine Privatfirma wäre für die Stadt bedauerlich und würde eine Entfremdung des bevorzugten Wohngebietes bedeuten.“ In dem Schreiben erwähnt Stange, daß sich das Haus wegen seiner ausgezeichneten Lage als Altenwohnheim besonders eignen würde. Das von der in Kastel gegründeten Gesellschaft für den Bau eines Altenzentrums dafür bereits ausersehene Gelände am Schmalweg könnte nach Meinung Stanges besser für dringend notwendige Sozialwohnungen verwandt werden. Im übrigen, so meint Stange, sei die beim Altenheim Schmalweg auf die Stadt zukommende Millionen-Belastung bei der jetzigen Finanzlage in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu bewältigen. ak

### Neuer Schiedsmann für Biebrich

W.-BIEBRICH Die Stadtverordnetenversammlung wählte Hans Werner Nucklies zum neuen Schiedsmann für den Bezirk Wiesbaden-Biebrich.

Wb-Kurier v. 5.5.70

## Wohnheim für Gastarbeiter in der Johannes-Goßner-Mission

eine glückliche Lösung???

Überraschend kam die in der letzten Woche ausgelöste Diskussion über die fernere Bestimmung des Goßner-Mission-Gebäudes in Kastel nicht, zeichnete sich doch schon seit längerer Zeit ab, daß das Jugendheim, welches man im Missionskomplex unterhielt, in seiner damaligen Form nicht weiter aufrecht erhalten werden könne. Die Absicht dort nun ein Gastarbeiterwohnheim einzurichten, löste in der Öffentlichkeit rege Debatten aus und rief die Kasteler Stadtverordneten der SPD und FDP auf den Plan.

Die Anwohner aus dem Gebiet der Johannes-Goßner-Straße, der Mudra- und Eleonorenstraße, die sich unmittelbar von dieser Planung betroffen sehen und fühlen, konstituierten eine Interessengemeinschaft und wandten sich in Briefen an die politischen Parteien, den Ortsbeirat, den OB der Stadt Wiesbaden und die Firma, die ihre Gastarbeiter in der Mission unterbringen wollte.

Alle Versuche, das Projekt 'Gastarbeiterheim' noch stoppen zu wollen, scheinen jedoch zum Scheitern verurteilt, denn mittlerweile ist die Firma Chemische Werke AG Kalle, wie uns ein Sprecher der Firma mitteilte, bereits Eigentümerin des Gebäudes. Es scheint deswegen angebracht, an dieser Stelle einmal fern jeglicher Emotionen die Argumente sprechen zu lassen.

Die Anwohner des Gebietes um die Goßner-Mission begründen ihren Einspruch damit, eine Wertminderung ihrer Häuser, die in diesem Wohngebiet mit Villencharakter lägen, in Kauf nehmen zu müssen. Weiterhin erwarten sie auch kommende Schwierigkeiten und Gefährdung für sich, ihre Frauen und Kinder, da durch die enge Nachbarschaft zu Gastarbeitern zwangsläufig Konfrontationen zu erwarten seien. Nach ihrer Ansicht ist die dortige Anlage aus ihrer verkehrsgeographischen Lage heraus zur Aufnahme eines Fremdarbeiterheimes für 150 Gastarbeiter überhaupt nicht geeignet und wird daher einer zweckentfremden Verwendung zugeführt.

Auch die Stadtverordneten der SPD und FDP haben ihre Bedenken angemeldet. Während R. Karich allgemein das Interesse der Anwohner zu seinem Anliegen machte, schlägt H. Stange eine Verwendung des Gebäudes als Altenwohnheim vor. Ihm erscheinen Lage und Einrichtung als dazu geeignet, zumal eine wesentliche Kostenverminderung gegenüber dem geplanten Altenwohnheim im Schmalweggebiet erzielt würde.

Den Plan, eine Gaststätte hier einzurichten — eine immer wieder zu hörende Forderung der Kasteler jenseits der Bahnlinie — wurde frühzeitig wegen der hohen Kosten fallengelassen.

Die Firma Kalle AG hat den genannten Argumenten einiges entgegenzusetzen. Wie uns ein Sprecher mitteilte, soll in der Goßner-Mission neben den Wohnungen der Theologiestudenten, die weiterhin hier verweilen, eine zentrale Verwaltungsstelle für die in der Firma beschäftigten Gastarbeiter eingerichtet werden, ihr angegliedert, plant man eine Schulungsstätte für Gastarbeiter. Die restliche Wohnfläche will die Firma etwa 80 Gastarbeitern zur Verfügung stellen, die schon einige Zeit in Deutschland leben und deren sozialer Status dem eines Vorarbeiters entspricht.

Die Würfel sind noch nicht endgültig gefallen. Bei einem Gespräch am runden Tisch wollen sich alle Beteiligten, Anwohner, Politiker, Oberbürgermeister und Kalle AG noch einmal aussprechen. Dieses Treffen darf man als Zeichen des guten Willens aller Seiten werten, zumal rechtlich keine Änderung der gegebenen Fakten mehr möglich sein soll.

Bei dem Gespräch sollte man darauf achten, die Ansätze zu einer Diskriminierung der Gastarbeiter, für deren menschenwürdige Behandlung nicht nur die sie beschäftigenden Firmen verantwortlich sind, nicht aufkommen zu lassen.

Heimatzeitung  
8. Mai 1970



# Ohne die Gastarbeiter können wir einpacken

## Oberbürgermeister übt Kritik an der Kritik

Stadt hat keinen Einfluß auf den Verkauf des Gossnerhauses / Das Sozialamt soll prüfen

k. - Der beabsichtigte Verkauf des Gossner-Hauses in Kastel an die Firma Kalle hat lebhaft Diskussionen ausgelöst. Kasteler Bürger und die Stadtverordneten Karich und Stange haben Wiesbadens Oberbürgermeister ersucht, er möge alles tun, um den Verkauf zu verhindern. Oberbürgermeister Rudi Schmitt teilte jetzt das Ergebnis einer Besprechung im Magistrat mit: Die Stadt hat hier keinen Einfluß. Es handelt sich um ein reines Privatgeschäft.

Immerhin will der Magistrat einer Anregung des Stadtverordneten Stange folgen, wonach geprüft werden soll, ob das Gossner-Haus nicht auch als städtisches Altersheim genutzt werden könnte. Ein entsprechender an das Sozialamt gerichteter Prüfauftrag besagt aber nicht, daß die Stadt beabsichtigt, das Haus zu erwerben.

Die Firma Kalle möchte das Haus einmal Schulungsgebäude nutzen und hier für

Werksmitarbeiter Fortbildungsseminare abhalten. Außerdem ist daran gedacht, das Gebäude als Wohnhaus für Gastarbeiter einzurichten.

Bei den vom Magistrat angestellten Untersuchungen ist das oberste Gremium der Stadt zu der Auffassung gelangt, daß bei vielen beschwerdeführenden Bürgern offensichtlich Mißverständnisse über die Absichten der Firma Kalle bestehen. Um solche Mißverständnisse nach Kräften auszuräumen, soll der zuständige Baudezernent, Stadtrat Werner Sauer, ein Gespräch mit der Firma Kalle führen, an dem außerdem ehrenamtlicher Stadtrat Manfred Kleinort und die Stadtverordneten Rolf Karich und Horst Stange teilnehmen werden.

Im Zusammenhang mit den in Kastel gehegten Befürchtungen nahm Oberbürgermeister Rudi Schmitt zum Problem der Gastarbeiter grundsätzliche Stellung. Er sagte, daß in der Vergangenheit ähnliche Befürchtungen der Bevölkerung immer wieder durch das angemessene und normale Verhalten der Gastarbeiter entkräftet worden seien. „Ohne die ausländischen Arbeitskräfte könnte unsere Wirtschaft nicht das hohe Sozialprodukt erzielen, von dem wir schließlich alle leben!“

Der Oberbürgermeister sah das Problem

auch aus dem Blickwinkel der Stadtverwaltung: „Ohne unsere fleißigen und tüchtigen ausländischen Mitarbeiter könnten weder das Fuhr- und Reinigungsamt, noch das Stadtgartenamt, noch die Müllabfuhr ihre Aufgaben erfüllen!“

### Ökumenischer Jugendtag

Am Samstag (23.) und Sonntag (24.) Mai trifft sich die evangelische und katholische Jugend Wiesbadens zu einem gemeinsamen Jugendtag. Außerdem nehmen verschiedene Jugendgruppen der ausländischen Arbeitnehmer teil. Für Samstag ist um 1 Uhr ein Gottesdienst in der Heilig-Geist-Kirche, Am Kupferberg 2, vorgesehen, eine Stunde später beginnt ein Tanzabend im Evangelischen Jugendzentrum, Fritz-Kalle-Straße 38. Arbeitskreise sprechen am Sonntagmorgen ab 10 Uhr über verschiedene Themen: „Situation der ausländischen Arbeitnehmer“, „Kirche und die Rolle in der Gesellschaft“, „Familie und Autorität“. Nach dem gemeinsamen Mittagessen wird Folklore aus Italien, Spanien, Kroatien, Griechenland, der Türkei und Deutschland geboten.

Wiesb. Tagblatt  
9. oder 11. 5. 78.

Freitag, 4. September 1970

## Die Kasteler Gossner-Mission zieht nach Mainz

epd. — Nach über 20jährigem Wirken in Mainz-Kastel wird die Gossner-Mission am 1. November dieses Jahres nach Mainz übersiedeln, wo ihr von der hessen-nassauischen Kirche die beiden früheren Studentenheime — das „Albert-Schweitzer-Haus“ und das „Jochen-Klepper-Haus“ — zur Verfügung gestellt wurden. Von diesem unmittelbar neben der Mainzer Universität gelegenen neuen Zentrum aus wird die bisherige Arbeit der Gossner-Mission fortgeführt und intensiviert werden. Neben der Unterstützung der Gossner-Kirche in Indien umfaßt sie vor allem auch das „Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft“ und den Dienst der Kirche an Stadt und Industrie, die sogenannte „Urban-Industrial-Mission“ (UIM).

In Mainz-Kastel sind mittlerweile in 14 Halbjahreskursen Pfarrern aus deutschen und ausländischen Kirchen eine zusätzliche Ausbildung für die Fragen der industriellen Gesellschaft vermittelt und zahlreiche Industriepraktika für Theologiestudenten durchgeführt worden. Auch die von der Gossner Mission in Verbindung mit ökumenischen Instituten in Durgapur (Indien) und Nakuru (Afrika) begonnenen Projekte der UIM-Arbeit werden von Mainz aus weiter unterstützt.

Der bevorstehende Umzug nach Mainz steht im Zusammenhang mit der im April erfolgten Schließung des von der Gossner Mission getragenen Jugendwohnheimes in Mainz-Kastel. Dieses Heim war gegründet worden, um junge Flüchtlinge aufzunehmen und ihnen damit eine Berufsausbildung zu ermöglichen. Von den Jugendämtern wurde es in den vergangenen Jahren mehr und mehr mit Jugendlichen aus der Fürsorge belegt. Unter diesen veränderten Bedingungen wäre eine Weiterführung u. a. nur durch die Einstellung von Fachkräften zur Betreuung dieser Jugendlichen möglich gewesen. Um sich auf den notwendigen Ausbau der UIM-Arbeit zu konzentrieren, beschloß die Mission, das Heim aufzugeben. Damit stellte sich schließlich überhaupt die Frage einer Aufgabe des Gossnerhauses in Kastel, da dieses, wie es in den Mitteilungen der Mission heißt, ohne Weiterführung des Jugendwohnheimes „zu groß und zu teuer geworden“ sei. — Das Gossnerhaus wurde von der Firma Kalle erworben, das dort ein Schulungszentrum für ausländische Arbeitnehmer einrichten wird.



# Die Gossner-Mission

A 20 759F



Der Mensch in der heutigen Arbeitswelt rückt mehr und mehr an den Rand der Güterproduktion. Wo seine Bedeutung und Verantwortung liegen, muß neu durchdacht werden

## Inhalt:

Das Gossner-Haus in Mainz-Kastel	Seite 2
Entdeckung von Räumen menschlicher Beziehungen	Seite 2
Die „arche“ in Wolfsburg	Seite 6
Acht Thesen eines Industriepfarrers	Seite 8
Ein „Gossner-Roman“?	Seite 19

Berlin **2** 1967



---

# Das Gossner-Haus in Mainz-Kastel

ist in diesem Jahr 18 Jahre alt, jung, gemessen an der Gossner-Mission in Berlin-Friedenau, aber etwa gleichaltrig mit der Gossner-Mission in der Deutschen Demokratischen Republik.

Es ist schnell in der Welt bekannt geworden. Aber es wurde ja auch durch ökumenische Aufbauarbeiter mit 500 jungen Menschen aus allen Erdteilen errichtet.

Und wieviele Menschen sind in diesen Jahren durch das Haus gegangen. Besucher aus allen Kirchen, Lehrlinge und Praktikanten durch das Jugendwohnheim, evangelische und katholische Theologiestudenten durch die Industriepraktika, Vikare und Pfarrer durch das „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft“, Entwicklungshelfer durch die Kurse für „Dienste in Übersee“, kirchliche Gemeindehelfer, Katecheten und Jugendwarte durch das „Seminar für gemeindliche Dienste der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau“. Nicht zu

zählen sind die Teilnehmer an den oft beschriebenen „Gossner-Sonntagen“, an den Tagungen für Menschen aus der Industrie und an den Wochenenden für Gemeindeälteste.

Die Mitarbeiter erhielten Einladungen in entfernte Erdteile und Länder: Indien, Thailand, Nord- und Mittelamerika, nach Moskau, Prag, Sofia und Warschau, häufig in die DDR, in alle westeuropäischen Staaten, und 1967 sind Finnland, Frankreich und Kenya in Afrika dran. Für den weltweiten Ruf des Gossner-Hauses sind vor allem diejenigen verantwortlich, die durch das Haus für kürzere oder längere Zeit gegangen sind. Sie haben ihn oft durch das begründet, was sie später getan haben. Einige wenige von ihnen sollen in dieser Ausgabe des Missionsblattes zu Wort kommen und unseren Lesern deutlich machen, was sie im Gossner-Haus in Mainz-Kastel lernten und warum sie über Jahre hinaus mit ihm in Verbindung bleiben.

Horst Symanowski

---

Ergebnisse der Arbeit im Mainz-Kasteler Industrieseminar

## Entdeckung von Räumen menschlicher Beziehungen

Wir blicken auf zehn Jahre Arbeit  
im „Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft“ zurück.

In fast allen deutschen Landeskirchen, aber auch in anderen Teilen der Welt finden sich Pfarrer, die in Mainz-Kastel entscheidende Anstöße für das Verständnis und die Ausrichtung ihres Dienstes empfangen haben. Wie lassen sich diese Anstöße zusammenfassend beschreiben? Der Austausch von Erfahrungen, wie er zwischen den Seminarteilnehmern dauernd im Gange ist und besonders alljährlich im „Mainz-Kasteler Konvent“ stattfindet, gibt darüber Aufschluß. In seinem Licht scheint das halbe Jahr im Kasteler Gossner-Haus als eine Zeit der Entdeckungen. Entdeckt wurde der Mensch unserer Generation, und zwar im Reichtum und in der Armut seiner Beziehungen.

Das Geflecht menschlicher Beziehungen ist das Kraftfeld des Reiches Gottes („mitten unter euch“). Sünde und Begnadigung, Gericht und neues Leben in Christus, Glaube, Hoffnung und Liebe bekommen hier ihre sichtbaren und erfahrenen Umrisse. Die Bibel Alten und Neuen Testaments ist voll davon. Die Briefe der Apostel nennen einige Beziehungsräume, in denen christliche Hoffnung ihre Heraus-

forderung erfährt und Antwort geben soll: Das Verhältnis zwischen Alt und Jung, Mann und Frau, Herr und Knecht, Staat und Bürger, das Leben „im Hause“ und das Leben in der Gemeinde.

Seither hat sich die Welt gewaltig verändert. Andere Formen der Begegnung und des Zusammenwirkens von Menschen haben sich entwickelt, von denen die Zeugen des Neuen Testaments noch nicht reden konnten. Eine „Neue Welt“ ist es aber nicht: Noch immer ist es Gottes Welt, und darum ist sie auch in den neuen Formen und in allen Veränderungen eine Frage an die Hoffnung in Christus: Wie bezeugt sie sich in der Welt der Organisationen, der Arbeit, der Technik, der Politik, der Wissenschaft, der Wirtschaft, der Bildung, all jener Dinge, die unsere Beziehungen von Tag zu Tag formen, von Generation zu Generation verändern? „Christliche Verantwortung“ läßt sich in diesen Bereichen oft gar nicht beschreiben, weil es hier nirgends Allein-Verantwortung, überall aber Mit-Verantwortung gibt. Wie sieht diese Mit-Verantwortung aus?

Es sind vier Bereiche, die in der weiteren Arbeit unserer ehemaligen Seminarteilnehmer offensichtlich bleibende Bedeutung behielten. Davon soll hier berichtet werden.

## 1. Der Betrieb

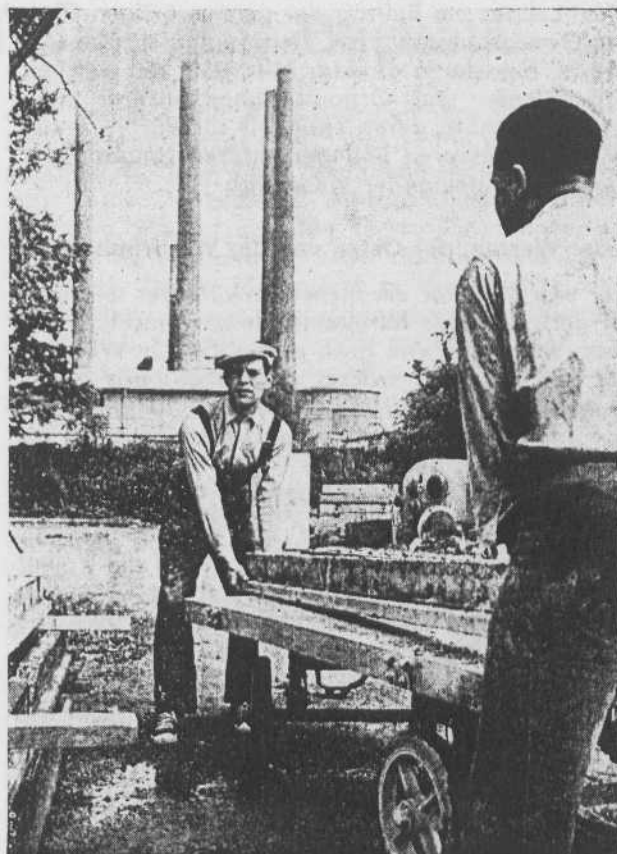
„Der Betrieb“: das ist ein Musterbeispiel für menschliche Beziehungen in unserem Jahrhundert. Jeder mann kennt und benutzt heute dieses Wort; im Neuen Testament aber kommt es noch nicht vor. Es besagt: Das Wesen der hier stattfindenden Beziehungen ist ein gemeinsames „Treiben“. Unsere Seminarteilnehmer haben dieses Treiben mitgemacht, manche zwei Monate lang, manche häufiger und länger. Wichtiger ist, daß die meisten von ihnen auch später davon nicht mehr loskommen, manche „lieben“ den Betrieb, so wie andere wohl „die Stadt“ oder „das Dorf“ lieben. Ganz sicher nicht deshalb, weil er so besonders reizvoll wäre! Im Gegenteil: Die menschliche Dürftigkeit dieses Treibens ist etwas, das sich nach allen Berichten darüber beklemmend auf die Seele legt.

Selbstverständlich haben die Menschen sich hier nicht zu „fröhlichem Treiben“ zusammengefunden, sondern im Betrieb werden „Leistungen verbunden zum Zweck der Erzeugung von Gütern oder Diensten“. Aber gerade damit beginnen die Probleme, die unsere Theologen nun nicht mehr loslassen. Wer leistet, wer verbindet? Woher kommt die treibende Kraft, und wie wirkt sie sich auf die Menschen und ihre Beziehungen aus? Eigentlich sollten hier Menschen miteinander — jeder mit dem ihm angemessenen Beitrag — eine Sache betreiben („Erzeugung von Gütern oder Diensten“). Wie kommt es, daß sich aber die Menschen selbst hier teilen in solche, die sich als Treibende, und solche, die sich als Getriebene fühlen? Daß einige die Kosten des Treibens überschlagen, andere aber sich darum nicht kümmern — weil sie selber „Kostenfaktoren“ sind, die je nach Lage einkalkuliert werden?

Mit der einfachen Antwort, daß das alles so sein muß, können sich unsere Theologen nicht zufriedengeben. Darum bleiben sie am Problem und versuchen, es nach seiner menschlichen Tiefe zu verstehen. Alle „Sach-Erfordernisse“ der Technik und des Geldes können ja nicht darüber hinwegtäuschen, daß es auch im Betrieb letztlich Menschen sind, die um eines menschlichen Zweckes willen ihre Arbeit und ihre Mittel untereinander aufteilen, und die sich vor der Aufgabe sehen, für eine verantwortliche Teilung der Früchte dieses gemeinsamen Bemühens zu sorgen. Es sind Menschen, die in diesem Miteinander von Gott geliebt werden, um derentwillen Christus gestorben und auferstanden ist. Das allein macht den Betrieb zur bleibenden Aufgabe für uns.

## 2. Die Industriegesellschaft

Der Betrieb blieb aber nicht der einzige Gegenstand des Interesses unserer Seminaristen. Denn wer sich mit ihm ernsthaft beschäftigt, wird bald über die Grenzen der Produktionsstätte hinausgeführt



Pastoren stellen in Selbsthilfe das Baumaterial für das Gossner-Haus in einem benachbarten Zementwerk her.

in jene weitreichende Ordnung menschlicher Beziehungen, die wir „die Gesellschaft“ nennen.

Denn die Ursachen für vieles, das man im Betrieb entdeckt oder erlebt, sind nicht im Betrieb selber zu suchen. Wenn z. B. viele Arbeiter sich im Betrieb nicht als mündige Menschen fühlen, nicht als „Mitarbeiter“, die mitzudenken und mitzureden haben, sondern mehr als „Gegenstände“, die zwar manchmal begehrt sind, aber manchmal auch ganz überflüssig, so daß man sich ihrer schnell entledigt — dann liegt das nicht an den Meistern oder an der Betriebsleitung. Es liegt vielmehr an der „Verfassung“ des Betriebes, an der Verfassung der Wirtschaft und der Produktion. Für die aber ist die Gesellschaft verantwortlich. Das Schicksal der Menschen im Betrieb ist ein Spiegelbild dafür, wie ernst es der Gesellschaft mit der Würde des Menschen ist, und welche Werte bei ihr in Geltung stehen.

Die Christen sind gefragt, welches ihr Beitrag zu einer menschlichen Ordnung der Gesellschaft ist. Und sie sind diesen Beitrag schuldig. Denn christlicher Glaube macht die Menschen nicht ärmer, sondern reicher an Menschlichkeit, nicht hilfloser gegenüber der Welt, sondern beherzter und erfinderischer. Er macht, wenn er wirklich Christusglaube ist, empfindlicher gegen Ungerechtigkeit, Unfreiheit und Unfriede.

Ein gut Teil der Zeit und der Kraft unserer früheren Seminaristen wird davon beansprucht, herauszufinden, an welchen Stellen unseres gesellschaft-



lichen Lebens ein Beitrag der gegenwärtigen Christen-Generation fällig ist. Viele finden sich im Gespräch, manche in direkter Mitarbeit mit solchen Einrichtungen und Organisationen unserer Industriegesellschaft, deren Tätigkeit für die Veränderung zum besseren und gerechteren Umgang der Menschen miteinander wesentlich ist.

### 3. Der Westen, der Osten und der Weltfriede

Wer sich aber für ein menschenwürdiges und darum gottgefälliges Miteinanderleben einsetzt, entdeckt sehr bald, wie groß dieses Feld in Wirklichkeit ist. Die Welt wächst zusammen. Das macht heute vieles leichter und besser. Die Jüngeren haben heute meist mehr von der Welt gesehen, als es den Älteren noch möglich war. Völker befruchten und ergänzen einander.

Zugleich wird aber jeder Riß verhängnisvoller, jede Gefahr tödlicher als früher. Wenn die Völker nicht mehr gleichsam wie in verstreut liegenden Bauerngehöften nebeneinander leben, sondern wie in einer eng bewohnten großen Stadt oder gar wie in einem mehrstöckigen Mietshaus mit vielen Familien unter einem Dach, dann ist der Ausbruch einer Feuersbrunst eine Katastrophe für alle — wer auch immer zuerst mit den Streichhölzern gespielt haben mag. Dagegen hilft auch die Vermehrung und bessere Ausrüstung der Feuerwehr nicht viel. Man muß das Haus so bauen und das Zusammenleben so verantwortungsvoll führen, daß die Feuerwehr möglichst arbeitslos wird.

Das ist ein Gleichnis für das Zusammenleben der Völker. Eine dauernde Gefahr für den Frieden bleibt der Bruch zwischen Ost und West. Wir sind eines der Völker, die diesen Riß am schlimmsten spüren. Das heißt leider nicht, daß wir bessere Lehren daraus ziehen als andere. Viele Menschen glauben bei uns, in einem brandgefährdeten und nicht entrümpelten Haus würde man sich vor Feuer am besten dadurch schützen, daß man die Feuerwehr auf Hochform bringt und mit ein bißchen Übungsfeuer für den Ernstfall proben läßt.

### Erneuerung des Denkens

Wie macht man das Haus feuersicher: Das Haus der Welt, und unsere Wohnung darin? Was wir wohl zuerst entrümpeln müssen, ist unser Denken. Da liegt noch viel alter Zündstoff. Unser Bewußtsein ist zu lange nicht auf Frieden trainiert worden, sondern auf Selbstbehauptung, Abwehr, Erkennen des „Feindes“ und Ausnutzung seiner Schwächen. Wenn die Bibel uns zuruft: „Erneuert euer Denken“, dann wird sich bei uns diese Erneuerung erweisen müssen im Umdenken auf Frieden hin.

### Ostkontakte

Von vielen Freunden des Kasteler Gossner-Hauses hören wir, daß sie besonders häufig „Ostkontakte“ pflegen, und daß sie sich besonders eingehend mit dem Leben und dem Denken der Menschen „im anderen Lager“ befassen. Der Grund dafür ist nicht etwa, daß sie anfälliger wären für den Kommunismus, oder daß sie das Gute im eigenen Hause nicht

zu schätzen wüßten. Vielmehr wollen sie sich für die Beurteilung der Lage im Einsatz für den Frieden nicht einfach darauf verlassen, was jedermann denkt und sagt, was hierzulande „nun einmal feststeht“ (nichts steht fest!), oder was die jeweilige Regierung verkündet. Wir können sagen, daß sich die Auseinandersetzung der Gossner-Seminaristen mit „dem Osten“ in großer Nüchternheit vollzieht.

Das Verständnis der Aufgabe des Friedens ist bei allen als das Hauptmotiv zu erkennen, vor allen nationalen oder geschichtlichen Gründen, die ebenfalls zum Brückenschlag über den Riß hinweg beitragen könnten. Und das ist gut so. Der Weg zum Frieden ist kein Weg zurück, sondern ein Weg nach vorn. Die Erneuerung des Denkens aus dem Evangelium gewährt die Freiheit, **anders** zu sein, als wir immer waren. Aber es gewährt auch dem Anderen, dem „Gegner“, die Freiheit, anders zu sein, als wir ihn uns vorstellen. Nur so kann der Friede in unserem Bewußtsein vorbereitet werden.

### 4. Erneuerung der Kirche

Ausgehend von der Erfahrung im Betrieb, hat also das Kasteler Seminar die Industriegesellschaft und die Weltgemeinschaft entdeckt. Ein eigenartiger Weg. Aber es kommt noch etwas hinzu. Über die Beschäftigung mit der Gesellschaft in ihren verschiedenen Formen und Aufgaben haben die jungen Theologen im Kasteler Gossner-Haus die Kirche in einem neuen Licht zu sehen gelernt.

Man hat sie oft zu Unrecht verdächtigt, im Gossner-Seminar eine negative Einstellung zur Kirche (von der sie doch selber getragen werden!) gewonnen zu haben. Das ist grundfalsch. Wie dürfte man Menschen, die unter den Schäden der Kirche, unter der Kraftlosigkeit der Verkündigung, unter der Abwesenheit von Gemeinschaft und unter der Schwäche des Tatzeugnisses leiden, eine „negative“ Einstellung vorwerfen? Dann hätten in der Geschichte der Kirche alle die eine „negative Einstellung“ gehabt, die sich von Herzen nach einer Reformation sehnten — und sich dafür einsetzten.

Die Erneuerung der Kirche ist eine Daueraufgabe. Sie besteht darin, daß die Christen jeder Generation sich daraufhin prüfen müssen, ob ihre Verkündigung, ihre Gemeinschaft und ihr tätiger Dienst noch hinreichende Antwort sind auf die Fragen, die die Geschichte ihr stellt: in den Hoffnungen, den Verlegenheiten und den Katastrophen des Zusammenlebens der Menschen. Denn unsere Aufgabe ist „die Bereitschaft, jedermann Antwort zu geben, der uns nach dem Grund der Hoffnung fragt, die in uns ist“.

Das Problem der Erneuerung der Kirche beschäftigt heute viele Christen. Der Kirchentag und viele Kirchenleitungen sind davon beunruhigt. Die Gossner-Seminaristen sind unter denen, die sich mühen, die Kirche nicht nur eine Bewahr-Anstalt alter und liebgewordener Vorstellungen, sondern die Vorhut Gottes auf dem Wege in seine Zukunft sein zu lassen, wie Gott es von seinem Volke haben will.

Horst Krockert in Mainz-Kastel,  
Leiter des Amtes für Industrie- und Sozialarbeit  
der Evang. Kirche in Hessen und Nassau.



# Trotz Umbau geöffnet – Gemeindearbeit in Baunatal

Aufmerksame Leser dieses Blattes wissen durch die Berichte aus Indien, daß Industrialisierung stets weitreichende Veränderungen mit sich bringt: für die menschliche Gesellschaft, für das menschliche Bewußtsein und damit auch für Kirche und Glauben.

Wenn das Volkswagenwerk 1958/59 in Baunatal bei Kassel in einer bis dahin überwiegend ländlichen Gegend ein neues Zweigwerk errichtet, das inzwischen über 13 000 Menschen beschäftigt, dann ist das ein Stück konzentrierter Industrialisierung mit allen dazugehörigen Folgen.

Im Falle Baunatal heißt das:

- Auflösung des alten Dorfes durch Aussiedlung der bäuerlichen Urbevölkerung;
- Abbruch der Höfe auf dem gewonnenen Gelände;
- Planung und etappenweise Errichtung neuer Industrie-Siedlungen für 25 — 30 000 Menschen (im Endstadium);
- Einströmen einer neuen Bevölkerung aus allen Himmelsrichtungen;
- Aufbau einer leistungsfähigen Verwaltung;
- Ausbau von Schulen und Verkehrsnetz;
- am 1.1.64 Zusammenschluß von zunächst drei Dörfern, am 1.1.66 Vereinigung mit einem vierten zur Stadt Baunatal (z. Zt. ca. 12 700 Einw.).

Für die Menschen bedeutet dies Verschiedenes, je nach Herkunft und Stand.

Für die Urbevölkerung:

Zusammenbruch und Untergang der alten Welt des Dorfes, vieler überlieferter Ordnungen, Traditionen, Verhaltensweisen, Sitten, menschlicher Beziehungen, Lebensformen — bei gleichzeitigen, teilweise hohen, finanziellen Gewinnen aus dem Verkauf ihrer Ländereien; mit dem Ergebnis innerer Erschütterung und Ratlosigkeit bei äußerem Wohlergehen.

Für die Neubürger hingegen heißt das:

Außergewöhnliche Anstrengungen beim Aufbau einer neuen Existenz in einer neuen, unfertigen Umgebung, die weder Dorf noch Stadt ist; infolge verbesserter Wohnverhältnisse Gründung oder Erweiterung der Familie; Anpassung des gesamten Lebens an den wöchentlich wechselnden Schichtrhythmus des VW-Werks; weitgehend isoliertes und privates Leben im Wohn- und Freizeitbereich; Schwierigkeiten auf vielen Gebieten, z.B. mit Ratenzahlungen, Mitbewohnern, Hausverwaltern, bei Krankheit der Frau usw.

Und die Kirchengemeinde? Der Wegzug der Bauern bedeutet für sie das Verschwinden der Kerngemeinde, die veränderten Verhältnisse aber eine unerhörte Herausforderung für Zeugnis und Dienst, während gleichzeitig fast alle bisherigen kirchli-

chen Lebens- und Arbeitsformen ihre Brauchbarkeit einbüßen. Was kann, was soll in dieser Lage geschehen? Eine Reihe überkommener Aufgaben liegt fest: Gottesdienst, Amtshandlungen, Unterricht. Sie sind aufzugreifen, fortzuführen, anzupassen und zu verwandeln. Aber darüber hinaus? Wenn der Dienst für andere zu den Kennzeichen christlicher Existenz gehört, dann war in Baunatal zu fragen, wo solcher Dienst zugunsten der Gesamtheit möglich und nötig war. Folgende Ansatzpunkte haben wir gefunden:

1.) Die Wochen der Gemeinde. Gemeindeverwaltung, Schule, Volkshochschule, Vereine und Parteien waren infolge des Um- und Aufbaus so sehr mit ihren eigenen Problemen beschäftigt, daß keiner die Zeit fand — oder sich zuständig fühlte —, danach zu fragen, wie es alten und neuen Bürgern eigentlich in diesem Durcheinander ging, und worauf das Ganze letzten Endes hinaussollte. Wie sehr es aber alle betraf, zeigte sich, als der Pfarrer diese Frage eines Tages stellte und vorschlug, sich darüber in einer „Woche des Dorfes“ Gedanken zu machen. Aus der spontanen Zustimmung entstand ein Arbeitsausschuß aller Gruppen und Vereine, der in gleichberechtigter Zusammenarbeit 1962 die erste Woche unter dem Motto „Die Zukunft hat schon begonnen“ vorbereitete und bei lebhaftester Beteiligung der Bürgerschaft durchführte. Einer der Redner von damals war Pfarrer Symanowski, der zeigte, wie sehr sich die Probleme in Baunatal und Indien gleichen. Noch drei weitere Wochen dieser Art haben stattgefunden: 1963 („Auf dem Wege zur neuen Gemeinde“), 1965 („Wir bauen eine Stadt“) und 1966 („Leben in der Stadt von morgen“). Sehr bald kam es über diesen Veranstaltungen zu Kontakten mit der Evangelischen höheren Fachschule für Sozialarbeit in Kassel, mit deren Dozenten und Studierenden seither ein ständiger Austausch besteht. Außerdem wurde uns Hilfe aus Holland zuteil, wo man schon sehr viel weiter ist auf dem Gebiet der planmäßigen Bearbeitung gesellschaftlicher Probleme. Es hat sich gezeigt, wie wichtig es ist, daß man den Bürger gründlich informiert und ihm dadurch ermöglicht, sich eine Meinung zu bilden. Nur so wird er sich für seine Stadt interessieren und zur tätigen Mitwirkung bereit sein.

2.) Der Kinderspielkreis. So viele kleine Kinder es bei uns gibt, so knapp ist der Platz im städtischen Kindergarten. Der Kirchengemeinde fehlt das Geld zur Unterhaltung eines eigenen. In dieser Lage erschien eine junge Mutter und fragte nach Möglichkeiten für ihre kleinen Töchter. Ihre Nachfrage gab den Anstoß zur Gründung eines Kinderspielkreises. Als Selbsthilfe-Organisation schlossen sich im Laufe der Zeit mehr als 25 Eltern zu einem Verein zusammen, der für 20 DM pro Kind und Monat eine Kindergärtnerin an fünf Vormittagen in der Woche beschäftigt, die zusammen mit je einer der Mütter zur Verfügung steht. Ort der Handlung: ein Raum im Gemeindehaus. Längst nicht alle Beteiligten sind evangelisch, aber alle sind zufrieden, denn sie ha-

ben erfahren: Es ist möglich, sich selbst zu helfen, man muß nicht warten, bis eine Lösung „von oben“ kommt!

3.) Die „Gemeinschaft alter Bürger“. Es dauerte eine Weile, bis wir merkten: es gibt auch alte Leute in unserem Ort, weit mehr, als wir dachten. Da sich niemand ihrer speziellen Wünsche und Probleme annahm, lud der Pfarrer Vertreter aller karitativen Gruppen (Deutsches Rotes Kreuz, Verband der Kriegsoffer, Arbeiter-Samariter-Bund) ein, um mit ihnen zu beraten, wer was für die Alten tun könnte. So entstand ein Förderkreis, der die alten Bürger zu einer ersten Zusammenkunft einlud und sie nach ihren Wünschen fragte. Daraus entwickelte sich die „Gemeinschaft alter Bürger“, die mittlerweile von einem Vorstand aus den eigenen Reihen geleitet wird und sich alle 14 Tage — gleichfalls im Gemeindehaus — mit wechselndem Programm trifft.

4.) Der Architekturwettbewerb. Im Interesse einer zusammenhängenden Stadtplanung einigten sich katholische, evangelische und politische Gemeinde auf einen gemeinsamen Wettbewerb für zwei Gemeindezentren und ein Einkaufszentrum in engster Nachbarschaft. Gefordert wurde u. a. ein gemeinsamer Kirchturm für beide Konfessionen, zum Zeichen verbesserter Beziehungen und als Ausdruck einer Einstellung, die über eigenen, kostspieligen Projekten nicht die Not in der Welt vergißt. Dipl.-Ing. Peter

Lehrecke aus Berlin, fast schon ein Gossner-Haus-Architekt, gewann diesen Wettbewerb zur Freude des Kirchenvorstands, der ihn als einen von sechs Teilnehmern nominiert hatte.

Ungelöst, weil besonders schwierig, sind die Fragen der Jugendarbeit, der Beziehungen zu den 20 bis 50 jährigen Männern und zum VW-Werk. Obwohl wir ständig an diesen Fragen arbeiten, sind wir noch zu keinem brauchbaren Ergebnis gekommen.

Sicher gehört zu den Maßnahmen, die vom Gedanken des Dienstes bestimmt sind, auch das Team der beiden Pfarrer, die seit April 1964 diese Arbeit gemeinsam tun, dank der Zustimmung der Kirchenleitung von Kurhessen-Waldeck, und mit dem Auftrag, Modelle kirchlichen Handelns zu entwickeln, die der veränderten Lage angepaßt sind. Wie die Beispiele zeigen, geht das Bemühen darum, die Botschaft des Evangeliums nicht bloß in verstehbare Sprache zu übersetzen, sondern Fleisch werden zu lassen in den gesellschaftlichen und politischen Strukturen am Ort. Ist das Aufgabe einer Kirchengemeinde? Wir geben Harvey Cox recht, der in seinem Buch „Stadt ohne Gott?“ schreibt (Seite 275): „Weltliches Reden von Gott kommt nur zustande, wenn wir das Getto verlassen und das Kostüm abgelegt haben, wenn wir an jener politischen Aktion teilnehmen, durch die hindurch ER Menschen wieder zueinanderbringt in gegenseitiger Sorge und Verantwortung.“ Jochen Rieß

## Die „arche“ in Wolfsburg

Aus einer Sendung des Westdeutschen Rundfunks am 18. Dezember 1966. (Mit Genehmigung des WDR und des Autoren Reinhard Tietz auszugsweise abgedruckt.)

Zitator: „Mir fällt auf: Sie gehen den Weg ins Werk immer unten herum!“

1. Sprecher: Unten herum im Volkswagen-Werk Wolfsburg — das ist der Weg in die Montagehallen, an die Transferstraße, in die Kantinen, zum „campo“ der Italiener an der Berliner Brücke. Unten — das sind die Gespräche mit Schichtarbeitern und Betriebsratsmitgliedern, die Fahrten mit den Lehrlingen, die Besuche bei den Familien verhafteter Kommunisten.

Zitator: „Sie gehen den Weg ins Werk immer unten herum!“

2. Sprecher: Der Mann, der das feststellt, hat Grund, erstaunt zu sein. Sein Besucher ist Pfarrer. Pastor Rudolf Dohrmann von der „arche“, vom Pfarramt für Industriediakonie in Wolfsburg, ein Mann der Kirche also. Aber hier oben in der Werksleitung hatte man sich Kirche eigentlich anders vorgestellt. Man hatte hier oben ja auch andere Erfahrungen mit ihr gemacht. Die Kirche pflegte sonst doch oben herum zu gehen. Gewiß, sie war auch sonst

schon immer für die da unten dagewesen, für die Arbeiter. Jahrzehntlang hatten die Pfarrer sorgenvoll von den Kanzeln herab vor den entmenslichenden Wirkungen der Technik gewarnt. Immer wieder hatten sie ihre Gemeinden zu einem besseren Lebenswandel ermahnt. Und es kamen doch auch die Gemeindeschwestern, die in den Häusern nach der kranken Großmutter schauten und dabei sahen, was wirklich los war in den Arbeiterfamilien. Aber sonst? Worüber konnte sich ein Pfarrer schon mit einem Arbeiter unterhalten? „Oben“ war das ganz anders. Da gab es das gleiche Bildungsniveau.

1. Sprecher: Man hat bei der Wolfsburger Betriebsleitung gemerkt, daß mit Pastor Dohrmann ein Mann nach Wolfsburg gekommen ist, der an die naturgegebene Ehe von Direktion und Altar nicht glaubt. Für ihn und das Mitarbeiter-team des Industriefarramtes gehört die Kirche nach „unten“, nicht nach „oben“.

2. Sprecher: Aber noch einmal, jetzt genauer: Was heißt „unten“ und „oben“? Diese Klischee-Be-



griffe sind zu einfach. Sie sagen höchstens etwas darüber, wie man seine eigene Position empfindet und was man vom anderen hält:

„Wir hier unten und die da oben“. Genauer betrachtet sieht die Sache so aus: Außer dem Volkswagenwerk gibt es in Wolfsburg praktisch keine andere nennenswerte Industrie.

Achtzig Prozent der Erwerbstätigen sind bei VW beschäftigt. Damit ist fast jeder Wolfsburger von VW abhängig. — Beinahe zwanzig Jahre lang wurde ein einziges Produkt in Großserie hergestellt. Produktion und Verwaltung sind hochgradig mechanisiert oder automatisiert. — Das Unternehmen wird sehr zentralistisch geleitet. Entscheidungsbefugnisse und Verantwortlichkeiten sind bei der Werksleitung konzentriert. Wie wirkt sich das auf die Betriebsangehörigen aus? Pastor Dohrmann beschreibt die Konsequenzen folgendermaßen:

Zitator: „Wenige haben die Chance, als Menschen schöpferisch oder verantwortlich zu arbeiten. Von der Masse wird nur eine geringe partielle Fähigkeit erwartet, oder anders ausgedrückt: Die Mündigkeit des Menschen zur Korrespondenz mit Gott und den Menschen ist für die weitaus größere Zahl der Menschen in der Arbeitszeit nicht möglich. Der Beschäftigte wird in seiner Existenz als Mensch, als schöpferischer Partner seines Schöpfers, aus dem Arbeitsbereich fort —, auf den Freizeitbereich verwiesen. Die Prägung des Beschäftigten in der Arbeitszeit durch die Bedingungen der Hochmechanisierung und Automation ist wiederum so stark, daß der größte Teil der Arbeiter und Angestellten sich im Freizeitbereich mit dem Konsumentenstatus und — wenn es darauf ankommt — auch mit dem Status des Befehlsempfängers abgefunden hat. Trost und Resignation sind in den drei Artikeln eines neuen Glaubensbekenntnisses zusammengefaßt: ‚Die da oben!‘ — ‚Wir können doch nichts machen!‘ — ‚Solange ich mein Geld habe, ist mir alles andere egal!‘“

1. Sprecher: Was heißt hier verantwortlich leben? Wie kann hier einer sich als schöpferischer Partner seines Schöpfers entdecken und betätigen? Das ist die Frage, auf die Christen in Wolfsburg eine Antwort geben müssen, wenn ihr Christsein etwas anderes als Luxus und Selbstbefriedigung sein soll.
2. Sprecher: Die Kirche — das ist im Blick auf das Wolfsburger VW-Werk die „arche“ mit dem Team des Industriepfarramts, das dort zuhause ist. Die „arche“ ist eine Baracke, man sagt, eines der ältesten Bauwerke in dieser jungen Stadt. Also beileibe keine Kirche. Aber dafür ist sie gastlich und häuslich und warm, wie eine Kirche es kaum sein kann. In der Hauptsache besteht die „arche“ aus einem Saal mit zwei Reihen von Holzträgern, die die beiden niedrigen „Seitenschiffe“ von dem Höheren „Hauptschiff“ trennen. Aber an der Decke sieht man Stahlrohre entlanglaufen. An der Stirnwand



Diskussionskreis in der „arche“ in Wolfsburg

Ein Lehrling im Bastelraum des Gossner-Hauses.





steht ein Eisenrost aus Drahtgeflecht, aus dem sich ein Hanfkreuz heraushebt. Sonntags hält man hier gemeinsam mit der Ortsgemeinde Gottesdienst. Aber die Stühle stehen so, daß man dicht beieinandersitzt und sich gegenseitig sieht. So kann man zwischendurch Fragen stellen, und der Pastor kann von seinem Platz aus antworten und erklären, was er eben gemeint hat. Und feiert man Abendmahl, so steht in der Mitte ein Tisch mit einer Tischdecke darauf und einem irdenen Krug und irdenen Bechern, wie man sie zuhause hat. Nicht nur Gottesdienste finden hier statt, sondern auch alles andere, was zum Leben dieser Industriegemeinde gehört: Vorträge von Bischöfen und Gewerkschaftsfunktionären, Gespräche mit Gästen aus dem Osten und zwanglose Abende, bei denen man nichts tut, als spielen. Und Feste; gemeinsames Essen, im Zusammenhang mit einem gemeinsamen Abendgespräch oder auch einfach nur, um zusammen zu sein. Hier

ist jeder ernstgenommen, so wie er ist, auch wenn er mit Kirche oder Glauben sonst nichts im Sinn hat. Er kann still dabeisitzen. Er kann protestieren, wenn ihm etwas nicht gefällt. Und er kann merken, daß auf seine eigene Meinung Wert gelegt wird, daß er gefragt ist. So ist in der „arche“ eine Gemeinschaft entstanden, in der es auch Fehler geben darf, und in der man von Fehlern sprechen kann. Der Weg „unten herum“ ist bei uns hierzulande ein gefährlicher Weg, oder jedenfalls kein bequemer — wenn man versucht, ihn ein wenig konsequent zu gehen. Daß das Wolfsburger Team diesen Weg zu gehen versucht, ist eine Ermutigung in diesem Land. Dieser Weg ist ein moderner Kommentar zur Weihnachtsgeschichte. Denn wie können Menschen feiern, daß Gott den Weg nach unten genommen hat, um „unten“ dazubleiben und Frieden zu machen, wenn sie nicht auch selbst den Weg „unten herum“ gehen mögen?

## Acht Thesen eines Industriefarrers

1. Die christliche Gemeinde darf den arbeitenden Menschen nicht allein lassen — um ihn in seiner Freizeit zu beanspruchen. Der Industriebetrieb, die Behörde, das Kaufhaus, die Organisation oder die mannigfachen Dienstleistungsbetriebe wie Post, Bahn, Verkehrsbetriebe, Friseure usw. — kurz, die moderne Arbeitsstätte ist nämlich nicht nur der Ort, an dem der Mensch zufällig arbeitet und „sein“ Geld verdient; sie ist auch der Ort, an dem jeder auf nachdrückliche Weise erfährt, was für eine Umwelt er hat. Die Arbeitsstätte vermittelt ihm die entscheidende Kenntnis vom Menschen seiner Zeit. Hier wird nicht nur kommandiert und gehorcht, belohnt und bestraft, gefördert und versetzt, mißtraut und resigniert, sondern hier bekommt der einzelne — wenn überhaupt — seinen gesellschaftlichen Rang oft auf Grund seiner Stellung innerhalb der betrieblichen Hierarchie, weniger auf Grund seiner beruflichen speziellen Tätigkeit; denn seine Arbeit ist nur relativ etwas wert, nämlich das, was sie der Organisation, genannt Betrieb, wert ist.

Wenn der Mensch sich hier entfremdet wird (z. B. weil ihm wenig Raum zur Eigeninitiative, Selbstverantwortung, freien Disposition seiner Zeit, zu Mitsprache und Partnerschaft gelassen wird oder gelassen werden kann!), dann vermag er auch in seiner Freizeit nicht, diese tägliche Erfahrung zu vergessen oder auszugleichen.

Eine Kirche also, die sich nur den Menschen in seiner Freizeit angelegen sein läßt, geht an den Ursachen vieler menschlicher Nöte heute vorbei.

2. Die christliche Gemeinde darf den organisierten Menschen nicht allein lassen. Wer ist heute nicht organisiert, sei es freiwillig in den verschiedenen kulturellen, sportlichen, wissenschaftlichen oder politischen Vereinigungen, sei es unter Zwang, z. B. in kommunalen Körperschaften und Einrichtungen? Kann das Mitglied einer Organisation jeweils mehr als nur ein zahlendes Mitglied sein? Oder

muß es sich zu einer Nummer in einem nicht mehr beeinflussbaren Apparat denaturieren lassen — zu einem willenlosen Objekt in der Hand einiger weniger Mächtiger, die sich hinter sogenannte Zwangsläufigkeiten verstecken? Dennoch bleibt der Lebensnerv jeder kleinen und großen Organisation: die persönliche Verantwortungsfreude des einzelnen. Sie läßt sich nicht organisieren, sie muß von vornherein da sein.

Müßte die christliche Gemeinde nicht jeden verantwortungswilligen Mitmenschen unterstützen, ihn vor Resignation und Menschenverachtung bewahren und ihm die Freude erhalten helfen, eine industrielle Gesellschaft menschlich zu gestalten? (Gerade weil die christliche Gemeinde eine noch darüber hinausreichende Hoffnung hat!).

3. Die christliche Gemeinde darf den sich säkular verstehenden Menschen nicht allein lassen. Denn es gibt keinen ewigen Zaun zwischen Kirche und Welt, weil es keine Trennung zwischen Gott und Mensch gibt.

Die Welt verneinen — das würde bedeuten: Gottes Offenbarung in Jesus Christus ist ohne schöpferische Wirklichkeit, seine Liebe ohne Gegenstand. Die Gemeinde muß also der Versuchung widerstehen, aus einer mißverstandenen Eschatologie heraus sich pharisäisch von dieser Gesellschaft abzusondern. Sonst wird ihre endzeitliche Hoffnung (Eschatologie) zur Utopie, ihr Zeugnis zu einer Rechtfertigung des status quo und ihre Predigt zu einem Selbstgespräch.

Die eschatologische Hoffnung der Gemeinde baut auf den neuen „Menschensohn“ Jesus Christus — und ist deshalb nur eine Hoffnung zu nennen, weil sie die Verheißung eines neuen Himmels und einer neuen Erde für sich hat. „Die Hoffnung der Apostel hat die Bedeutung der Gegenwart für sie gehoben, nicht gemindert, Tätigkeit erzeugt und

nicht Apathie und Passivität" (A. Schlatter, Theologie des Neuen Testaments, 1910, S. 557).

Eine Kirche, die den Zeitgenossen allein läßt, nur weil er an einen lebendigen Gott nicht mehr zu glauben vermag (und die Macht der Verhältnisse ihn erdrückt), begibt sich in ein Getto. Eine Getto-Kirche kann in einer säkularen Gesellschaft einen missionarischen Auftrag nicht mehr wahrnehmen; denn die Unterscheidung, die sie eigenmächtig vollzieht, ist keine geistliche, sondern eine innerweltliche und darum profane: Eine Getto-Kirche hat sich selbst profaniert.

4. Der Dienst am Menschen in einer industriellen Gesellschaft wird nur dann Dienst, „Diakonie“, sein, wenn er von folgenden Voraussetzungen ausgeht:

a) Jesus Christus ist der Herr der Welt, indem er ihr unterster Knecht und Diakon geworden ist (Mark. 10, 45). Seine Herrschaft beruht auf seinem Dienen, nicht auf einer mehr oder minder zufälligen Zahl von Untertanen. Also kann die Gemeinde die königliche Herrschaft ihres Herrn nur bezeugen, indem sie an Seiner Diakonie teilnimmt. Das heißt, sie wird gerade mit denen Gemeinschaft eingehen müssen, die an Gottes Gerechtigkeit und Güte nicht mehr glauben. Sie wird, statt anzuklagen, Schuld bedecken. Denn Liebe begleitet, Liebe vereinnahmt nicht (Tillich).

b) Dieses umfassend diakonische Verhalten schließt das, was man die Verkündigung des Evangeliums nennt, in sich ein. Diese Diakonie ist also nichts Nachträgliches oder Sekundäres, kein weniger wichtiges Handeln, das hinter der Predigt oder dem Predigtgottesdienst rangieren und u. U. auch unterbleiben könnte (etwa weil der sonntägliche Gottesdienst die wichtigste Gemeindeveranstaltung wäre). Es gibt keinen Gottesdienst, der nicht in unaufhaltsamer Konsequenz Menschendienst wird (K. Barth).

c) Die Gemeinde kann sich nur diakonisch verhalten, weil die Glaubwürdigkeit des Evangeliums durch keinerlei kirchliche Machtpositionen oder organisiertes Gruppeninteresse einzelner, genannt Christen, bewiesen werden kann. Die Glaubwürdigkeit des Evangeliums ergibt sich aus der Glaubwürdigkeit derer, die dem dienenden, sich erniedrigenden und entäußernden Herrn nachfolgen; denn Jesus Christus gehört der ganzen Welt. Er wäre bereits ein heidnischer Götze geworden, wenn man ihn wie eine Investition ansehen würde, die nur der ordnungsgemäßen Verwaltung bedarf, damit sie sich bezahlt macht.

d) Die christliche Gemeinde existiert als diakonische Gemeinde, wenn sie auf die soziale Kontrolle der Gesellschaft zugunsten eines praktischen oder konkreten Humanismus verzichtet. Ein „Wächteramt“ der Kirche, das nicht den Geist und die Gestalt der Diakonie Jesu hat, steht dem Reich Gottes im Wege.

e) Diakonie bewahrt davor, die Öffentlichkeit in die Schranken eines kirchlichen Eigeninteresses zu fordern. Eine dienende Gemeinde verzichtet auf den prinzipiellen, weltanschaulichen oder morali-

schen Führungsanspruch. Denn die Gemeinde verdankt die rechtliche Sicherung ihrer zahlreichen Institutionen keiner göttlichen Stiftung, wohl aber der Toleranz und der objektiven Wertschätzung von seiten der Gesellschaft und des Staates.

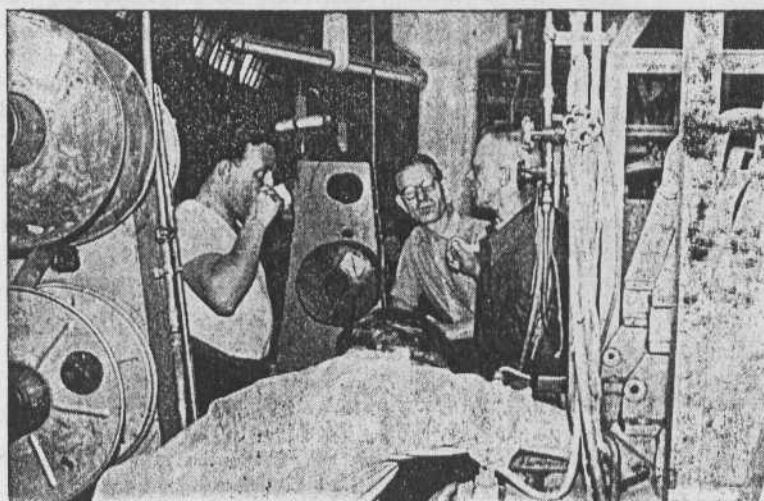
f) Eine Diakonie dieser Art reicht deshalb über die individuelle Hilfe an Notleidenden und Gestrauchelten weit hinaus. Sie ist ihrem Wesen nach Diakonie an der menschlichen Gesellschaft. Die individuelle (und manchmal individualistische) Seelsorge wird zugleich Seelsorge an der Industriegesellschaft werden müssen. Die Gemeinde wird sich darum um den Menschen nicht erst dann kümmern, wenn er an seine Grenzen gelangt und am Ende seiner selbst ist, sondern von Anfang an.

Die Tatsache, daß er ein Mensch ist, ist Grund genug, ihm (auch politisch) ein Nächster zu werden. Die Fürsorge gegenüber leidvollen Einzelschicksalen darf nicht dazu verleiten, an solchen Ursachen einer Not vorbeizugehen, die in der gesellschaftlichen Unordnung liegen und darum auch dort bekämpft werden müssen. Eine ausschließlich individualistisch eingestellte Diakonie verliert ihren Sinn, wenn sie naiv jene gesellschaftliche Unordnung konservieren hilft, weil sie die Abhängigkeit des einzelnen übersieht.

5. Diakonie an der industriellen Gesellschaft ist darum keine Arbeitermission. Denn:

a) Es gilt nicht, das Proletariat zu bekehren, sondern es abzuschaffen.

b) Es gibt keine Bekehrung, die nicht auch eine soziale Dimension hätte. Sünde kann auch zum System werden, mit dem der einzelne sich entschuldigt. Z. B. gibt es ein System gewordenen Mißtrauens in vielen Bereichen, in denen Menschen zusammenarbeiten und -leben. Es kann auch die in einem bestimmten betrieblichen Herrschaftsverhältnis objektivierte Unmenschlichkeit oder die in einer grenzenlos betriebenen Arbeitsteilung zwangsläufige Dehumanisierung sein. An keiner dieser Gestalten der Sünde kann man vorbeileben — sonst ist die



Zwei Industriepfarrer mit ihrem Meister und Vorarbeiter während ihrer Ausbildung im Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft in Mainz-Kastel.



persönliche Rechtschaffenheit, mit der mancher sich beruhigt, nicht viel mehr wert als jene „reine Weste“, die vor Gott ohnehin nichts gilt.

c) Die Kirche kann ferner kein Interesse haben, den öffentlichen und den wirtschaftlichen Bereich zu konfessionalisieren. Die Sammlung sog. evangelischer Betriebskerne, die Förderung „christlich-sozialer Betriebsgruppen“ (die vor allem aus der römisch-katholischen Sozialarbeit erwachsen) oder die Gründung eigener, nämlich christlicher Gewerkschaften können nur den Effekt haben, die Arbeitnehmerschaft zu spalten. Konfessionelle Maßnahmen, die religiöse und weltanschauliche Momente in den Streit der Sozialpartner hineinragen, verhindern außerdem eine Versachlichung des Lohnkonfliktes, wie ihn alle Seiten wünschen.

d) Der kirchlichen Gemeinde sind nicht nur „die“ Arbeiter, sondern (bis auf einen kleinen Prozentsatz bürgerlicher oder bäuerlicher Mittelschichten) alle Schichten unseres Volkes entfremdet. Eine kirchliche Industrie- und Sozialarbeit, die sich ausschließlich „den“ Arbeitern zuwenden wollte, würde sich auch dem Vorwurf aussetzen, unwissenschaftlich etwas für einen „Stand“ (nämlich den Arbeiterstand) zu halten, was längst keiner mehr ist; denn die human-ethischen Probleme der industriellen Gesellschaft sind sachlicher Art und also nicht an irgendeine soziologische Schicht gebunden.

6. Ziel der Gesellschaftsdiakonie ist die selbstlose Mitarbeit an der Lösung der zahlreichen menschlich-sozialen Probleme der Gegenwart. Dies kann nur zusammen mit anderen Menschen und Gruppen geschehen — unabhängig von deren kirchlicher Einstellung und Herkunft. Denn die Frage ist, ob der arbeitende Mensch in der Produktion, in den Büros, bei den Dienstleistungen Mensch bleiben kann, und nicht: ob einer dort ungestört Christ sein kann. Das Evangelium ist nicht privatisierbar, sondern läßt sich nur im sozialen Engagement bezeugen, da es unter Menschen hier und jetzt Fleisch werden möchte — insbesondere unter denen, „die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit“. Diese Diakonie vollzieht sich deshalb folgerichtig auch in der Gestalt einer christlichen Mitarbeit in den vorhandenen säkularen Organisationen, die sich um die Lösung der sozialen Probleme bemühen.

Mitarbeit ist etwas anderes als kirchliche Repräsentation. Man kann immer nur Innerweltliches, und dann lediglich das Vergangene, repräsentieren. Der Herr der Welt und der Gemeinde läßt sich jedoch nicht repräsentieren, weil er jeder Gegenwart bereits voraus ist und als der Verheißene, nämlich als Ankündigung des zu uns kommenden Reiches Gottes, sich selbst dieser Welt präsent macht.

Mitarbeiten heißt hören, bevor man selber redet. Es setzt die Bescheidenheit voraus, nur mit den anderen zusammen die Lösung zu finden.

Eine mitarbeitende Gemeinde wird darum den Dialog gerade mit den Andersgläubigen suchen und dieses Gespräch nicht dadurch pervertieren, daß sie es heimlich zu einer Möglichkeit religiöser Beeinflussung macht. Das Gespräch hätte nämlich seinen Sinn eingebüßt, wenn es nur dazu dienen sollte, einen christlichen „Standpunkt“ zu vertre-

ten. In alle Bereiche die christliche Linie hineinbringen — das könnte doch nur bedeuten, überall zuerst das eigene Interesse wahren, da die ökonomischen und politischen Probleme viel zu komplex sind, als daß es überall „die“ christliche Lösung geben könnte. Das Evangelium ist kein „Standpunkt“; es bewegt die Menschen gerade aufeinander zu, indem es ihre beharrlich verteidigten Standpunkte als Gesetzmäßigkeit und Gefängnis entlarvt. Das Verheißungsvolle und Zukunftsträchtige des Evangeliums liegt doch darin, daß es beide, „Nicht-Christen“ und „Christen“, zu einem neuen gemeinsamen Standort aufbrechen heißt.

Wenn die Gemeinde in dieser Weise mitarbeitet, so löst sie sich damit keineswegs in die Welt hinein auf; denn diese Mitarbeit ist das christliche Interesse an einer ständigen Vermenschlichung der Gesellschaft, ihrer Technik, ihrer Ökonomie, ihrer Wissenschaft und ihres Staates. — Wenn die Gemeinde „das“ Salz der Welt sein soll, so braucht sie andererseits die Welt auch nicht erst zu versalzen, um ihre Salzfunktion zu erfüllen.

7. Die gesellschaftliche Diakonie meint also die Mitarbeit der Gemeinde an dem Strukturwandel der Gesellschaft. Darin erweist sich die Dynamik der der Gemeinde geschenkten Hoffnung. Um ihrer Hoffnung willen kann die Gemeinde nicht dabei verharren, die bestehenden Verhältnisse hinzunehmen, wie sie sind. Sie würde ihre außerordentliche Freiheit und Hoffnung wegwerfen, um dann zu resignieren, wie das die große Masse der unteren Einkommensschichten ohnehin tut. Der Strukturwandel der Gesellschaft ist auch für die christliche Gemeinde eine bleibende, ständige Aufgabe — um ihrer Hoffnung und d. h. um dessentwillen, der der „Diakon der Massen“ (Mark. 10, 45) geworden ist. Diese Beweglichkeit nach außen setzt aber eben eine solche Beweglichkeit nach innen voraus. Das heißt: Man wird selbstkritisch sich immer wieder prüfen und die Reformation nicht nur als glorreiche Vergangenheit feiern, sondern sie als Aufruf des Herrn begreifen, das Liebgewordene, das Altgewohnte und das historisch Gewordene eines Tages stehen zu lassen, um dem Herrn an neue Wirkungsstätten zu folgen. Jede kirchliche Kritik an gesellschaftlichen Verhältnissen bliebe eine Scheinkritik, wenn sie diese selbstkritische Distanz ausschließen würde.

a) Eine solche selbstkritische Besinnung könnte z. B. danach fragen, ob die Gemeinde und ihre Theologen den Schritt vom Ich zum Wir schon gegangen sind. Sie könnte ferner danach fragen, wie weit sich das christliche Denken mit den Vorstellungen von persönlicher Freiheit und Eigentum identifiziert hat, die das liberale Bürgertum im 18. und 19. Jahrhundert hervorgebracht hat.

b) Vielleicht sind die Gottesdienste in Großstädten und Industriezentren auch deshalb leerer als in ländlichen Gebieten, weil die Kirche (wenn auch auf religiöser Ebene) „Leistungen“ erwartet — eine Art Werkgerechtigkeit, wie sie die Industrie jeden Tag zur Vorbedingung des Lohnes macht?

c) Wenn der arbeitende Mensch sich dadurch entfremdet wird, daß er zum Objekt gemacht wird,



das sich willig einordnet und gerade nur arbeitet („schafft“) — inwiefern wird dieser Mensch im sonntäglichen Gottesdienst zu einem Subjekt, das dort seine Sprache wiederfindet, Fragen stellen und mitbestimmen kann?

d) Sind Pfarrer und Kirchenvorstände frei von jenem in der Arbeitswelt oftmals mißbrauchten Leitbild vom „Mitarbeiter“: Der Chef überläßt seinem „Mitarbeiter“ zwar die Freiheit, für ihn zu arbeiten, gibt aber die Monopolstellung seines Amtes nicht auf (etwa zugunsten eines Teams von Gleichrangigen)?

8. Wenn das Zeugnis der christlichen Gemeinde die Gestalt einer Diakonie an der Gesellschaft hat, so wird auch der Theologe seinen Auftrag neu sehen und eine andere Stellung innerhalb der Gemeinde einnehmen.

a) Er wird die Gemeindeglieder („Laien“) viel ernst nehmen; denn sie stehen an der Front, er selber in der Etappe.

b) Er wird die herkömmliche Helfertheorie umkehren: Nicht die Kirchenvorstände sind die Helfer des Pfarrers, damit er seine Probleme bewältigt, sondern der Pfarrer ist der Helfer seiner Gemeindeglieder, damit sie ihre Probleme und diejenigen ihrer Mitmenschen bewältigen. Da sich sein Dienst weit abseits der modernen Arbeitsstätten vollzieht, fehlt ihm natürlicherweise das Allround-Urteil. Er ist nicht mehr der Alleskönner (reden, unterweisen, sammeln, verwalten, bauen, organisieren, besuchen, jung und alt, reich und arm, Lohnempfänger, Angestellter und Beamter zugleich sein, usw.). Sein Hirtenamt hat sich auf viele Schultern verlagert, und er wird dankbar die Vielfalt der Charismen (1. Kor. 12) anerkennen.

c) Die Leitung der Gemeinde wird arbeitsteilig vollzogen werden müssen. Statt allerlei „Kreise“ aufzuziehen, die um sich selbst kreisen, wird der Pfarrer mit seiner Gemeinde Aktionsgemeinschaften, Komitees, Dienstgruppen auf Zeit bilden, die sich der jeweiligen Probleme annehmen, um sie in eigener Regie und Verantwortung zu lösen.

d) Da die sozialen Probleme über die Grenzen einer Pfarodie hinausreichen (zumal die Pfarodien oftmals nur noch Wohn- und Schlafstätten geworden sind und die Arbeitsstätten nicht mehr umgrenzen), werden die Gemeinden und ihre Pfarrer nach den gemeinsamen Aufgaben in der Region oder „Raumschaft“ fragen müssen, zentralörtliche Interessengemeinschaften dort gründen, wo sie am wirksamsten arbeiten können; d. h. auch über die Pfarodie hinaus wird es zu einer Arbeitsteilung kommen müssen — anders, in größerer Sachnähe, weniger formal, als dies bisher durch Dekanatsbeauftragte geschehen könnte.

e) Der Theologe wird, schon in der Zeit seiner Ausbildung, sich viel mehr bemühen müssen, die ökonomischen, sozial- und kommunalpolitischen Sachverhalte zu kennen und zu verstehen, um die Fesseln anerzogener und unbewußter gesellschaftlicher Vorurteile loszuwerden. Er sollte sich nicht unreflektiert an eine soziologische Schicht — meistens ist es das Groß- und Besitzbürgertum bzw. die



Von den Schichtarbeitern nicht zu unterscheiden: junge Theologen im Betriebseinsatz.

Akademikerschicht — binden, damit er besonders den auf der unteren gesellschaftlichen Rangstufe stehenden Menschengruppen gerecht wird.

f) Mehr als bisher wird sich der Theologe an der Entideologisierung bestimmter wirtschaftlicher und politischer Parolen, m. a. W. an der Ideologiekritik beteiligen müssen. Denn auch die säkulare Gesellschaft verbrämt ihre oft recht irdischen Ziele (z. B. das Profitstreben) gerne mit religiösen Schlagworten und benutzt christliche Motivierungen. Der Theologe wird also seinen Blick dafür schärfen müssen und an einer wissenschaftlichen Klärung mitarbeiten, damit die Kirche in der Öffentlichkeit nicht als Vorspann mißbraucht wird (z. B. Bauern, Vertriebene, Parteien, Geschäftsleute).

Da die parochiale Arbeit ihm dafür oft keine Zeit läßt, wird er diese Aufgabe — in Form von Pfarrertagungen, Seminaren mit den Sozialpartnern, Betriebsbesuchen u. ä. — zusammen mit speziellen „Sozialpfarrern“ angreifen müssen, in keinem Falle jedoch seine parochiale Arbeit gegen diejenige des Sozialpfarrers ausspielen.

Dabei wird er erkennen, daß viele bisher nur ökonomisch oder politisch verstandenen Probleme durchaus eine theologische Relevanz haben, z. B. das Eigentum, der gerechte Lohn, die Einkommensverteilung, die Verteilung der Macht, die Autorität im Betrieb, die Zersplitterung der menschlichen Zeit, die Mitbestimmung, der gesellschaftliche Charakter des Produktionsprozesses u. a. m.

Je mehr der Theologe auf die Gesellschaft zugeht, der er als Bürger selber angehört, desto mehr lernt er sie verstehen. „Indem man Christus bekennt vor denen, die ihn verleugnen oder verraten, entdeckt man sich selbst in der Solidarität mit ihnen. Das verbindet mit ihnen wie nichts anderes, so daß es nicht zu einem Protest gegen sie, sondern nur zu einem Bekenntnis für sie kommen kann“ (W. Fürst, Das Bekenntnis zu Jesus Christus im 20. Jahrhundert, 1966).

Dr. Ekkehard Börsch  
Opelstadt Rüsselsheim

**Auszüge aus einem Brief  
von Norma Arnold an Pfarrer Symanowski**

(Teilnehmerin am Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft aus den Vereinigten Staaten von Amerika)

Ich muß gestehen, daß mein Aufenthalt in Deutschland viele gute Auswirkungen gehabt hat. Ich glaube, daß, als ich zuerst nach Deutschland kam, war ich ein „outsider“ und sah als solcher manche Dinge verkehrt, weil ich noch nicht dazugehörte. Als ich dann in die USA zurückkehrte, war ich in der Lage, nun mir in meiner Heimat die Situation anzusehen und zwar als ein „outsider“ auch dort — und ich war schockiert. Roger hatte so recht mit seinem kulturellen Schock, weil auch ich einen ganzen Sommer unter ihm gelitten habe. Ein Beispiel: Ich hörte heute im Radio das Geplärr „Wir töteten heute 50 Vietcong“. Zuerst einmal vielleicht in meinem ganzen Leben ist mir jetzt bewußt geworden, wie furchtbar die Assoziation des „wir“ ist. Solche Dinge hatte ich niemals zuvor bemerkt. Ich vermute, daß durch den neuen Blickwinkel, den ich bekommen habe, alle Arten von Ungerechtigkeiten und Unrecht, welche hier begangen werden, mir jetzt erst deutlich werden. Als ich in Deutschland war, haben mich sehr oft viele Leute nach der Rassensituation hier gefragt und meine Antwort ist meistens gewesen „Na gut, wir versuchen etwas zu tun“. Jetzt wo ich zurück bin, sehe ich, daß wir uns vor diesem Problem verstecken. Meine wachsende Fähigkeit, die Situation in den USA zu durchschauen, ist eine positive Auswirkung meines Aufenthaltes in Kastel. Ich war schockiert, als ich merkte, wie unwissend die Leute hier sind in den Fragen von Ost- und Westdeutschland, und ich merke plötzlich, daß ich beide Deutschland verteidige in einer Weise, wie ich sie vorher für unmöglich gehalten hätte. Eine der ersten Bemerkungen,



Rev. Canon Ralph Stevens (rechts), Leiter der Industriearbeit in Birmingham/England im Gespräch mit dem Leiter des Gossner-Hauses Kastel, Pfarrer Horst Symanowski.

die eine Schulfreundin von mir gemacht hatte, als ich zurückkam, war: Nun, ich sehe, du bist ein Marxist geworden. Natürlich bin ich kein Marxist geworden. Und was versteht man darunter eigentlich heute? Aber wenn meine Freundin, die ich nun 8 Jahre kenne, denkt, daß das, was ich sage so klingt, so kann man daran erkennen, wie sich meine Art zu denken verändert hat.

**Brief von Mr. Worth Loomis,  
Vizepräsident der Medusa Portland Cement-Works,  
und Vorsitzender des Komitees „Kirche und Industrie“ in USA.**

Cleveland, Februar 1967

Liebe Christa Springe, lieber Horst Symanowski! Sie haben mich gefragt, wo nach meiner Ansicht als ein führender Geschäftsmann aus dem industriellen Leben sich die Interessen von Kirche und Industrie treffen. Ich glaube, sie treffen sich in der Erkenntnis, daß der industrielle und geschäftliche Sektor des Lebens einer der größten Bereiche ist, in welchem sich die Beziehungen von Mensch zu Mensch entscheiden. Dieser Bereich ist groß, nicht nur wenn man an die Anzahl der Menschen denkt, die davon erreicht werden, sondern besonders wegen der Macht, die darin ausgeübt wird und der Reichweite der Entscheidungen, die auf diesem Gebiet gefällt werden und alle Gebiete der menschlichen Gesellschaft beeinflussen. Es ist nun die Aufgabe der Kirche, zu den Fragen zu sprechen, in welcher Weise die Beziehung des Menschen zum Mitmenschen vor den Augen Gottes gestaltet wer-

den soll. Dies ist teilweise eine ethische Frage; wir müssen aber einsehen, daß ethische Weisungen ohne eine Institution, die sie tragen, keine Kraft besitzen. Andere nicht christliche Religionen, so richtig sie auch gewesen sein mögen in ihrer Zeit und in ihrem Ursprung, beziehen sich nicht auf die industrielle und organisierte Gesellschaft, so wie es nötig ist, wenn der Mensch seinen Glauben in der Welt lebt und nicht in einem Winkel getrennt von ihr. Die Theologie der jüdisch-christlichen Tradition steht wie ein Fels in dem Mittelpunkt der Frage nach der Beziehung von Mensch zu Mensch in einer Welt der „Gewalten und Mächte“.

Die Kirche ist eine Institution, die jedoch nicht die Relevanz zur Welt besitzt, wie ihre Theologie. Sie hat weitgehend die Beziehung zu dem industriellen Menschen verloren, wie sie sie in früheren Zeiten in einer agrarischen Gesellschaft noch gehabt hat.

Der verstorbene Alfred North Whitehead hat 1933 geschrieben: „Das Verhalten der Gemeinschaft wird weitgehend von geschäftlichen Denkweisen bestimmt. Eine große Gesellschaft ist eine Gesell-



schaft, in der die Männer des Geschäftslebens groß von ihren Aufgaben und Funktionen denken." (Adventures of Ideas). In den vergangenen dreißig Jahren nun, seitdem dieses geschrieben wurde, hat sich ein Verfall des Übergewichts, das das Geschäftsleben hatte, herausgestellt, jedenfalls in der amerikanischen Gesellschaft. Nichtsdestoweniger glaube ich, daß die Männer des Wirtschaftslebens auch weiterhin groß von ihren Funktionen denken sollten, und das bedeutet, daß die sich mit den Fragen nach der Qualität des Lebens, mit ethischen Fragen und dem Problem der Mitmenschlichen Beziehungen, auseinandersetzen müssen.

Organisationen sind dazu da, um den Menschen zu dienen; der Mensch ist nicht dazu da, den Organisationen zu dienen. Es ist darum eine Aufgabe von Wirtschaft und Industrie, die Reform der Kirche als eine Institution zu beschleunigen.

Es gibt nun Menschen, die glauben, die Kirche müsse ganz und gar abgeschafft werden, weil sie ihren Charakter schon zu sehr verloren habe, um noch geändert werden zu können, und sie wollen eine neue Institution aufbauen, die die Ethik unterstützt. Aber die Industriearbeiten der Kirche — zuerst in Deutschland und England und jetzt auch in den Vereinigten Staaten von Amerika — haben bewiesen, daß dieser Schritt nicht nötig ist. Industrie und Gewerkschaften hören auf theologische Fragen, solange diese nicht von ökonomischen, technischen, politischen und soziologischen Gesichtspunkten, welche bei wirtschaftlichen Entscheidungen beachtet werden müssen, getrennt werden.

Die Erneuerung der Kirche ist eine leichtere Aufgabe, als die, eine neue ethische Institution aufzubauen. Darum ist das Ziel der Industriearbeit der Kirchen ein dreifaches:

1. Sie soll den einzelnen Menschen helfen, ein auf ihren Glauben bezogenes Verständnis zu entwickeln, das ihnen hilft, auf eine vernünftige und verantwortliche Weise ihre Entscheidungen und Probleme zu sehen und zu lösen.
2. Sie soll die Menschen dazu ermutigen, sich verantwortlich an der Gestaltung und Beeinflussung der Politik, und am praktischen Vorgehen ihrer Verbände und Gewerkschaften zu beteiligen, und zwar mit dem Ziel, die Würde des Menschen mehr zu respektieren.
3. Sie soll für die Kirche eine neue Strategie der Mission ausprobieren und einsichtig machen, welche unserer durchorganisierten industriellen Gesellschaft angemessen ist.

Wenn ich nun sagen will, was meine Besuche auf der Europäischen Konsultation in Bad Boll und in der Gossner-Mission in Mainz-Kastel im Oktober des vergangenen Jahres für mich bedeutet haben, so kann ich das in wenige Worte fassen: Ich war tief beeindruckt. Wir können viel von Ihnen lernen.

Mit herzlichen Grüßen  
Ihr Worth Loomis

## Als Theologe im Management eines Großbetriebes

Lieber Herr Symanowski,  
nun stecke ich schon über sieben Jahre in der Industrie, und ich verstehe gut, daß Sie von mir wissen wollen, wie ich mir als Theologe inmitten der Arbeitswelt vorkomme.

Ich bin ja kein Fabrikpfarrer geworden, der durch die Betriebe und Büros geht, um einzelne Menschen an ihrem Arbeitsplatz zu trösten und zu ermahnen. Ich bin einer der 25 000 Belegschaftsmitglieder, der in einem der vielen hundert Betriebe und Büros mitarbeitet, damit die Produktion weiterläuft.

Natürlich werde ich öfters gefragt, ob ich denn dafür Theologie studiert hätte, um dann so ein Rädchen in einer riesigen Maschinerie zu werden — und die wenigsten meiner Kollegen wissen es überhaupt, daß ich Theologe bin.

Aber Sie wissen es ja, warum ich mich für diesen Weg entschlossen habe. Solange ich in einer Kirchengemeinde arbeitete, hatte ich das beklemmende Gefühl, daß ich den Menschen nicht dort begegnen könnte, wo sie täglich ihre Energien einsetzen, wo sie sich freuen über kleinere oder größere Erfolge an ihrem Arbeitsplatz und wo sie leiden an verpaßten Aufstiegschancen, an der Eintönigkeit ihrer Arbeit oder an der nervlichen Überforderung etwa in einem Großraumbüro. Das alles drückt sich oft in einer tiefen Resignation aus, die man nur verstehen kann, wenn man ihren Arbeitsrhythmus miterlebt.

Unter diesen Menschen lebe und arbeite ich nun mit denselben Freuden und Enttäuschungen. Auch ich bekomme Intrigen zu spüren und bin oft auch nahe dran, die Hoffnung aufzugeben — also kein Prophet, kein Hirte, sondern einer unter anderen. Und doch bin ich immer wieder auf der Suche, Zeichen der Hoffnung in dieser Fabrikwelt zu entdecken. Meine Tätigkeit in der Personalabteilung gibt mir dafür einige Chancen.

Da sind z. B. die vielen ausländischen Arbeiter im Werk, etwa 2 000 an der Zahl. Wie viel wird in unseren Gemeinden über diese Brüder und Schwestern aus den Zonen des Südens gesprochen, wie werden sie als Untermieter in ehemaligen Scheunen und Garagen ausgenutzt.

Hier im Betrieb haben sie gewisse Möglichkeiten, ihre menschlichen und fachlichen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen. Hier können sie u. U. eine berufliche Ausbildung mitmachen und sogar gelegentlich in Vorgesetzten-Positionen als Schichtführer oder Vorarbeiter einsteigen. Und die deutschen Arbeitskollegen, bei denen ein Mißtrauen gegenüber den „Eindringlingen“ aus dem Süden zu spüren ist, gewöhnen sich allmählich daran, den „ganz anderen“ zu akzeptieren, so wie er ist.

Wenn man in diesem Prozeß mitten drinsteht, kann man in vielen Gesprächen mit Meistern und Betriebsführern, die nie die Amtsstube eines Pfarrers betreten, doch an konkreten Beispielen besprechen, was in diesem oder jenem Betrieb Ver-



söhnung bedeutet — nicht schöne Worte oder auf die Schulter klopfen. Versöhnung könnte hier heißen, die Arbeitsplätze soweit möglich nach den Gaben der einzelnen zu verteilen und nicht nach Nationalitäten, sodaß die Südländer nur die schweren und schmutzigen Arbeiten verrichten müssen und die Deutschen kontrollierend umhergehen. Das kostet etwa einem Meister, der ja vor allem für den ungestörten Ablauf der Produktion verantwortlich ist, oft viel Nervenkraft, die ganz verschiedenen Menschen in einer Abteilung vernünftig zu koordinieren. Die Predigt am Sonntag — wenn er sie überhaupt anhört, ist für seine besonderen Schwierigkeiten oft nicht konkret genug. Ein Fachgespräch ist vielleicht für ihn hilfreicher — auch theologisch gesehen.

Mit alledem möchte ich nun aber nicht den Eindruck erwecken, als ob ich — wenn auch in weltlicher Form — doch ein Prediger wäre, der die „Weisheit der Versöhnung“ etwa mit Löffeln gegessen hätte, der immer wüßte, was er den anderen zu sagen hat. Das Entscheidende in der Theologie ist ja das Hören und nicht das Reden. Und ich

habe als Theologe in der Industrie die Chance, vieles zu hören und vieles miterleben, was sich im Alltag der Fabrikwelt ereignet, und in einer ganz unchristlichen Umwelt auch Worte der Versöhnung und Zeichen der Neuwerdung zu entdecken.

Aber das alles kann man nicht allein tun. Dazu braucht man eine Gruppe von Menschen, die in einer ähnlichen Arbeit stehen, um in gemeinsamem Erfahrungsaustausch und Nachdenken sich nachträglich über die theologische Bedeutung seiner Erlebnisse und Aktivitäten klarzuwerden und weder zu resignieren noch sich zu überschätzen. Und das ist das Eigentliche, was ich als Theologe von meiner Industriearbeit erhoffe, daß durch diese Gruppen von „Laien“ und Laientheologen in Zusammenarbeit mit den Pfarrern ein Impuls zur Erneuerung der Gemeinden ausgeht.

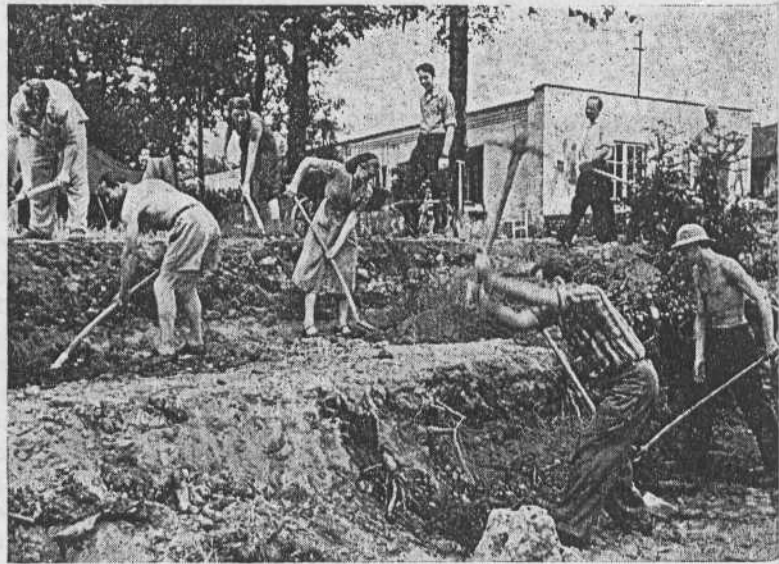
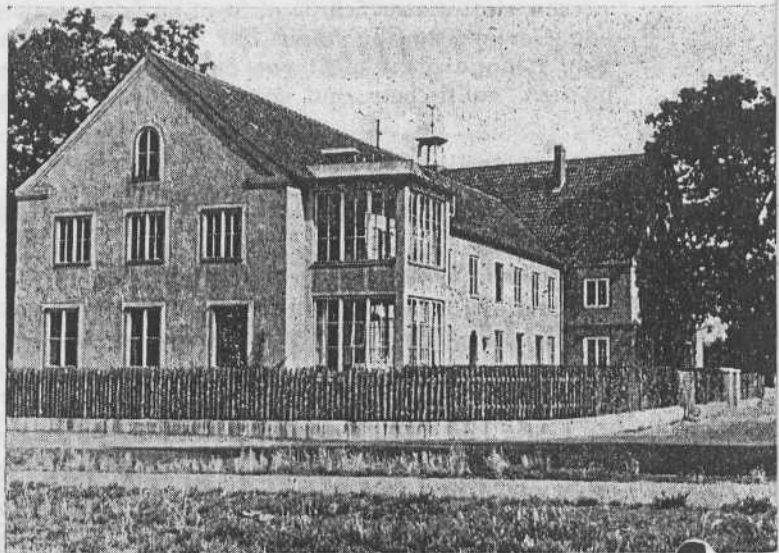
Darüber haben wir damals in Ihrem Seminar in Mainz-Kastel viel gesprochen. Jetzt versuche ich es, in der Welt der Industrie weiterzubuchstabieren. Aber ich bin noch ganz am Anfang damit, deshalb will ich hier auch schließen.

Ihr Dr. H. S.

## DAS GOSSNERHAUS MAINZ-KASTEL

1949 fing die Arbeit des Gossner-Hauses in Kastel unter freiem Himmel an. Zelte waren die Wohnung für die ökumenischen Aufbaulager. (unten)

1956 sind die Aufbaupläne verwirklicht. (rechts)



## Industriefarrerin Christa Springe stellt sich als neue Mitarbeiterin vor

Wenn unsere ökumenischen Besucher in das Gossner-Haus nach Kastel kommen, befinden sie sich meistens auf einer Rundreise, auf der sie auch Rugby und Villigst, Bad Boll und Genf besuchen. Meine berufliche Entwicklung ist eng mit diesen Orten verbunden. Darum ist es vielleicht auch ganz selbstverständlich, daß mein besonderes Interesse und mein Einsatz in der Industriearbeit der Kirche den ökumenischen Verflechtungen und Möglichkeiten einer Zusammenarbeit gilt.

Als ich nach dem Abitur mich für einen Beruf entscheiden mußte, lag mir eine kirchliche oder soziale Arbeit allerdings ganz fern. Wir litten unter den Folgen von Krieg und Vertreibung aus Pommern, und meine Familie brauchte alle Kräfte, um überhaupt leben zu können. Unter den Vertretern der Kirche fand ich damals noch keinen, der mich auf gemeinsame Aufgaben für unsere Gesellschaft ansprach. Die einseitige Ausrichtung der Predigten auf persönliches Heil und ein ewiges Leben schien mir zwar angesichts unserer Lage als ein zerschlagenes und nun wieder aufbauendes Volk etwas ganz Wesentliches von der Botschaft Christi für diese Welt auszulassen, ich konnte mein Unbehagen aber noch nicht richtig ausdrücken.

1948 bekam ich vom Weltkirchenrat ein Stipendium, um in England Theologie und Soziologie zu studieren. Die Studienjahre halfen mir sehr, die Aufgaben und Chancen besser zu erkennen, die wir als Glieder unserer Kirche in dieser Zeit des Wandels haben. Im Krieg war die Technik zur Vernichtung von Menschenleben mißbraucht worden, jetzt bot die Technik Millionen von Menschen die einzige Möglichkeit, zu überleben. Wenn die Kirche sie immer noch angriff, so wurde es nun endlich Zeit, sie neu in ein positives Denken und verantwortliches Handeln einzubeziehen.

Aus meinen Jahren in England möchte ich nur ein Erlebnis berichten, das mich nachhaltig beeinflußt hat. Auf einer großen Tagung der Studentengemeinde in Swanwick wollten meine Mitstudenten und ich, wie wir es sonst auch immer im College taten, gemeinsam zur Abendmahlsfeier gehen. Ich wurde aber gebeten, davon Abstand zu nehmen, weil ein ordinierter Pfarrer meiner Heimatkirche anwesend sei, und damit mein Gastrecht in der Anglikanischen Kirche erlöschen müsse. Der Schock, so unmittelbar die Auswirkung unserer Kirchenspaltung zu erleben, war entscheidend. Unter meinen Freunden und mir entstand damals der feste Entschluß, durch unsere Arbeit Schranken abzubauen, die konfessionell, rassisch oder national Menschen voneinander trennen.

In meiner Tätigkeit als Sozialreferentin in Haus Villigst und später in meiner Funktion als Industriefarrerin in Bad Boll bin ich oft gerade auf diesem Gebiet in meinem Vorhaben bestärkt worden. In der industriellen Arbeitswelt ist es völlig unmöglich, konfessionelle Streitfragen oder Unterschiede herauszustellen, wenn es um die grundsätzlichen Fragen nach der Menschlichkeit und Menschenwürde geht. Denken wir nur an die zwei Problemkreise Automation und Schichtarbeit. Wenn in diesen Be-

reichen Schwierigkeiten für den arbeitenden Menschen entstehen, so können evangelische und katholische Christen an ihrer Lösung nur zusammenarbeiten; dann müssen auch Trennungen zwischen Flüchtlingen, ausländischen Arbeitnehmern und Einheimischen hinfällig werden.

Nach meiner Erfahrung können wir kirchlichen Mitarbeiter viel für die Praxis von den „Laien“ lernen, was wir zwar theoretisch gern darstellen, dann aber nicht in die Wirklichkeit zu übertragen wissen. Im Betrieb — ob am Automaten oder im Chefzimmer — kommt es auf Wissen, Zuverlässigkeit, Verantwortung und gerechtes Verhalten an. Wer diesem Maßstab folgt, wird allerdings oft einsam unter seinen Kollegen. Er geht dann dankbar auf die Menschen zu, die ihn verstehen und unterstützen. In dieser Situation spielen Fragen konfessioneller Zugehörigkeit oder dogmatischer Unterschiede gar keine Rolle mehr. Man nimmt die Hilfe dort, wo man sie bekommt, und wenn die Kirche dieses Gesetz des Zusammenspiels nicht lernt, bleibt sie draußen.

Ich denke, daß wir noch einen Schritt weiter gehen müssen. Wenn wir überzeugt glauben, daß Gott unsere Welt liebt und in ihr arbeitet, dann wird es immer schwieriger, Nicht-Christen aus der verantwortlichen Zusammenarbeit auszuschließen. Wir lernen das in den Entwicklungsländern draußen, und hier in unserem eigenen Haus in Kastel, wo Hindus und Mohammedaner unsere Hausgenossen geworden sind.

Ich schreibe diese Zeilen gerade nach meiner Rückkehr von einer Tagung. Auf ihr hatten sich die deutschen Spitzenvertreter eines weltbekannten Industrie-Konzerns mit den Bürgermeistern der Dörfer und Städte, in denen die Mitarbeiter dieses Betriebes wohnen, zu einer Diskussion getroffen. Das Unternehmen hatte sich in dem letzten Jahrzehnt sehr vergrößert. Als Folge strömten immer neue Bewohner in den fast noch ländlichen Bezirk ein. Kommunen und Unternehmen hatten sich nun darüber Gedanken gemacht, wie dieser Zuwachs ausreichend versorgt werden könnte. Beide entwickelten und verwirklichten großzügige Pläne. Sie waren jedoch nicht aufeinander abgestimmt, so daß eine Reihe von Aufgaben gar nicht wahrgenommen wurden. Wer trug daran die Schuld? Wir stellten auf unserer Tagung fest, daß die Vertreter der beiden Seiten sich eigentlich nicht anders in dieser Angelegenheit verhalten hatten, als es heute noch Brauch in unserer Gesellschaft ist: sie hatten sich gegenseitig bestimmte Informationen, die zu einem vernünftigen Handeln im Interesse des Gemeinwohls nötig sind, vorenthalten. Daran wurde so deutlich, wie wir es z. B. noch nicht gelernt haben, Gemeindeverwaltungen und Unternehmensleitungen als ebenbürtige und aufeinander angewiesene Partner mit einer gemeinsamen sozialen Verantwortung anzuerkennen. Warum also miteinander planen, zumal wir doch in einer freien Gesellschaft leben? In Anbetracht der entstandenen Schwierigkeiten war es wirklich die letzte Minute, in der die Kirche die vermittelnde Rolle mit diesem Begegnungsgespräch übernahm.



Dabei lag die größte Besorgnis von uns Industriepfarrern gar nicht auf dem Gebiet der unverantwortlichen Geld- und Kräfteverschwendung durch mögliche Fehlplanungen. Was uns noch viel mehr beschäftigte, war die Tatsache, daß Menschen zum Guten oder zum Schlechten von der Struktur ihrer Umwelt beeinflußt werden, in der sie leben. Die Kirche muß also warnen, wenn sich Fehlentwicklungen anbahnen. Dürfen wir mit dieser Erkenntnis dann eigentlich noch an der Einstellung festhalten, daß in einer „freien“ Gesellschaft jeder einzelne und jede Gruppe ihren Interessen und Neigungen uneingeschränkt folgen darf? Bedeutet Freiheit wirklich die unkontrollierte Verfügung über Geld und Planungsmöglichkeiten?

Die Tagungsteilnehmer beschlossen nach langen volkswirtschaftlichen, soziologischen und theologischen Gesprächen, in Zukunft enger zusammenzuarbeiten. Dennoch konnte ein deutlich spürbares Mißtrauen nicht voll überwunden werden, daß der kapitalkräftige Partner aus der Industrie seine Überlegenheit gegenüber den Kommunen ausnutzen werden. Man sollte wohl auch nicht erwarten, daß tief eingewurzelte Vorstellungen und Praktiken von heute auf morgen durch Apelle überwunden werden könnten. Mir war aber diese Erfahrung auch deshalb so wichtig, weil sie ihre Parallelen in der Zusammenarbeit der Völker findet. Werden zum Beispiel die hochindustrialisierten reichen Länder die Versuchung überwinden, kraft dieser Überlegenheit den jungen und noch schwachen Nationen die Bedingungen für eine Kooperation auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet einseitig zu diktieren? Wer von uns hat es denn schon ganz verstanden und gelernt, daß Christus nachfolgen heißt, freiwillig von den Vorrechten



Unsere neue Mitarbeiterin in Kastel, Pfarrerin Christa Springe, bei einem Empfang der Industrie- und Handelskammer Wiesbaden im Gespräch mit dem Landtagspräsidenten von Hessen und führenden Unternehmern.

abzugeben, die andere aus einer Gleichheit und Partnerschaft ausschließen?

In den letzten Monaten sind alle, die in den Kirchen diesen Fragen einer Industrie-Gesellschaft nachgehen, in eine noch engere Beziehung zu einander eingetreten. Durch eine „Europäische Konsultation für Kirche und Industrie“, die der Weltkirchenrat in Genf anregte, öffnen sich neue Wege für eine Zusammenarbeit. Ich bin nun glücklich und dankbar, daß ich hier am Ort und in der großen Gemeinschaft der Gossner-Mission an dieser Aufgabe mitarbeiten darf.

Christa Springe

## UNGEPLANTE VERBINDUNGEN WERDEN WIRKLICHKEIT

Unzähligemale wurde ich bei meinen Vorträgen in den Gemeinden gefragt: Was soll dieses Jugendwohnheim und das Gossner-Haus bei einer Missionsgesellschaft?

Vielleicht zeigt gerade der Bericht eines „Ehemaligen“, warum wir das Jugendwohnheim haben. Solange wir unter dem Wort Mission nur die Bekehrung verstehen, werden wir auch schwer einen Zugang zu der Arbeit in Kastel finden. Lernen wir aber das Wort Mission wieder als Sendung verstehen, dann sind wir mitten in all den Arbeiten, die in Kastel geschehen. Denn das Jugendwohnheim wollte Heimatlosen eine Heimat geben. Gleichzeitig war ein Beitrag zu dem pädagogischen Entwicklungsprozeß zu leisten. Nachdem bei uns in der Pädagogik das Prinzip der Bewahrung gegolten hatte, ging es darum, eine Pädagogik der Bewahrung zu entwickeln. Gleichzeitig standen wir vor der Aufgabe zu lernen, wie Menschen verschiedener Konfessionen, Religionen und Rassen zusammen leben können. Wie kann dies geschehen, ohne den Lebensraum des anderen einzuzengen? Ist das nicht eine Aufgabe, vor der wir heute als Kirchen und Völker stehen?

Vielleicht war dies auch einer der Hauptgründe, die dazu geführt haben, daß das Gossner-Haus in

der Aufbauphase der Arbeitsgemeinschaft der Evangelischen Kirchen in Deutschland „Dienste in Übersee“ die Vorbereitungskurse für die evangelischen Fachkräfte, die zum Dienst nach Übersee gingen, aufgebaut und gestaltet hat. Hier ging es wieder um das Gesendetsein mitten in die ungestüme Entwicklung der Völker. Nicht nur mitzuhelfen, den sozialen Ausgleich zwischen „Arm“ und „Reich“ herbeizuführen, sondern auch neue soziale Strukturen mit zu entwickeln.

Sicherlich war dies in der Aufbauphase des Gossner-Hauses alles nicht mit in der Planung vorgesehen. Aber wenn wir heute erleben, daß die Fragen in Kastel die gleichen geworden sind wie in Rourkela, Jamshedpur, Hatia und Ranchi, dann dürfen wir voller Dankbarkeit erleben, wie Gott uns auf einen Weg zum Bau seines Reiches mitgenommen hat. Welche Parallelen tauchen in der Lehrwerkstatt in Fudi zu unserem Jugendwohnheim wieder auf!

So wissen wir uns, mit allem was wir tun, als ein Glied der Familie Gottes, die über alle Grenzen hinwegreicht, hineingestellt in die Gemeinsamkeit der Sendung, mitten in die Welt, die seine eine Schöpfung ist, zur Ehre seines Namens.

Fritz Weissinger



Missionsinspektor Weissinger (2. v. rechts), der in diesen Tagen gerade sein 15. Dienstjubiläum im Gossner-Haus Kastel begeht, ist im Kontakt mit vielen Menschen aus der Oikumene. Hier im Gespräch mit (von links nach rechts) Erzpriester Sokolowski, Bulgarien; Prof. Ziak, CSSR; Metropolit Maxim, Bulgarien, und M. Andriamanjato, Bürgermeister von Tannanariva.

## Bericht eines ehemaligen Lehrlings im Gossner-Haus

Im Juni 1957 kam ich aus Rüsselsheim nach Kastel ins Gossner-Haus.

Ich war damals im 2. Lehrjahr bei der Firma Adam Opel AG in Rüsselsheim. Bis 1963 war ich in Kastel und ging dann nach Hannover und nach Essen, um an den dortigen Ingenieur-Schulen für Maschinenbau zu studieren.

Ich möchte in diesem Bericht besonders darauf eingehen, welchen Einfluß das Leben im Gossner-Haus auf mich genommen hat und was ich durch das Haus empfangen habe.

Jetzt, drei Jahre und neun Monate, nachdem ich Abschied genommen habe vom Leben im Gossner-Haus, ist vorläufig mein beruflicher Ausbildungsweg abgeschlossen. Im Juli 1966 habe ich mein Studium in Essen beendet und die Prüfung als Maschinenbau-Ingenieur abgelegt. Schaut man auf die Anfangszeit bei „Opel“ zurück, so sind nun genau zehn Jahre vergangen. Von diesen zehn Jahren war ich sechs im Gossner-Haus, die längste Zeit, die ich zusammenhängend an einem Ort verbracht habe. Mit Recht kann ich also feststellen, daß der Grundstock zu meinem jetzigen Leben im Gossner-Haus gelegt worden sein muß. Alles, was ich nach meinem Auszug anfang, ist durch das Leben und die Erfahrungen im Gossner-Haus geprägt worden.

Vielleicht müßte ich das auch sagen, wenn mein Leben nicht diesen Weg genommen hätte, wenn ich auf eine schiefe Bahn geraten wäre; denn sechs Jahre in einem Hause formen einen jungen Menschen.

Immer wird es darauf ankommen, welchem Druck ein junger Mensch Widerstand entgegensetzen mußte, und welchem man sich beugen durfte.

Beispiel für beides gab es im Gossner-Haus in Hülle und Fülle. Es kam immer auf einen selbst an, welche Anregungen man aufnahm, oder welchen Verführungen man erlag. Diese Anregungen kamen

einerseits durch Hausbewohner und ehemalige Heimbewohner, die hin und wieder zu Besuch kamen. Sie hatten es im Beruf zu etwas gebracht und konnten nun ein Vorbild sein. Zum anderen erlebten wir auch viele abschreckende Beispiele von Jungen (die meistens nur sehr kurz im Gossner-Haus waren), welche sehr schnell in schlechte Gesellschaft geraten waren und damit eine „schlechte Atmosphäre“ im Haus schufen. Zwei Wege also, zwischen denen sich jeder im Haus zu entscheiden hatte. Auch ich mußte einen wählen. Für meinen Weg habe ich mich — meiner Meinung nach — richtig entschieden; und ich kann nur immer wieder allen danken, die mir bewußt und unbewußt Beispiel waren und mir geholfen haben, wenn es manchmal schwer wurde, die Richtung einzuhalten. Diese Richtung, die im Gossner-Haus durch eine christliche Einstellung zum Leben mit seinen Alltagsproblemen gekennzeichnet wurde, behagte mir manchmal überhaupt nicht. Es ist gar nicht so verwunderlich, daß mir alles, was mit Gott und Christentum, mit Gebet und Kirche zusammenhing, lange ein Dorn im Auge war und von mir als lästiges Übel hingenommen wurde. Doch damals faßten diese Dinge, die eigentlich verdrängt werden sollten, bei mir festen Fuß und sind dann bei mir zu einem festen Bestandteil meines Lebens und meiner Haltung zum Leben geworden. Heute weiß ich, daß ich alles, was ich erreicht habe, nur mit der Hilfe eines gütigen Gottes erreicht haben kann. Einen großen Einfluß auf meinen Lebenslauf nahm ab 1960 ein Mädchen, das ich im Gossner-Haus kennenlernte, weil sie als Praktikantin im Haus beschäftigt war. Diese Zeit war für mich die schönste im Gossner-Haus. In dieser Zeit fielen dann auch unsere kleinen Tanzabende auf dem Dachboden, an die ich mich so gern erinnere. Sie schufen eine gute Verbindung mit allen im Haus Beschäftigten; ihre Sorgen wurden dann manchmal auch unsere Sorgen, und wir Jungen konnten dann und wann auch Abhilfe schaffen. Außerdem gab es im Haus auch einige „gute Geister“ mit denen man es nicht verderben durfte; also war auch eine ganze Portion Eigennutz mit im Spiel. Muß ich jetzt noch erwähnen, daß die ehemalige Praktikantin — jetzt Energieberaterin — heute meine Verlobte ist und daß wir vorhaben, im Juni zu heiraten?

Fast erweist sich das Gossner-Haus als Zusammenführungsinstitut, denn dieser Fall ist ja nicht einmalig; ich kenne viele ehemalige „Gossner-Paare“. Auch darum ist das Haus in Kastel ein immer wieder von mir angestrebtes Ziel, um die Stellen wiederzusehen und sich an die Zeit zu erinnern, wo ein Händedruck und ein Kuß so viel bedeuteten, aber auch, um die Menschen zu sehen, die damals Erzieher waren und heute Freunde sind.

Seit 1957 ist der wichtigste Termin im Jahr für mich der 1. Advent. Um teilhaben zu können an den Sorgen, Freuden und Erinnerungen des Gossner-Hauses, muß man in seinem großen Saal diesen Tag verbringen.

Ich wünsche allen, der Heimleitung, den im Haus Beschäftigten, den Bewohnern des Gossner-Hauses, daß ein guter Gott die Hand über sie hält. Ich bin froh, im Gossner-Haus gelebt zu haben.

Günter Demme





## „Weltmission heute“

1. Als der frühere katholische Priester und spätere evangelische Pfarrer in Berlin, Johann Evangelista Gossner, dessen Namen diese Versammlungsstätte trägt, im Jahre 1834 sein Missionsblatt herauszugeben begann — die berühmte und oft bespöttelte „Biene auf dem Missionsfelde“ —, war sein für das Evangelium in allen Kontinenten brennendes Herz auf die Weltmission gerichtet. Seine Boten gingen in viele Lande und seine fleißige Feder berichtete vom weltweiten Missionsgeschehen.

Wir wandeln in seinen Fußtapfen, wenn der Neubeginn in diesem Saal die Sache des Reiches Gottes auf unserer ganzen Erde, unter allen Völkern zum Thema hat. Weite Perspektiven und Dimensionen sollen diese Abende mit der Hilfe Gottes und seines Geistes bekommen. So sind jedenfalls Vorträge und Gespräche geplant, und wir hoffen, diese Linie durchhalten zu können.

2. Die kurze etwa dreißigjährige Geschichte dieses Saales hat ihre große Zeit im ersten Jahrzehnt gehabt. Er war im Kirchenkampf Gottesdienststätte der Bekennenden Gemeinde Friedenau. Wilhelm Jannasch, der vor wenigen Monaten verstorbene Mainzer Theologie-Professor, der hier Pastor war; und mein lieber Vorgänger Hans Lokies, dessen Kanzel hier stand, haben oft daran erinnert, daß Brüder und Schwestern, die dem Fleische nach aus Israel stammten, hier letzte Tröstung empfangen, bevor der letzte Gang in die schauerlichen Mordlager des Dritten Reiches anzutreten war. Das sollte in Berlin nicht vergessen werden. Der Segen, der diesen Raum geheimnisvoll inneohnt, ist also besonderer Art. Seitdem in zwei sehr nahe gelegenen Kirchen zum geordneten Gottesdienst gerufen wird, war nach einem charakteristisch unterschiedenen Dienst in diesem Raum zu fragen und ernstlich zu suchen.
3. Wenn wir davon überzeugt sind, dieser Dienst solle dem Gesamt-Thema „Weltmission heute“ gelten, so erfüllt uns durchaus das Bewußtsein, ein gewagtes Unternehmen zu beginnen. Nicht eigentlich von der Zweifelsfrage her, ob genügend Menschen aus den Berliner Gemeinden sich freimachen, den hier lebendig werdenden Fragen ernsthaft und auch regelmäßig nachzudenken. Dies Risiko muß heute jede kirchliche Veranstaltung auf sich nehmen. Eine große Aufgabe wird schon Menschen locken und innerlich beschäftigen. Das Wagnis liegt darin, ob wir Wandlung und Verheißung, bleibende Aufgabe und Neubesinnung der Weltmission heute umfassend und herausfordernd, gültig und ge-

treulich genug an diesen Abenden hörbar zu machen vermögen.

a) Verheißung und bleibende Aufgabe. Wir wollen nicht die Leute sein, die hier mit billigen Worten Grenzen und etwaige Versäumnisse der Väter der Mission breit entfalten in der irrigen Meinung, solche Kritik schon hebe das Werk heraus, das wir heute tun. In der Einfalt und Klarheit der Erfassung des Sendungsauftrags sind uns die, die vor uns waren, wahrscheinlich voraus gewesen. Gewiß waren ihrem Dienst Grenzen gesetzt, und die Situation des vorigen Jahrhunderts hat ohne Zweifel auch Versäumnisse zur Folge gehabt. Aber Gottes Verheißung hat jene Boten beflügelt und für Gottes Welt hoffen und wirken lassen. Und die bleibende Aufgabe der Mission haben sie so unüberhörbar aus der Heiligen Schrift Alten und Neuen Testaments vernommen, daß wir heute nur darum bitten können, dies möchte sich auch an unserer skeptischen, hin- und hergerissenen um im Glauben mannigfach angefochtenen Generation neu ereignen.

b) Wandlung und Neubesinnung. Unsere gefährdete, dunkler gewordene Welt, in der in den letzten Jahrzehnten christliche Völker besonders schwere Schuld und Verstörung für andere Nationen mit nur wenigen Christen auf sich geladen haben, muß dem Sendungsauftrag Jesu Christi ganz gewiß neu begegnen und ihn kühner ergriffen sehen. Den Wandlungen auf unserer näher zueinander gerückten Menschenwelt wird sicherlich auch eine tiefgehende Neubesinnung der Christenheit entsprechen müssen. Und es ist gewiß nicht nur die Frage, wie der Sauerteig des Evangeliums den Teig der Menschheit durchsäuert. Es gilt zu erkennen, wo die Schwerpunkte liegen, die Akzente zu setzen sind und die Entscheidungen getroffen werden müssen. Es ist die an uns persönlich gerichtete Frage wie sie der ganzen Kirche Jesu Christi gilt, daß in Sachen der Mission wirklich ein Neues gepflügt wird.

Das Bleibende festzuhalten und zu neuem Aufbruch bereit zu sein, ohne der Täuschung zu unterliegen, die Welt „verchristlichen“ zu wollen und zu können — das beides miteinander kennzeichnet die Lage und Aufgabe der „Weltmission heute“ und wird oft genug unser Reden, Hören und Fragen hier beherrschen.

4. Bleibt noch eine letzte, wichtige Bemerkung, die dem Ganzen dieses Vorhabens dient und gerade heute — angesichts des ersten Abendvortrags und auch des biblischen Wortes über Matthäus

4,23 — Bedeutung hat: Wir lassen uns nicht in einen Gegensatz von Mission und Diakonie hineintreiben, wie er heute vielfach entfacht wird, und reden nicht von der „eigentlichen Missionsarbeit“ (der Verkündigung unter den Völkern) und dem Helfen und Heilen als einem zweitrangigen, nur mittelbaren Teil des Sendungsauftrages. Wenn Jesus lehrte und predigte und heilte; und dies dreifache Tun die Einheit und Fülle seines Heilandsamtes ausmachte, so wollen wir auch darin seinen Fußtapfen folgen und nicht auseinanderreißen, was zusammengehört.

Jawohl, aus Gründen der Arbeitsteilung haben die Kirchen heute weithin und besonders der Ökumenische Rat verschiedene Arbeitsstäbe je für die missionarische und die diakonischen Aufgaben. Das ist kein Grund, zumal enge Koope-

ration erfolgt, von einer Gegensätzlichkeit her zu denken oder gar zu reden.

Aber auch dies wie das vorher unter 3) Gesagte wird noch oft in den Abenden unseres Beisammenseins anklingen.

Und nun lassen Sie uns den Herrn bitten, daß er uns reichlich segne und viel Frucht wachsen lasse, wenn wir uns unter seinem Befehl und seiner Verheißung versammeln als hörende, tragende, bitende und zur Arbeit willige Schar von Christen, die Seinem Reiche in aller Welt dienen möchte. Der Tisch und die Gemeinschaft, zu der der Herr seine Menschenkinder aus allen Rassen, Völkern und Sprachen einlädt — wer sollte an der tiefen Wahrheit des Bildes von Willy Fries vorbeisehen können! — ist wirklich für alle offen. Darum „Weltmission heute“!  
Christian Berg

## Ein „Gossner-Roman“?

Der frühere Präsident der Gossner-Kirche in Indien, Pastor Joel Lakra, einmal vor die Frage gestellt: „Wie könnt ihr nur eine ganze Kirche nach einem Menschen nennen?“, stellte lächelnd die Gegenfrage: „Und wie könnt ihr eine Missionsgesellschaft, nämlich die Gossner-Mission, nach einem Menschen nennen?“ Man einigte sich in der gemeinsamen Antwort: Nicht um einen Menschen — eben Gossner — zu rühmen, sondern um Gott für einen Menschen zu danken, den er sich als ein besonderes Werkzeug erwählt und zu einem besonderen Dienst — auch durch viele Verfolgungen und Leiden — zugerichtet habe. In der Tat hängen Gossners Leben und Werk aufs engste zusammen, so daß niemand, der es unternimmt, über Gossners Werk zu schreiben, an seiner Person und seinem Leben vorbeigehen kann.

So gab denn der unmittelbare Nachfolger Gossners in der Leitung seines Werkes, Dr. Prochnow, die erste „biographische Skizze“ über Gossner schon ein Jahr nach dessen Tod (1858) heraus. Sie bildete den Anstoß zu einer ganzen Reihe von kleinen traktatähnlichen Lebensbeschreibungen Gossners, auch in nichtdeutschen Sprachen. Die erste umfassende und grundlegende Biographie Gossners erschien zu seinem 100sten Geburtstag (1873) und stammt aus der Feder Hermann Daltons. Um das Lokalkolorit und die geistige Atmosphäre der Personenkreise, unter denen sich Gossners Leben und Werk entfaltete, an Ort und Stelle kennenzulernen, besuchte der Verfasser nach und nach die Wirkungsstätten Gossners und seiner Sendboten, nicht nur in Deutschland und Rußland, sondern in Amerika und zuletzt auch in Indien. Dem breitangelegten und in jeder Hinsicht zuverlässigen Werk merkt man es an, daß der Verfasser noch in großer Zeitnähe zu Gossner und mitten im Ausstrahlungsgebiet seiner Persönlichkeit steht. Leider ist das Buch seit seiner dritten Auflage (1898, 533 Seiten) vergriffen.

Unter der neueren Gossner-Literatur sollen nur zwei Titel hervorgehoben werden: die zur Jahrhundertfeier der Gossner-Mission (1936) verfaßte

Jubiläumsschrift von H. Lokies „Johannes Gossner — ein Bekenner und Diener Jesu Christi“, die den Verusch darstellt, Gossners Leben und Werk aus der Sicht und den Glaubenserfahrungen der Bekennenden Kirche als gegenwartsnah und auch für die Zukunft fruchtbar aufzuzeigen; und die große Gossner-Biographie von Prof. Lic. Walter Holsten „Johannes Gossner — Glaube und Gemeinde“ (1949). Der Verfasser bietet hier nach seinen eigenen Worten nicht nur eine Auseinandersetzung von geschichtlichen Notizen, sondern schreibt wirkliche Missionsgeschichte; er versucht, seine Aufgabe als eine theologische zu verstehen und zu lösen. Sein Buch hat auch dadurch einen Einzigartigkeitswert, weil es als letztes aus Akten erarbeitet wurde, die zum größten Teil bei dem Brand des Missionshauses (1945) vernichtet worden sind.

Abschließend sei für alle, die ein tieferes Interesse für die Geschichte Gossners und seines Lebenswerkes haben, auf die „Evangelische Kirchengeschichte Bayerns“ von D. Lic. Matthias Simon und eine Reihe von Einzelarbeiten hingewiesen, die er durch den Verein für bayerische Kirchengeschichte herausgegeben hat, z. B. „Johannes Michael Feneberg und die Allgäuer Erweckungsbewegung“ von Hildegard Dussler.

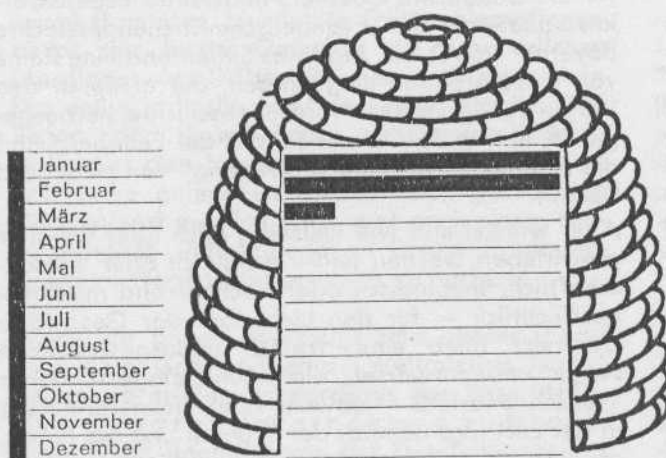
Aber wieviel und wie vielseitig auch über Gossner geschrieben worden ist — erbaulich oder wissenschaftlich, theologisch oder kirchen- und missionsgeschichtlich — für den Liebhaber der Geschichte Gossners blieb eine, freilich unausgesprochene Frage unbeantwortet, ein kaum eingestandener Wunsch unerfüllt — obwohl alles gewissermaßen in der Luft lag: nämlich der Wunsch und die Frage, ob nicht einmal jemand kommen und mit der Gabe dichterischer Gestaltung das ganze so fleißig gesammelte biographische Material in eine Erzählung, einen Roman oder gar in ein Drama umformen könnte. Denn dramatisch genug verläuft ja das Leben Gossners, nicht abseits der großen Straßen, sondern mitten in den Brennpunkten des Zeitgeschehens. Nun: dieser Wunsch ist jetzt in Erfüllung gegangen, durch das Buch von Charlotte Sauer „Fremdling und Bürger, Lebensbild des Johannes Evangelista Goss-



ner", Ev. Verlagsanst. Berlin (1966). Hier wird in der Art einer historischen Novelle über Gossner und die Männer und Frauen um Gossner lebendig erzählt. Das sind keine blassen Namen und Schatten aus der Vergangenheit mehr, sondern Menschen aus Fleisch und Blut, die ihrem Charakter gemäß handeln und sprechen. Die Verfasserin führt den Gang der Erzählung — und darin liegt die Wahrheit ihrer Erzählkunst — möglichst an der Wirklichkeit dessen, was einmal war und geschah, entlang. So ist nicht alles, was da geschrieben wird, frei erfunden. Die Verfasserin wendet hier einen überaus glücklichen Kunstgriff an, indem sie Auszüge aus Gossners Tagebuch und ganze Partien aus seinem Briefwechsel einfach in Gespräche und Selbstgespräche umwandelt. Wo sie aber — immer mit überlegener Zurückhaltung — ihrer Phantasie mehr Raum gibt und frei erfindet, erfindet sie gut: Szenen, die, wenn nicht wirklich, so doch innerlich wahr sind, wie z.B. jene auf der Baseler Rheinbrücke, als Gossner sich entscheidet, nicht aus der römisch-katholischen zur schweizerisch-reformierten Kirche überzutreten. Es gibt ganze Kapitel, die man mit atemloser Spannung liest, so z.B. jenes, das die geradezu ominöse Überschrift trägt: Sambuga, 1815. Dabei handelt es sich gar nicht um ein Unheilszeichen, ein „Omen“, sondern um den Namen einer historischen Persönlichkeit, ausgestattet mit der dämonischen Gabe zur Intrige, der es gelingt, das Verbleiben Gossners in Bayern für immer unmöglich zu machen. Ähnliches gilt für das Kapitel mit der Überschrift: Der Sturm zieht sich zusammen, 1824. Hier werden die dramatischen

Vorgänge geschildert, die zur Ausweisung Gossners aus Rußland führten. Mit einer besonderen Liebe zum Detail schildert die Verfasserin als Berlinerin die langjährige Wirksamkeit Gossners in Berlin. Vor allem aber darf man ihr dafür dankbar sein, daß sie die Hauptperson, also Gossner selbst, nicht idealisiert, sondern ihn auch in seinen menschlichen Schwächen und Anfechtungen zeigt. Er ist durchaus nicht immer der sanfte und weise „Vater Gossner“, wie ihn sein Altersbild zeigt: mit weißen Locken, die Samtmütze auf dem Kopfe, im bequemen Ohrensessel ruhevoll zurückgelehnt. Gossner hatte ein ausgesprochen männliches Temperament. Bei aller inneren Güte konnte er herrlich zürnen und auch „zu streng“ und schroff sein. Wie gut, daß dann ihm, dem Unverheirateten, als „ein ausgleichendes Prinzip“ Frauen zur Seite standen und begebeneten, wie Itta, seine treue „Hauserin und Lebensgefährtin“, die Gräfin Reden auf Schloß Buchwald (Schlesien), die leidgeprüfte, sensible Luise Rachardt (Halle) und die vornehm-kühle Hamburgerin Amalie Sieveking, die doch demütig genug war, um unter Gossners Rat und Segen die erste Diakonisse in Deutschland zu werden. All' das und noch viel mehr wird von Charlotte Sauer auf 310 Seiten anschaulich erzählt. Die Gossner-Mission dankt der Verfasserin für dieses, auch für ihre Arbeit wertvolle Buchgeschenk und empfiehlt allen ihren Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen, im besonderen auch den Lesern ihres Missionsblattes, sich mit diesem jüngsten Gossner-Buch gegenseitig zu beschenken.

Hans Lokies



## Unsere Gabensammlung für die Indienarbeit

sollte vom 1. Januar bis 31. März 1967

betragen . . . . . 88 500,— DM

Sie beträgt . . . . . 60 236,54 DM

Wir haben zu wenig gesammelt.

**Indien-Arbeit:** Gossner-Mission, 1000 Berlin 41, Handjerystr. 19–20. Postscheckkonto Berlin West 520 50  
Bankkonto: Berliner Bank, Dep.-K. 4, 1 Berlin 41, Konto Nr. 7480

**Industrie-Mission Westdeutschland:** Gossner-Mission, Wiesbaden-Kastel, Johannes-Gossner-Straße 14  
Postscheckkonto Hannover 1083 05

Lettner-Verlag GmbH., 1 Berlin 41. Einzelpreis 0,20 DM / Druck: Buchdruckerei Walter Bartos, 1 Berlin 61  
Bildnachweis: Gossner-Archiv (12)

# Gossners Missionsblatt

Berlin, Dezember 1961 (Nr. 6)

DIE BIENE AUF DEM MISSIONSFELDE

Jubiläumsausgabe

12. Dezember 1836

12. Dezember 1961



125 Jahre

Gossner-Mission



# UNTER NEUEN FAHNEN

(WEISE: Dein Wort, o Herr, führt uns zusammen)

1. Du hast uns, Herr, herausgerufen aus aller falschen Sicherheit.  
Hinstürzt, was unsre Väter schufen nach ihrer Art für ihre Zeit;  
wir müssen unter neuen Fahnen nach deines Geistes Wink und Rat  
durch Wüsten, die kein Fuß betrat, den Weg uns zäh und stürmisch bahnen.

2. Doch gehst du selber deinem Volke, daß es getrost dir folgen kann,  
in einer Rauch- und Feuerwolke auf seinem dunklen Weg voran;  
denn was du, Herr, von letzten Zeiten gesagt einst deiner Jüngerchar,  
das wird jetzt Wirklichkeit und wahr und kann uns auf dem Wege leiten.

3. Drum habt der Zeichen acht, ihr Christen! Gebund'ne Mächte werden frei.  
Wie Adler sich zum Raube rüsten, erhebt sich Krieg- und Kriegesgeschrei.  
Und schon gewaltet sind die Pferde, die einst im Geist Johannes sah;  
denn ihre Stunde ist nun da zum Todesritt durch diese Erde.

4. Und überall, wo Menachen wohnen, erschließt sich auf dem Erdenrund  
der dunkle Abgrund der Dämonen; die lästern Gott mit frechem Mund.  
Es regen sich des Kreuzes Feinde, und der der Lüge Vater heißt  
verführt durch seinen Lügegeist selbst etliche aus der Gemeinde.

5. Doch kennst du, Herr, auch die Getreuen in all den Kirchen jung und alt,  
die sich vor keinem Götzen scheuen und keiner menschlichen Gewalt,  
die dich frei öffentlich bekennen und gehen in des Geistes Kraft  
selbst in den Tod durch Kerkerhaft, indem sie deinen Namen nennen.

6. Gib, Herr, daß auch in unserm Munde sich, wenn wir deine Zeugen sind,  
das rechte Wort zur rechten Stunde zum Lobpreis deines Namens find'!  
Und wenn wir dann als leiderprobte, getreue Knechte vor dir steh'n,  
dann laß das Ziel uns gnädig seh'n: das heil'ge Land, das hochgelobte!

HANS LOKIES

Zum Titelbild:

Ein 150 Jahre altes Porträt von Gossner, gemalt in Basel, als er noch katholischer Priester war und den evangelischen Missionsdirektor der Basler-Mission vertrat, der von Napoleon zum Feldzug gegen Rußland eingezogen war

# Das HOHE LIED DER LIEBE eines Indienmissionars

von Dr. Blaise Levai

1. Wenn ich die Sprache und Zunge der Leute, denen ich als Missionar diene, bis zur Vollkommenheit beherrschte und mit der Beredsamkeit eines feurigen Evangelisten predigte; und wenn ich, als Chirurg, mit genialer Geschicklichkeit operierte; und wenn ich, als Missionslandwirt, tausende von Morgen Reis anbaute; oder wenn ich, als Hochschullehrer, die geistreichsten Vorträge hielt — — — hätte aber der Liebe nicht, so wäre meine Botschaft hohl und leer.

2. Und wenn ich das Talent hätte, auf Synoden und Tagungen wie ein Diplomat, Organisator und Finanzdirektor aufzutreten; ja, wenn ich das Vertrauen aller Kreise gewönne, also daß ich mit größtem Erfolg einen Fonds nach dem andren anlegen könnte — — — und hätte der Liebe nicht, so bin ich nichts.

3. Und wenn ich meinen eigenen Besitz verteilte und das Geld den Armen gäbe, aber hülfe meinem Bruder nicht, ein selbständiger und kraftvoller Nachfolger Jesu Christi zu werden, und hätte der Liebe nicht — — — so wäre es mir nichts nütze.

4. Die Liebe, wenn sie im Leben und Werk eines Missionars echt und wahrhaftig ist, erweist sich als geduldig und schöpferisch zugleich. Sie trachtet nicht nach Stellung und Ansehen. Die Liebe freut sich an der Gleichstellung des eingeborenen Mitarbeiters und Bruders. Sie empfindet keinen Neid. Die Liebe trachtet danach, eine eigene eingeborene Führerschaft heranzubilden; sie gibt sich keinen aufgeblasenen Ideen über ihre eigene Bedeutung hin. Sie geht nicht darauf aus, andere zu beeindrucken. Die Liebe versetzt sich ganz in die Lebenslage des Anderen, sie identifiziert sich mit ihm, wird ihm koexistent und gibt allen Hochmut auf.

5. Wahre Liebe kann nicht erniedrigen. Die Liebe stellt keine Statistik über die Fehler eines Anderen

auf. Die Liebe ist bestrebt, Freude und Sorge, Fehlschlag und Erfolg in brüderlicher Weise mitzutragen. Die Liebe läßt sich nicht leicht provozieren, wenn Meinungsverschiedenheiten auftreten; und wenn dunkle Gerüchte verbreitet werden, glaubt die Liebe nur das Beste.

6. Wahrhafte Liebe ist Partnerschaft. Besser ist es, mit einem eingeborenen Mitarbeiter Mißerfolg zu haben, als Erfolg ohne ihn. Die Liebe ist nicht empfindlich und trägt nicht nach, wenn ihre Gefühle verletzt sind. Die Liebe ist stets für eine Verständigung offen; sie hat ihre Freude an der Wahrheit.

7. Die Liebe schenkt einen offenen Geist; sie ist stets bereit, auf neue Methoden einzugehen und neue Wege zu versuchen. Die Liebe sieht das Vergangene nicht für so kostbar an, daß kein Raum mehr für neue Erkenntnis sein sollte. Die Liebe schenkt den Mut, alte Wege, wenn notwendig, zu verlassen. Wenn wir nicht bereit sind, uns zu ändern und elastisch anzupassen, sobald die Liebe es erfordert, dann werden wir zwar treue Verteidiger eines alten Systems, aber keine „Neue Stimme“ sein; wir werden Prediger haben, aber keine Propheten.

8. Die Liebe, die wie ein kleines Kind vertrauen kann, geht nicht fehl. Große Institutionen mögen vergehen, ebenso wie maßlos hoch subventionierte Schulen und Lehranstalten, so daß die Weitergabe von Wissen unmöglich gemacht wird und aufhört. Aber all unser Wissen ist Stückwerk ohne Ihn, der da ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben“. Die ganz auf Vertrauen gegründete Liebe ist nie vergeblich.

9. Wir leben in einer Zeit der Veränderung und des Übergangs. Aber wo ist der Mensch, der wirklich weiß, wohin wir gehen oder was auf den Missionsfeldern geschehen wird.

10. Jetzt, hier auf Erden, begreifen wir alles nur stückweise.

11. Als die Mission noch im Zustande der Kindheit war, war auch ihre Verkündigung einfältig. Die Autorität lag nur in den Händen weniger. Jetzt aber, da die Mission in einem jahrhundertlangen Wachstum zur Kirche herangereift ist, muß sie auch ihre kindische Unselbständigkeit aufgeben. Es muß eine neue, starke, selbständige Kirche für den Herrn entstehen, die sich selbst trägt, sich selbst verwaltet und mit der ihr geschenkten eigenen Vollmacht Mission treibt.

12. Aber was auch immer geschehen mag, welche Richtung auch der Wind des Wechsels nehmen möge, so bleibt doch die Gewißheit: Unser Herr wird sich nicht unbezeugt lassen. Er vollendet selbst Seinen Plan in und durch die Geschichte, auch wenn viele Dinge jetzt sinnlos und närrisch erscheinen.

13. Institutionen vergehen. Das aber bleibt: Eine Arbeit, die von Händen getan wurde, die mit denen, die in Not sind, alles geteilt haben, und die Botschaft von der errettenden Liebe Christi, der da starb und wieder auferstand und als der Herr des Lebens lebt. Das wird niemals vergehen. So gibt es in diesem Leben nur drei bleibende Größen: Glaube, Hoffnung, Liebe — diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen.

„The Guardian“, April 1961





Professor O. Hellmuth Frey / Bethel

## Johannes Gossner als Ausleger des Neuen Testaments

Bei einem einmaligen kurzen Zusammentreffen mit Bruder Lokies begegneten wir uns in der Liebe zu Gossner als Ausleger des NT. Es ist das Eigentümliche an Johannes Gossner, daß man sich in der Liebe zu ihm nur treffen kann in der Liebe zum Herrn Jesus. So komme ich gern dem mir geäußerten Wunsche nach, ein Wort zu seinem Bibelwerk „Die heiligen Schriften des NT mit Erklärungen und Betrachtungen“ zu sagen \*). Das kann nur ein Wort des Dankes sein für das, was ich durch Gossner empfangen habe und immer wieder empfangen werde. Durch Prof. D. E. Steinwand, nachmals praktischer Theologe an der Universität Erlangen, wurde ich zum ersten Mal vor etwa dreißig Jahren auf das Werk aufmerksam gemacht und konnte es im Laufe der Zeit durch mancherlei Umstände Stück um Stück erwerben.

Das Geheimnis dieser Auslegung für Bibelleser ist die Unmittelbarkeit zu Jesus, wie sie einem selten begegnet. Sie drückt sich aus in einer Einfachheit, wie sie nur das Echte hervorbringen kann. In dieser Unmittelbarkeit gehören die Objektivität des Heilswerkes Christi und die Subjektivität der Aneignung desselben und der Hingabe an ihn zusammen. Man kann nicht darüber theologisieren, sondern wird vom Heiligen Geist angerührt, wenn man darin liest. So lasse ich am besten Gossner selbst reden in Gestalt einzelner kurzer Auszüge und gebe weiter, was er zur Person und zum Heilswerk Jesu, zur Kirche, zum Wort und Sakrament, zur Wiedergeburt, zur Heiligung und zur Anfechtung sagt.

### 1. Heilsgewißheit und Heilsfreude das Geheimnis der Auslegung Gossners:

Das Geheimnis der ansteckenden Freude, die die ganze Auslegung erfüllt, klingt aus Gossners Erklärung zum Bekenntnis des Andreas: „Wir haben den Messias gefunden“, Joh. 1, 22. „Wer einmal sagen kann: ‚ich habe den Heiland, ich habe Jesum gefunden‘, dessen Seligkeit ist nicht zu beschreiben; den kann kein Leid traurig, kein Übel unglücklich

machen; denn er denkt sogleich: Ich kann ja nicht traurig sein, es lebt Christus; warum soll ich mich betrüben? Es könnte dir aber doch zu viel werden; du könntest so krank werden, daß dir dein Leib verschmachtet; es könnten dich die Gedanken verlassen. O, sagt David, wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, alle Zeit meines Herzens Trost und mein Teil. Ps. 73, 25-26. Darum ist dies eine so selige Sache, Jesum gefunden zu haben. In ihm kann ich mich freuen und habe guten Mut; darf kein Gerichte scheuen, wie sonst ein Sünder tut. Es kommt kein Mensch ins Gericht, der dem Lamme nachfolgt. Wenn man einmal aus der Zeit geht, so kann man sagen: ‚Ich komme zu dir, ich bin dein; ich habe an dich geglaubt in der Zeit; ich bin immer mit dir umgegangen; ich habe gelebt, aber nicht ich, sondern du in mir; ich hatte dich nicht gesehen, aber ich hatte dich dennoch lieb. Ich habe mich deiner gefreut, da ich abwesend war, wie soll ich mich nun deiner nicht freuen, da ich zu dir komme!‘ So geht eine Seele heim, die Jesum gefunden hat.... Werfet alle eure Sünden, all euer Elend, euren ganzen verderbten Zustand von eurer Geburt an bis auf diese Stunde zu seinen Füßen, auf den Rücken des Lammes Gottes; laßt's ihn wegtragen und geht nicht wieder von ihm weg, sondern bleibt bei ihm. Denket immer an ihn; menget ihn ins Essen und Trinken, ins Schlafen und Wachen, ja, in alles hinein, daß, wohin ihr euch wendet, ihr mit dem Lamme, mit seinem Blut und Tode zu tun habt, was er für euch gelitten, und was ihr ewig zu erwarten habt. Welcher Satan wird euch dann zur Sünde verleiten und euch in Furcht und Schrecken bringen können? Die Pforten der Hölle können eine solche Seele nicht überwältigen“. (Joh. S. 22, 23).

### 2. Die Person Jesu — Gottheit und Menschheit und Erlösungswerk

Und dann legt Gossner Zeugnis ab von der Gottheit Jesu zu Joh. 5, 23: „Daß der Heiland als Gott über alles geehrt und angebetet werden muß, weil alles durch ihn und zu ihm geschaffen ist, daß er vor allem ist und alles in ihm besteht, daß alles durch ihn versöhnt ist zu ihm selbst, es sei auf Erden oder im

\*) Herausgegeben von der Niedersächsischen Gesellschaft Hamburg: Lukas 1889, Johannes 1890, Apostelgeschichte 1891, Römer- und 1. und 2. Korinther 1892, Die kleinen Briefe des Apostels Galater, Epheser, Philipper, Kolosser, Thessalonicher, Timotheus, Titus und Philemon 1893.

Himmel, das muß jeder wissen, der Zeugnis von ihm gibt. Wenn man mit den Kreaturen von Gott redet, und sie fragen, wer ist er, so heißt es: Jesus Christus, es ist kein anderer Gott. Wenn sie diesen nicht haben wollen, so sind sie ohne Gott in der Welt“ (Joh. S. 71).

Er zeigt seine Gottheit auf dem Hintergrund seiner Menschlichkeit, v 19: „Der Sohn kann nichts von sich selbst tun, zumal jetzt, wie er da steht in der Knechtsgestalt der menschlichen Natur; denn wenn er eigenmächtig handelte, würde es mit der Eigenschaft des Sohnes gar nicht bestehen, nach welcher er in der genauesten Verbindung mit dem Vater bleiben muß und sich von derselben nicht losreißen kann“ (S. 70). Auf dem Hintergrund dieser Doppelheit zeigt er Jesu Richteramt, v 22: „Wenn man den Heiland als Richter alles dessen, was tot und lebendig ist, vorstellt, so zeigt ihn das auf der Ehrfurcht erregendsten Seite. Man ehrt das Amt mit Zittern. Man stellt sich's aber nicht anders vor, als daß ihm das Recht überlassen ist, selig zu machen und zu verdammen nach Gutbefinden. Aber der Richter ist ein *Mensch*. Er weiß und versteht wohl, wie den Menschen zumute ist. Er weiß Ursachen zu Dingen, wozu kein Mensch mehr eine weiß. Wenn ein menschlicher Richter noch so viel Ausflüchte für einen armen Verbrecher weiß, er wird aber am Ende von der zugestanden Nachsicht der Gesetze verlassen, so kann er nicht helfen, denn er ist nicht Herr, sondern nur Ausführer der Gesetze. Aber der Heiland ist zugleich Richter, Gesetzgeber, unumschränkter Herr über Tod und Leben. Er hat die Schlüssel der Hölle und des Todes; er macht damit, was er will. Wenn also er nicht mehr entschuldigt, wenn er nichts mehr vorbringt, eine Seele zu retten, so geht sie eben nach dem Gesetze verloren. (Joh. S. 71).... Er ist wahrhafter Mensch gewesen.... Darum ist ihm das Gericht übergeben; darum ist ihm die große Funktion, der Gott, der über alles richtet, zu sein, übergeben, weil er ein Mensch ist, .... in unserm Fleisch gelebt hat.“ (Nun wird die Menschlichkeit Jesu geschildert). „Und wo es wahr ist, daß das Menschtum oder die

Menschlichkeit schuld ist, daß wirklich das Vermögen nicht da ist, da hat er erstaunliches Mitleiden, da kann er mitweinen;“ (S. 73).

Aber am stärksten kommt die Innigkeit des Christuszeugnisses bei *Goßner* zum Klingen, wo er von der Erlösung redet: „Er nimmt auf einmal alle Sünden aller Art, aller Länder und Leute auf sich und tilgt sie, als wenn sie nie geschehen wären (1. Joh. 2, 2). Siehe, das ist der große Erfinder des Heils. Es ist alles versöhnt durch ihn und mit ihm selbst. Das sollte in aller Herzen mit funkelnder und flammender Schrift gegraben und mit dem Finger Gottes eingeschrieben werden. Das muß man Heiden, Juden und allen Kreaturen bezeugen. Das ist der Grund, auf dem seine Kirche steht, daß auch die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen können. Wer des Vaters Liebe da herleitet, daß Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren, der hat sie gründlich bewiesen ... aller Welt Sünden, die von Adam bis auf den allerletzten Menschen getan werden; die will er alle getan haben und dafür leiden und sterben, damit ich ohne Sünde sei und ewig lebe.... Wollt ihr wissen, wo die Sünden der Welt hingelegt, getötet und weggenommen worden sind? Wo denn? Sieh, auf das Kreuz und auf den Rücken dieses Lammes hat der Herr alle unsere Sünden gelegt.... Aber die Welt will das nicht glauben und dem Lamm die Ehre nicht gönnen, daß wir durch dasselbe allein selig werden sollen, weil es unsere Sünde trug. Sie will selbst etwas sein“ (S. 19).

„Johannes redet im Namen aller, die vor ihm waren: Von seiner Fülle haben *wir alle* genommen; also muß er, der Geber aller Gnade, auch schon vorher gewesen und vor allen gewesen sein, weil alle von ihm empfangen haben, die je Gnade empfangen. Muß aber der, von dem alle nehmen und empfangen, nicht *allgenugsam* sein? Kann der ein anderer als Gott selbst sein, der allen gibt, alle erhält, alle segnet, ohne selbst zu verlieren oder arm zu werden? Der immer noch die Fülle hat und die Fülle bleibt, wenn auch alle von ihm genommen haben, alle von ihm erfüllt worden sind? Also, welches Wort: ‚Aus seiner Fülle haben wir alle genommen‘. Und was

Schriften Goßners,  
darunter sein  
„Schatzkästchen“  
und „Herzbüchlein“;  
in der Mitte  
Goßners Tintenfaß





denn? Gnade um Gnade, Gnade über Gnade! Wer ist die Gnadenfülle, der Gnadenspende anders, als der allmächtige, unendliche Gott?" (Joh. S. 14).

In der Erfahrung dieser Gnade, sagt Gossner, lernt man den Herrn Christus kennen: „Wenn ich Gnade gefunden habe, wenn mir die Sünden vergeben sind, wenn ich Frieden mit Gott habe, wenn meine Seele

aus dem Kerker und aus der Gewalt des Satans erlöst, aus den Stricken des Todes, von der Angst und der Hölle befreit ist, und ich denke: wie ist das zugegangen? ja wie komme ich dazu? ja, der Sohn Gottes hat sich meiner angenommen, das hat der Sohn getan. Da lernt man ihn kennen." (S. 42.43).

(gekürzt; der ganze Aufsatz von Prof. Frey erscheint als Sonderdruck)

So sah Gossners Handschrift aus:

Lehrst über die Liebe  
In Übergabe der Aegyptischen Confession  
in der Bestandstheile

In der Predigt an dem großen und wichtigen Tag  
ist, am 25. März 1830 auf in der evangelischen  
Bestandstheile der Aegyptischen Confession und mit  
besonderen Anmerkungen versehen

Die Predigt wurde am Vorabend des 24. März  
mit allem Glorien angekündigt, am Morgen  
selbst die Predigt selbst wurde von dem Prediger  
mit einer Melodie mit Harmonien begleitet

Vorabtag wurde über 1. Kor. 3, 11. gesprochen und  
I. der Grund gezeigt, auf welchem die Aegyptische  
Confession gebaut ist, und II. die Gründe aufgeführt  
sind zu zeigen, ob sie noch auf diesem Grund  
stehen, und III. zu beweisen, daß unbedingt auf  
diesem Grund zu bauen und zu bestehen



Missionsdirektor D. Hans Lokies  
mit seiner Frau

## Hören und Gehorchen

Ein Jubiläumsbericht von H. Lokies

Losung und Lehrtext für den 12. Dezember d. J., für den Tag, an dem vor 125 Jahren die Goßner-Mission ihren Anfang nahm, lauten:

„Das Gebot, das ich dir heute gebiete, ist dir nicht verborgen noch zu ferne; sondern es ist das Wort gar nahe bei dir, in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es tust.“

(5. Mose 30, 11 und 14)

„Wisset ihr nicht: welchem ihr euch als Knecht ergebet zum Gehorsam, dessen Knechte seid ihr und müsset ihm gehorsam sein, es sei der Sünde zum Tode oder dem Gehorsam zur Gerechtigkeit?“ (Römer 6, 16)

Beide Texte reden vom „Hören und Gehorchen“. Sie geben uns damit das Stichwort an die Hand, um den Sinn des Zeitgeschehens seit der Jahrhundertfeier der Goßner-Mission im Jahre 1936 unter einem Thema zu erfassen. Diese letzten 25 Jahre waren eine vielbewegte und entscheidungsvolle Zeit; aber alle die vielen Einzelentscheidungen gehen letzten Endes auf eine Grundentscheidung zurück: nämlich, ob wir auch in der Goßner-Mission bereit sind, auf Gottes Wort zu hören und ihm zu gehorchen oder nicht.

Es war kurz nach Kriegsende, als ich vom Kommandanten des französischen Sektors von Berlin, einem ehemaligen Admiral und frommen Katholiken, zu einer Besprechung eingeladen wurde, in der eine Frage, die dem Kommandanten sehr am Herzen lag, im kleinen Kreise beraten werden sollte: die Frage

einer Umerziehung der deutschen Jugend in christlichem Geiste. Bei dieser Gelegenheit stellte mir der Admiral seine beiden Militärfarrer in etwas drastischer Weise vor. Er zeigte auf den katholischen Pfarrer hin und bemerkte dazu: „Sehen Sie, der da gefällt mir; er ist orthodox“. Und dann fuhr er — mit einer Handbewegung auf den evangelischen Pfarrer, einen gebürtigen Elsässer, hinweisend — fort: „Sehen Sie, diesen da mag ich nicht; er ist liberal.“ Und dann wandte er sich mit einem Ruck mir zu und stellte die Frage: „Was sind Sie nun, Herr Pfarrer, liberal oder orthodox?“ Darauf antwortete ich ihm: „Exzellenz, ich habe diese beiden Worte ‚liberal‘ und ‚orthodox‘ seit hundert Jahren nicht mehr gehört. Über diesen Gegensatz sind wir in der Zeit des Kirchenkampfes hinausgewachsen.“ „Aber ...“, warf eine amerikanische Reporterin, die an der Besprechung teilnahm, ein, „auch bei Ihnen gibt es doch theologische Unterschiede oder gar Gegensätze!“ „Ja“, gab ich zur Antwort, „aber der Gegensatz ist ganz simpel, er geht auf die einfachste Grundform zurück: nämlich, ob wir auf Gottes Wort hören und ihm gehorchen oder nicht.“

Mag sein, daß tief aufgewühlte Zeiten, in denen es für den Christen gefährlich ist zu leben, es ihm erleichtern, eine klare Entscheidung zu treffen, gerade weil dann auch Gottes Wort zu einer neuen Lebendigkeit und höchsten Aktualität erwacht, so daß es sich selbst im Zeitgeschehen auslegt und — wie es in unserer Losung heißt — „gar nahe bei dir ist, in deinem Mund und in deinem Herzen, daß du es tust.“

Von Anfang an stellte sich die Goßner-Mission, wie die meisten anderen deutschen Missionsgesellschaften, eindeutig auf die Seite der Bekennenden Kirche. Die „Barmer Thesen“ wurden sogar ins Hindi übersetzt und im Gharbandu, dem Gemeindeblatt der Goßner-Kirche in Indien, veröffentlicht. Es kam nun aber darauf an, die Konsequenzen an Ort und Stelle zu ziehen, d. h. also in der Gemeinde, zu der das Goßner-Haus gehört. Hier waren alle Pfarrer mit Ausnahme



eines einzigen, des tapferen und doch so väterlich gütigen Bruders *Vetter*, mit fliegenden Fahnen zu der radikalen Richtung der sogenannten Thüringer Deutschen Christen übergetreten. Soweit sich die Gemeinde zu Gottes Wort hielt, war sie in dem ihr entfremdeten Gottes- und Gemeindehaus heimatlos geworden. So wurde das Missionshaus in der Handjerystraße ein Zentrum für die Beken nende Gemeinde in Friedenau und für die Beken nende Kirche in ganz Berlin.

Um die dadurch entstandene Raumfrage zu lösen, wurde im Jahre 1935 ein Kirchsaal angebaut. Die Mittel dafür gab der zuständige Generalsuperintendent her — im letzten Augenblick. Es war am Tage, bevor der berühmte Pfarrer *Müller* zum Reichsbischof berufen wurde, als sich ein Vertreter der Goßner-Mission zu seinem Generalsuperintendenten begab und ihm sagte: „Setz dich hin und schreibe flugs!“ Und er setzte sich wirklich hin und schrieb flugs die Summe nieder, mit der der Kirchsaal gebaut werden konnte. Am Tage darauf waren alle Generalsuperintendenten abgesetzt und verfügten über keine Fonds mehr. An dem Kirchsaal der Goßner-Mission kann man ihre Geschichte während der nächsten Jahrzehnte geradezu ablesen. Da hängt z.B. noch heute an der Längswand des Saales ein großes Bild der Kreuzigung Christi von dem Berliner Maler Brandenburg. Es hatte zuerst seinen Platz in der Berliner Philharmonie gefunden, wurde aber für „entartete Kunst“ erklärt und sollte vernichtet werden. Der Maler brachte es in Sicherheit und übergab es uns zu

treuen Händen. Es hat den Brand des Missionshauses überstanden. Man kann über den Stil des Bildes denken, wie man will; stammt es doch aus den zwanziger Jahren. Aber sein Thema darf mit unser aller Zustimmung rechnen. Es will nämlich nichts anderes zum Ausdruck bringen, als daß der gekreuzigte Christus zugleich der verklärte ist, daß gerade Er, der sich selbst erniedrigte und gehorsam war bis zum Tode, erhöht und verherrlicht worden ist.

In diesem Kirchsaal fanden die Gedemütigten und Erniedrigten jener Zeit ihre Zuflucht: unsere christlichen Schwestern und Brüder aus Israel. Nach und nach wurden ihnen alle Gemeindehäuser und Kirchen Berlins verschlossen. Wo sollten sie anders bleiben als in einem Missionshause? So ist denn die Beken nende Gemeinde in Friedenau Sonntag um Sonntag, oft unter den Augen der Gestapo, mit der kleinen Schar der nichtarischen Christen Berlins, die von Monat zu Monat kleiner wurde, zum Gottesdienst und zum Abendmahl gegangen. Niemand, dem es damals geschenkt wurde, zwischen einem „bestennten“ Bruder und einer „bestennten“ Schwester am Altar zu knien und das heilige Abendmahl zu empfangen, wird es jemals in seinem Leben vergessen. Und als dann nach dem Zusammenbruch und Kriegsende zum erstenmal zwei indische Brüder aus der Leitung der Goßner-Kirche in Indien — das Missionshaus selbst war damals noch eine Ruine — in dem wie durch ein Wunder hindurchgeretteten Kirchsaal mit uns zusammen an derselben Stelle zum Mahl des Herrn nieder-



**1-2** Das ausgebrannte Missionshaus in Berlin

**3** Die durch Bombenangriff zerstörte Bethlehemkirche in Berlin an der Goßner Pfarrer war. Dort wurde das 100jährige Jubiläum der Goßner-Mission gefeiert.

**4-5** Das neue und — das alte Missionshaus



1



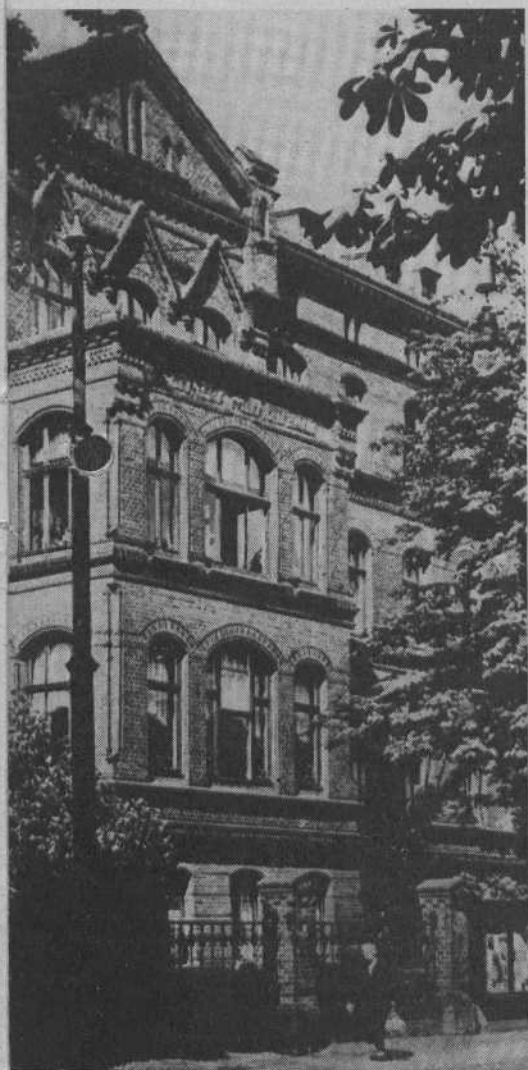
2



3



4



5



knieten, da wurde blitzartig der Bogen sichtbar, der Bogen der Weltmission, der sich heute noch spannt von Jerusalem bis an die Enden der Erde.

Einmal, mitten im Kriege, wurde in demselben Saale eine Schar — fast möchte man sagen eine Karawane — von Brüdern und Schwestern aus Israel, vom Säugling bis zum Greis, in den Tod und in das Leben Jesu Christi hinein getauft, ehe sie nach Theresienstadt oder Auschwitz kamen. Aber jedesmal, wenn der Pfarrer der Bekenrenden Gemeinde in Friedenau, *Dr. Wilhelm Jannasch*, von solchem Abtransport hörte, war er morgens früh in der Wohnung der Betroffenen zur Stelle, um ihnen noch zum letztenmal das Abendmahl zu reichen. Die Gestapo mußte solange warten. Noch heute versammelt sich in Erinnerung an jene Zeit der Todes- und Lebensgemeinschaft allmonatlich eine kleine Schar der Überlebenden im Goßner-Hause.

Der Vollständigkeit halber sei berichtet, daß im Kirchsaal der Goßner-Mission auch die frühesten Zusammenkünfte der jungreformatorischen Bewegung und des Pfarrer-Notbundes stattfanden. Hier begann auch die Kirchliche Hochschule ihre Tätigkeit; ein Teil der Vorlesungen wurde laufend dort gehalten.

Hier in diesem Saal geschah es auch, daß in den letzten Tagen des Krieges, mitten in einem schweren Fliegerangriff, Bischof D. Dr. *Dibelius* erschien, der eben von dem Rat der Evangelischen Kirche der Union zum Bischof der Kirche Berlin-Brandenburg berufen worden war. Er machte davon einem kleinen Kreise von Brüdern Mitteilung, die durch Boten verständigt waren, und unternahm gleich den ersten Schritt zur Bildung einer neuen Kirchenleitung. Die Vorschläge, die er dabei machte, sind mir für immer als ein Zeichen für den genialen Wirklichkeitsinn, der ihm eignet, in Erinnerung geblieben. Er schlug nämlich die verschiedensten Personen für die Kirchenleitung vor — nicht nach geistlichen, spirituellen, sondern nach „pedestralen“ Gesichtspunkten. Es sollten nur diejenigen Mitglieder der Kirchenleitung werden, die in der Lage waren, ihn zu Fuß zu erreichen. Daß diese Männer sich für die Kirchenleitung auch als wirklich qualifiziert erwiesen, war nur ein zusätzliches Gottesgeschenk.

Die Goßner-Mission ist während dieser ganzen Zeit von Bedrückung, Arbeitsbehinderung, Haft und Rede- und Schreibverbot nicht verschont geblieben. Es wurde über sie als die einzige deutsche Mission Devisenverbot verhängt. Zuletzt sollte sie auf Grund von Denunziationen, die beim Generalkonsulat in Calcutta einliefen, verboten werden. Aber ein von den Missionaren erwungener Besuch der Goßner-Kirche durch den deutschen Vizekonsul beseitigte die Gefahr.

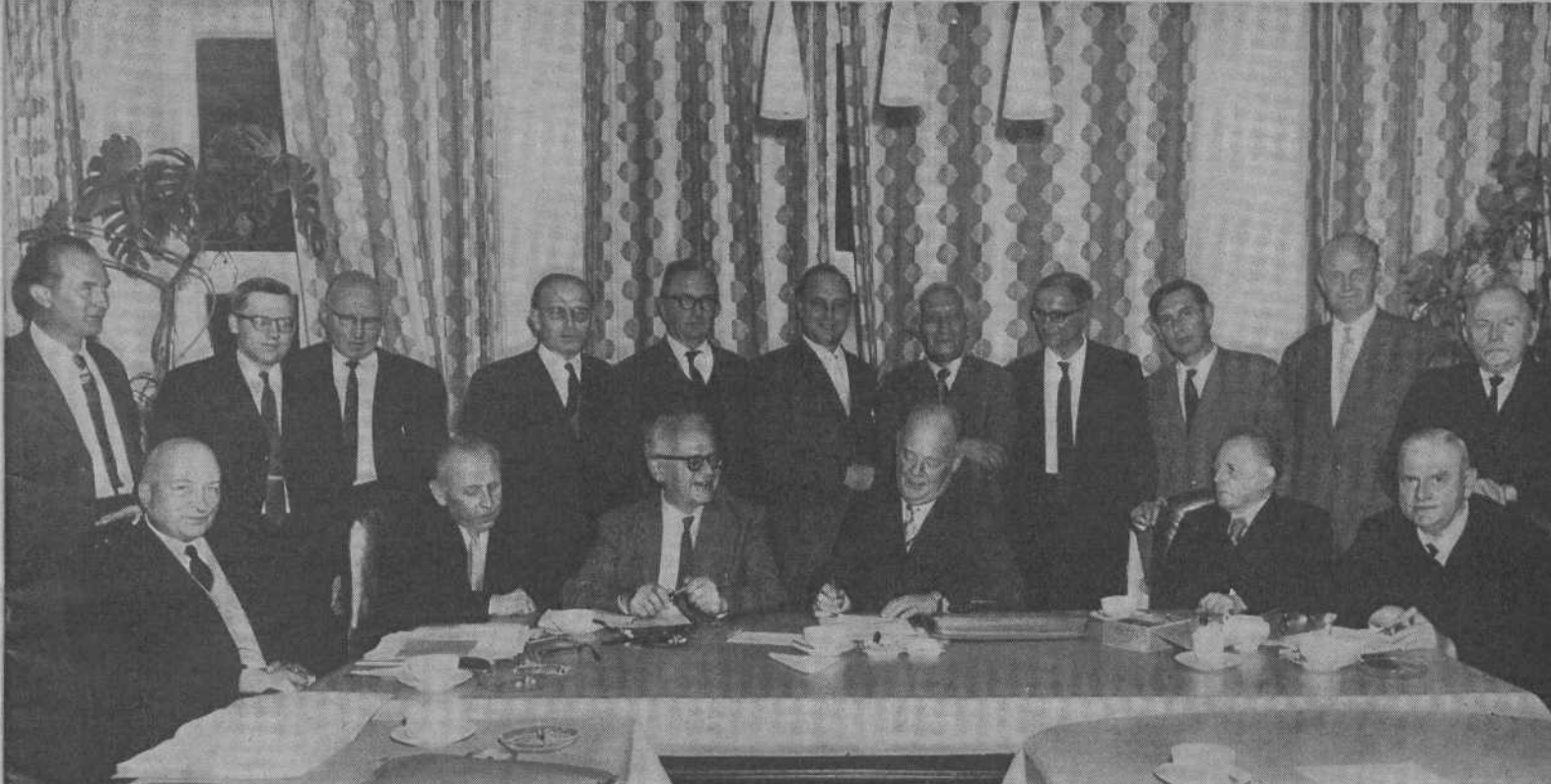
Was die Heimatarbeit der Goßner-Mission während dieser ganzen Zeit betrifft, so ging sie schon seit Jahren auf den Grundsatz zurück, daß jede Missionsgesellschaft neben der Arbeit auf dem Missionsfelde auch eine missionarische Aufgabe in der Heimatkirche übernehmen müsse. Der Blick der Goßner-Mission wurde auf das besondere Gebiet der christlichen Unterweisung in Haus und Schule gelenkt: Mission, verstanden nicht nur als Verkündigung des Evangeliums nach draußen an die Heiden, sondern auch nach vorn an die zukünftige Generation. So kam es, daß schon 1935, als 45 % der Lehrer in Berlin und fast alle Lehrer in der Provinz den

Religionsunterricht in den Schulen niederlegten, im Goßnersaal die ersten katechetischen Kurse für Laien eingerichtet wurden. Die Leitung dieser ganzen Arbeit übernahm Pfarrer *Dr. von Rabenau*. Es ist interessant, einmal die Namen der Brüder und Schwestern aufzuzeichnen, die damals mit ihm zusammenarbeiteten: Prof. Dr. *Günter Dehn*, Organist *Dr. Fischer*, P. *Hellmut Gollwitzer*, Dr. *Hammelsbeck*, Vikarin *Klara Hunsche*, P. *Jaenicke*, P. Dr. *Jannasch*, P. Lic. *Lichtenstein*, Vikarin Lic. *Christa Müller*, P. *Osterloh*, Fräulein Lic. *Paulsen*, P. *Rott*, P. *Wulff Thiel*, P. *Traub*, P. *Westermann*, Fräulein *Zinn*.

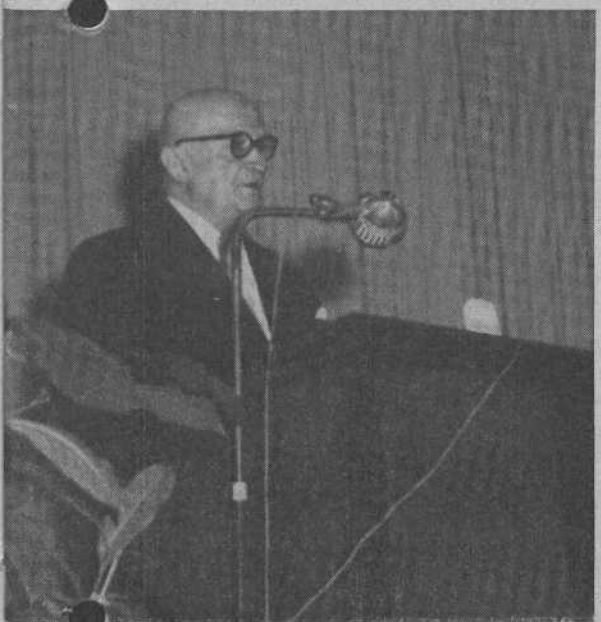
Dazu kam noch das katechetische Seminar für die Theologen, das in den Räumen des Goßner-Hauses als Internat eingerichtet wurde. Pastor *Wulff Thiel* und Dr. *Hammelsbeck*, der damals nach seiner Entlassung aus dem staatlichen Schuldienst ganz in den Dienst der Kirche überging, bauten es gemeinsam auf. Das Seminar wurde von den sogenannten „illegalen jungen Brüdern“ besucht, die wegen ihrer Zugehörigkeit zur Bekenrenden Kirche in keinem der bestehenden Predigerseminare Aufnahme fanden. Für sie wurde eine Anzahl katechetischer Kurse durchgeführt, die jedesmal am Kursusende von der Gestapo geschlossen wurden. Da sie aber stets vergaß, zugleich auch die Eröffnung eines neuen Kurses zu verbieten, nahm die Arbeit ihren fröhlichen Fortgang, bis endlich allen Dozenten Unterrichtsverbot auferlegt und damit die Arbeit — wenigstens im Goßner-Haus — lahmgelegt wurde. Generalsuperintendent *Diestel* und der Kreiskirchenrat von Dahlem sprangen damals ein und breiteten über diese wichtige Arbeit den Mantel der Legalität, so daß sie noch eine zeitlang weiterlief. Trotz all' der Bedrängnisse, durch die die Goßner-Mission gerade damals hindurchging, erinnert sich die Goßner-Hausgemeinschaft dieser Arbeit als einer der fröhlichsten und fruchtbarsten in der ganzen Zeit.

In jedem Jahr fanden im Goßner-Haus auch die Tagungen der Erziehungskammer der Bekenrenden Kirche Deutschlands in Form von Reichstagungen unter der Leitung von Superintendent Lic. *Albertz-Spandau* statt, dem Pastor *W. Rott* assistierte. Was da zusammenkam, waren lauter angeschlagene Leute: Theologen und Pädagogen aus allen Landeskirchen. Unter ihnen war auch stets der Vertreter der Bekenrenden Kirche Österreichs, Pastor *Pommer-Graz*. Es waren Brüder und Schwestern darunter, die wiederholt verhaftet waren und Rede-, Schreib- und Reiseverbot hatten. Trotzdem machte das Goßner-Haus während der Tagung den Eindruck völliger Verlassenheit, denn die Teilnehmer der Tagung hatten die Weisung, nur alle zehn Minuten einzeln das Haus zu verlassen oder zu betreten. Niemand konnte auf den Gedanken kommen, daß hier eine Reichstagung stattfand.

Es war am 29. und 30. April 1943, also mitten im Kriege, als die letzte dieser Tagungen durchgeführt wurde. Das Thema des Tages wurde an Ort und Stelle improvisiert. Es lautete: „Utopischer Tag“. Alle Verhandlungen gingen von der Voraussetzung aus, daß der Krieg verloren, die nationalsozialistische Regierung gestürzt und das Reich zusammengebrochen war. Man faßte die Tatsache ins Auge, daß nach der tragischen Niederlage unseres Volkes ein Neuaufbau auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts von Grund auf erfolgen würde. Um dann auch



1



2



3



4



5

- 1 Sitzung des Kuratoriums am 28. 6. 1961, in der KR Dr. Berg einstimmig als Nachfolger von KR Lokies zum Direktor der Goßner-Mission berufen wurde. Von l. nach r. stehend: Dzubba, Starbuck, Klimkeit, Gohlke, Dr. Hoerle, Dr. W. Heß, D. Lokies, Fielitz, Symanowski, Dr. Kandel, Gerhard; sitzend: OKR Dr. Heß, Otto, Dr. Rieger, Dr. Berg, Lic. Stosch, Sup. Schaaf
- 2 Präses Dr. Moeller, Vorsitzender des Kuratoriums (1942—1961)
- 3 Präses Lic. Stosch
- 4 Oberpfarrer Richter-Reichhelm, Vorsitzender des Kuratoriums (1924—1942)
- 5 Kirchenrat Dr. Berg



als Kirche für diesen schweren Dienst gerüstet zu sein, wurde ein umfassendes Schulprogramm entworfen. Alle schriftlichen Unterlagen wurden vernichtet. Nur ein einziges Exemplar des Protokolls wurde tief im Keller zwischen den alten Akten der Goßner-Mission deponiert. Es ist beim Brand des Hauses mit allen Akten der Goßner-Mission mitverbrannt. Aber einer der Teilnehmer mußte wohl doch eine Kopie mit nach Hause genommen haben: nach dem Kriege wurde dieses Schulprogramm der Bekennenden Kirche Deutschlands in einem schweizerischen Schulblatt veröffentlicht.

Die Tatsache, daß das Goßner-Haus nach und nach rein räumlich zu einem Zentrum der katechetischen und pädagogischen Arbeit der Bekennenden Kirche geworden war, führte nach dem Kriege dazu, daß Bischof *D. Dr. Dibelius* den Direktor der Goßner-Mission zugleich mit der Leitung der Kirchlichen Erziehungskammer-Berlin beauftragte. So hat denn die Goßner-Mission gerade in den allerersten Anfängen beim Aufbau des katechetischen Dienstes und der evangelischen Schulen in Berlin erhebliche persönliche und finanzielle Opfer gebracht. Jetzt, nachdem diese Arbeit als kirchliches Werk ganz ausgebaut ist und in die volle kirchliche Verantwortung übergeht, soll dies wenigstens an einer Stelle öffentlich zum Ausdruck gebracht werden.

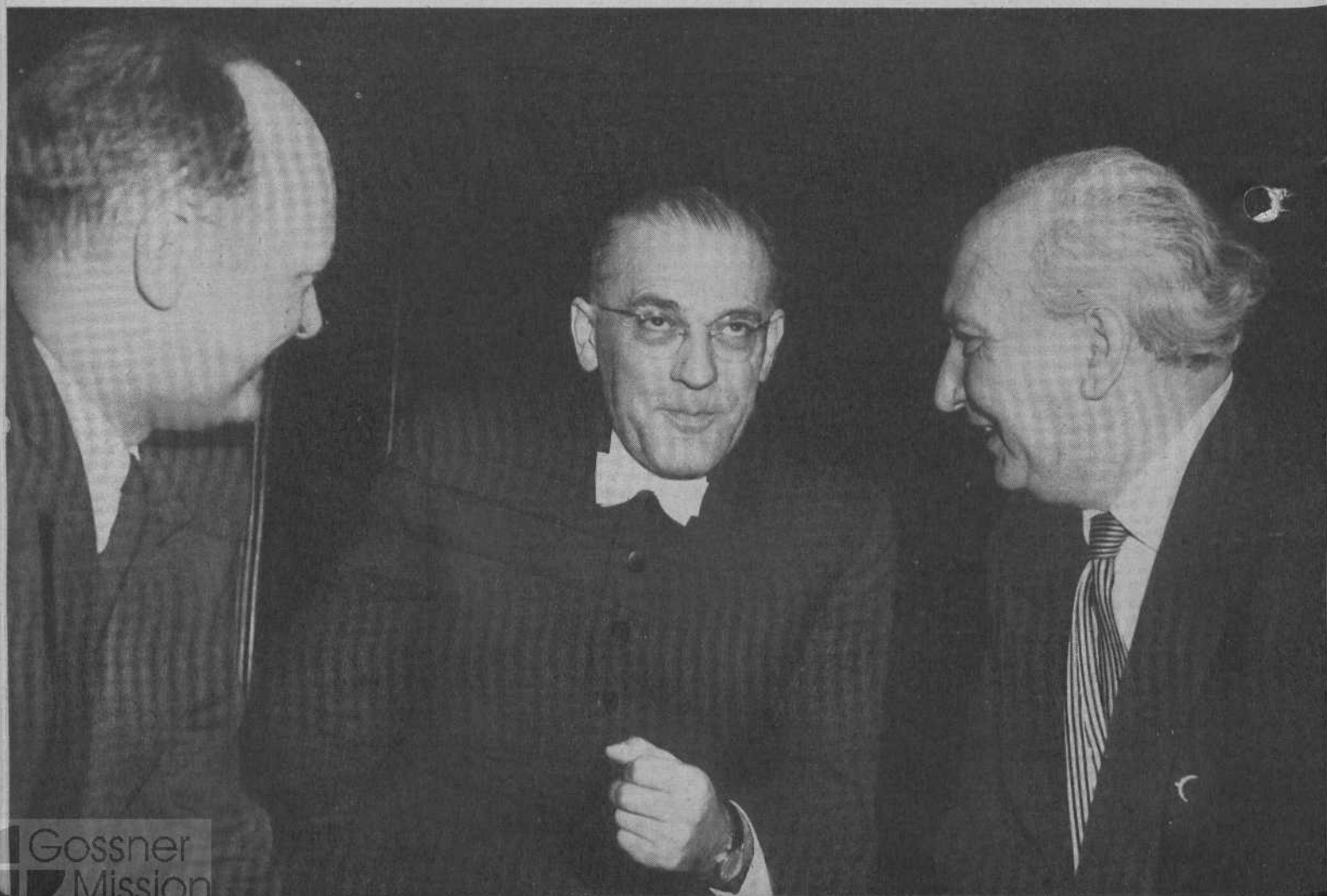
Der Grundsatz, daß die Heimatarbeit der Goßner-Mission auch in der Kirche daheim die Verantwortung für eine missionarische Arbeit tragen müsse, bleibt auch in Zukunft bestehen. Das ist nicht so gemeint, daß eine Missionsgesellschaft alle Arbeitszweige der Landeskirche, der sie zugeordnet ist, mit dem Missionsgedanken umspinnen sollte, sondern so,

daß sie sich als einen lebendigen Ast in den Stamm der Kirche aufpropfen, mit ihr zusammenwachsen, leiden, kämpfen und siegen muß, damit Kirche und Mission eine Einheit bilden. Aus diesem Anlaß heraus sind in der Goßner-Mission nach dem Kriege zwei neuartige Zweige ihrer Heimatarbeit erwachsen: die Goßner-Mission in Mainz-Kastel und die Goßner-Mission-Ost.

Was in Mainz-Kastel geschehen ist, darf man als das Lebenswerk von Pastor *Horst Symanowski* ansehen. Es geht dort um den kirchlichen Dienst an den Menschen in der Industrie. Nach großen Anfangsschwierigkeiten und trotz mancherlei Verkennung bis auf den heutigen Tag hat sich dieses Werk nach und nach auch die Anerkennung der Kirchenleitungen erworben. Es werden dort in jedem Jahr „das Seminar für den Kirchlichen Dienst in der Industrie“ und die „Praktikanten-Kurse für Theologiestudenten“ durchgeführt, zu denen fast alle Landeskirchen Teilnehmer entsenden. Am 1. Dezember d. J. begann in Mainz-Kastel auch der erste Kursus für die jungen Techniker, Handwerker und sonstigen Facharbeiter, die sich im Rahmen der Aktion „Brot für die Welt“ freiwillig für den Dienst in Übersee gemeldet haben. Pastor *Jaekel* und Diakon *Weissinger* stehen *P. Symanowski* in dieser Arbeit treu zur Seite.

Die Arbeit der Goßner-Mission-Ost in der DDR wird von Prediger *Schottstädt* und dem Jugendsekretär *Gutsch* geleitet. Sie stellt einen missionarischen Versuch dar, überall dort, wo das alte Parochialsystem im Zusammenprall mit einer neuen Gesellschaftsordnung zusammenbricht, Gemeinde neu zu sammeln. Das geschieht in elastischem Vorstoß mit Hilfe der verschiedensten, manchmal erstmalig er-

Dr. Kandeler und Missionsdirektor Lokies besprechen mit unserem Kuratoriumsmitglied Prälat Dr. Kunst-Bonn Baupläne für ein indisches Studentenheim in Berlin





Missionsinspektor Pastor Julius Elster

probten Arbeitsweisen. Zu der alten Wohnwagenarbeit, der Zeltmission, den ökumenischen Arbeitslagern, den Begegnungen zwischen Ost und West ist vor allem die Team-Arbeit hinzugekommen. Sie besteht darin, daß Arbeitsgruppen von Theologen und Laien eingesetzt werden, die gemeinsam an der Sammlung und dem Aufbau einer Gemeinde arbeiten. Wir gedenken dieser Arbeit mit besonders herzlicher Fürbitte.

Da die Goßner-Mission keine landeskirchliche Mission ist, sondern sich auf die freiwillige Mitarbeit der Pastoren, Gemeinden und Freundeskreise in den verschiedensten Landeskirchen angewiesen sieht, ist sie in besonderer Weise Rückschlägen, vor allem während eines Krieges und nach einem verlorenen Kriege ausgesetzt. Ihre finanzielle Struktur ist so empfindlich, daß z. B. ihre Einnahmen nach dem letzten Kriege durch den Verlust ihrer Hilfsgebiete im Osten von einer durchschnittlichen Einnahme in Höhe von etwa 200 000 DM im Jahre auf 35 000 DM jährlich zurücksanken.

Wenn unsere Jahreseinnahmen heute wieder ihren normalen Stand zurückgewonnen haben, so ist das vor allem dem aufopferungsvollen Dienst unserer hauptamtlichen Heimatarbeiter zu verdanken: Pastor *Dr. Willi Heß*, jetzt in der Gemeinde Westkilver, der nach dem Kriege unsere Heimatarbeit in Westdeutschland wieder aufzubauen begann; P. Dr. *Kurt Thude*, jetzt Gütersloh; den inzwischen heimgegangenen Brüdern Pastor *Graetsch* und Pastor *Grothaus*; dem jungen Pastor *Heinz Eckart*, der kurze Zeit in unserem Heimatdienste stand; im besonderen auch den aus Indien heimgekehrten Missionsgeschwistern, die vorübergehend, ehe sie ins Pfarramt übergingen oder ihren Lebensberuf wechselten, in den mit uns verbundenen Gemeinden einen befruchtenden Besuchs-, Predigt- und Vortragsdienst durchführten: Pfarrer *Radsick*, Schwester *Irene Storim* (jetzt Frau

*Braun-Hamburg*), Pfarrer *Klimkeit*, Pfarrer *Borutta* und nicht zuletzt dem ersten indischen Pastor, der für 5 Jahre hauptamtlich in der Heimatarbeit eingesetzt wurde, Pastor *Hanukh Minz*, mit dem Sitz in Espelkamp.

Mit großer Dankbarkeit gedenken wir auch der unermüdlichen treuen Mitarbeit unserer Vertrauensleute: Pastor *Linnemann-Ostfriesland*, Pastor *Goblke-Westfalen*, Pfarrer *Fielitz-Bayern* und Pfarrer *F. W. Otto-Berlin*.

Eine Lücke, die sich nicht wieder geschlossen hat, ist der unersetzliche Verlust eines Bruders und Mitarbeiters, an den wir immer in wehmütiger Dankbarkeit denken und den wir nie vergessen werden: Missionsinspektor *Julius Elster*.

Der Dienst einer Missionsgesellschaft beginnt zu Hause; er setzt sich aber in der Welt fort. Er ist ökumenischer Dienst! Der Raum, den die Goßner-Mission mit ihrem Dienst zugeordnet ist, ist Indien und die Goßner-Kirche in Indien. Um diese Kirche geht es ihr — auch in dem jetzt höchst aktuell gewordenen Gespräch über Kirche und Mission in Deutschland. Was wird in Zukunft aus der sogenannten Ev.-Lutherischen Goßner-Kirche von Chota-Nagpur und Assam, die gegenwärtig die zweitgrößte lutherische Missionskirche in Indien ist? Wir stehen unter dem Eindruck, daß man bei dem gegenwärtigen Stand der Diskussion über „Kirche und Mission“ darunter „die Verlandeskirchlichung“ der Mission versteht: Landeskirche und landeskirchliche Mission werden eins. So ist es einfach selbstverständlich, daß die Landeskirchen im Rheinland die Patenschaft für Nias, in Westfalen für Sumatra, in Bayern für Neu-Guinea übernehmen usw. Aber was wird aus einer Kirche, wie z. B. der Goßner-Kirche in Indien, die in hundert Jahren aus dem Opfer und der Fürbitte von Pastoren, Gemeinden und Mitarbeiterkreisen in vielen Landeskirchen hervorgegangen ist? Soll sie einfach unter den Verhandlungstisch fallen, nur weil sie bisher nicht einer Landeskirche offiziell zugeordnet war? Wohlverstanden, es geht uns dabei um die Goßner-Kirche, nicht um die Goßner-Mission. Die kann einmal, wenn Gott es will, aufhören. Aber die junge — einmal von der Goßner-Mission begründete — indische — Kirche! Was wird aus ihr? Wir sind nun sehr dankbar dafür, daß einige Landeskirchen auch ihr zu helfen angefangen haben: die Hannoversche Landeskirche, die Kirche Berlin-Brandenburg und früher als alle andern, aber mit großer Vorsicht und Zurückhaltung auch die Landeskirche Westfalen.

Das Verhältnis der Goßner-Mission zur Goßner-Kirche in Indien ist, obwohl es mancherlei Krisen durchgemacht hat, vertrauensvoll, ja herzlich bis auf den heutigen Tag. Ihre Zusammenarbeit erfolgt in der Form einer engen Partnerschaft und ist von zwei Tatsachen bestimmt.

1. Die Goßner-Kirche ist eine Adivasi-Kirche, d. h. ihre Glieder kommen überwiegend aus der Urbevölkerung Indiens, den „Adivasi“, die vor abertausend Jahren von den indogermanischen Eroberern ausgerottet, z. T. aus den fruchtbaren Tälern des Indus und des Ganges in den unfruchtbaren Dschungel zurückgedrängt wurden. Seitdem haben sie in bewußter Opposition gegen die Nachkommen der alten Eroberer, die Hindus, und ihre hinduistische Kultur und



2



1



Unsere treuen Helfer aus dem Lutherischen Weltbund, Abt. Weltmission, denen wir in der Kriegs- und Nachkriegszeit viel zu danken haben

**1** Kirchenpräsident Dr. F. Schlotz — USA

**2** Direktor Dr. A. Sovik — Genf

**3** Bischof Dr. R. Manikam — Südindien

**4** Pastor Hanukh Minz und Frau Alomani

**5** Pastor Joel Lakra

**6** Pastor Jilo Tiga

3



5

4



6





1 Begrüßung zwischen Schwester 5  
Ilse Martin (links) und Schwester  
Anni Diller

2 Schw. Marlies Gründler (links)  
und Schw. Maria Schatz fahren  
zum Außendienst

3 Besuch der Kirchenleitung im  
Hospital Amgaon (von links nach  
rechts: Dr. Gründler, Frau Jung-  
hans, Frau Gründler, Schwester  
Ursula von Lingen, P. Kloss...  
mit der Trommel: Kirchenpräsi-  
dent Joel Lakra)

4 Hospital Amgaon — Teilansicht

5 „Hallo, hallo! —  
hier Schwester Hedwig Schmidt!“

6 Schwester Auguste Fritz mit den beiden Lehrerinnen der Tabita-Schule  
Bahalen Bage (links) und Seteng Happadgara

7 P. Kloss und Frau Rita

8 Daisy Hemrom, Leiterin der Tabita-Schule, mit ihren Schülerinnen



2



6



3



7



4



8



Religion gelebt, bis sie von der Goßner-Mission geradezu entdeckt wurden. Die Mission stieß ihnen die Tür zu einer neuen Zukunft auf. Heute steht die ganze Adivasi-Bevölkerung vor der Frage, ob sie sich weiter hinter dieser Isolierung verschanzen und an ihre uralte patriarchalische Lebensform als Dorf- und Stammesgemeinschaft festklammern oder sich einer neuen Zeit öffnen soll, die nicht mit Fäusten — das wäre zu harmlos ausgedrückt —, sondern mit Trekkern, Erdbaggern, Bohrmaschinen, Sprengstoff, Kraftstromwerken, Staudämmen und Hochöfen an ihre Türe donnert. Das bedeutet aber Zusammenarbeit mit den Hindus, die unaufhaltsam auf einer letzten Welle — jetzt nicht der gewaltsamen Eroberung, sondern der Industrialisierung — über das Land der Adivasi hereinbrechen. Die Frage ist, wie sie mit den Hindus zusammenarbeiten und sich trotzdem als Adivasi und, soweit sie zur Kirche Christi gehören, auch als Christen behaupten können.

Die Aufgabe der Goßner-Mission, ja, der ganzen deutschen „Mutterkirche“ besteht darin, die Adivasi-Christen in dieser Situation nicht allein zu lassen. Daher kommt der neuen Entwicklungsarbeit, die die Goßner-Mission mit der großzügigen Hilfe der Aktion „Brot für die Welt“ im Raum der Goßner-Kirche angefangen hat, eine alles entscheidende Bedeutung zu: die Musterfarm in Khuntitoli, die mit einer landwirtschaftlichen Schule verbunden wird, und die technische Schule in Phudi sollen nicht nur den christlichen, sondern auch den heidnischen Adivasi, ja auch den eingesessenen Hindus helfen, die Möglichkeiten und Gefahren der modernen Wirtschaftswelt zu meistern. Dazu kommt im Kampf gegen die Krankheitsnot das Missionshospital Amgaon, um dessen Aufbau (angefangen 1953) sich besonders Schwester *Ilse Martin* verdient gemacht hat. Das alles geht — nüchtern betrachtet — nicht nur die äußere, sondern auch die innere Existenz der Goßner-Kirche an und ist echte, von der Liebe Christi getriebene Missionsarbeit.

## 2. Das Ringen der indischen Kirchenleitung um echte Autorität

Die alten Missionare besaßen echte Autorität, auch wenn sie von außen her kam und eine fremde Autorität blieb. Die patriarchalische Leitung der Missionsgemeinden durch die Missionare kam mit dem ersten Weltkrieg zu ihrem Ende. Die Goßner-Kirche wurde als die erste auf einem deutschen Missionsfelde entstandene Kirche selbständig (schon 1919) und die Kirchenleitung ging sofort ganz in indische Hände über. Man kann nicht sagen, daß die „autonom“ gewordene Kirche die an eine selbständige Kirche gestellten Bedingungen nicht erfüllt hätte. Welche „junge“, ja sogar „alte“ Kirche bringt denn 90 % ihres Etats selbst aus kircheneigenen Mitteln auf?

Später, in der schwierigsten Zeit, als die Goßner-Kirche sich in zwei Gruppen gespalten hatte und es geteilte Gottesdienste gab, waren selbst die geteilten Gottesdienste überfüllt. Und was die Missionstätigkeit angeht, so suchte jede Gruppe die andere durch ihren Missionseifer zu überbieten. Nur die Kirchenleitung selbst versagte. So rief die Goßner-Kirche um Hilfe von außen. Sie lud Präses Lic. *Stosch*, der als der ehemalige Lehrer ganzer Pastorengenerationen, immer noch eine gewachsene, echte Autorität besaß, wiederholt nach Indien ein, um in Ordnung zu bringen, was inzwischen in der Kirche in Unord-

nung geraten war — zuletzt noch 1938. Damals übertrug ihm die Generalsynode der Goßner-Kirche in krassem Widerspruch zu ihrer Verfassung die Gesamtleitung der Kirche mit zusätzlichen, außerordentlichen Vollmachten auf fünf Jahre. Die Durchführung dieses Beschlusses wurde durch den Ausbruch des zweiten Weltkrieges verhindert. Zwar blieben die deutschen Missionare und Missionsschwestern — anders als im ersten Weltkriege — noch längere Zeit auf freiem Fuße, allerdings unter sehr beschränkten Arbeitsbedingungen; aber Präses Lic. *Stosch* durfte frei durch die Gemeinden reisen und hat diese Möglichkeit, Kirchenleitung bis im entferntesten, letzten Urwalddorf auszuüben, voll wahrgenommen. Aber dann wurde auch er — als letzter — 1942 interniert. Er übertrug noch vor seinem Abgang die Leitung der Kirche dem Mann, den er für am meisten geeignet hielt: Pastor *Joel Lakra*. Das Vertrauen, das sein Präses ihm entgegenbrachte, war durchaus gerechtfertigt. P. *Joel Lakra* wurde, obwohl er der kirchlichen Minderheit angehört, für 3 volle Wahlperioden als Präsident der Kirche wiedergewählt.

Als ich zum ersten Male nach dem Kriege (1953/54) die Goßner-Kirche besuchte, fand ich sie noch im Zustande der Einheit vor; aber unter der Oberfläche garte es, und schon im Jahre 1955 wurde Präsident *Joel Lakra* von der Generalsynode abgesetzt. Es bildete sich unter Pastor *Silo Tiga* als Präsident eine neue Kirchenleitung, die sich als die „legale“ verstand, während Rev. *Lakra* die Führung einer höchst aktiven Opposition übernahm. Beide Männer sind den deutschen Missionsgemeinden von ihren Besuchen in Deutschland wohlbekannt. Die Gründe für den offenen Bruch waren persönlicher Art, hingen mit Stammengegensätzen zusammen und waren der Ausdruck von kirchenpolitischen und politischen Spannungen.

Auch der neuen Kirchenleitung gelang es nicht, sich Autorität zu verschaffen. Als die Lage sich soweit verschärfte, daß eine Kirchenspaltung drohte, baten beide Gruppen das Kuratorium der Goßner-Mission, mich nach Indien zu entsenden, um einen letzten Einigungsversuch zu unternehmen (1959). Ich machte von einer Verhandlungsgrundlage Gebrauch, die bereits Bischof Dr. *Manikam* von der Tamilenkirche in Südindien als der „ehrliche Makler“ im Streit der Goßner-Kirche gelegt hatte. Zuletzt gelang es mir mit Gottes Hilfe, nochmals eine legale, gesamtkirchliche Synode zusammenzubringen, zu der alle Gruppen ihre Vertreter schickten. Der wichtigste Beschluß der Synode bestand darin, den Lutherischen Weltbund um die Einsetzung einer ökumenischen Kommission zu bitten, die der Goßner-Kirche eine neue Verfassung geben und damit den Frieden und die Einheit in der Kirche wieder herstellen sollte. Diese ökumenische Kommission hat nun Ende April bis 1. Mai 1960 unter dem Vorsitz der beiden Bischöfe Dr. *Manikam* und Dr. *Meyer-Lübeck* getagt, wobei die schwierigste Aufgabe, nämlich die des präzisen Formulierens, Bischof Dr. *Meyer* zufiel. Das Ergebnis war eine auf die gegenwärtige Situation der Goßner-Kirche zugeschnittene Verfassung, die erste wirklich indische, in der z.B. alle Fachausdrücke der europäischen Verfassungssprache durch indische ersetzt worden sind (mit Ausnahme der Bezeichnung „Synode“). Die neue Verfassung wurde von der Generalsynode angenommen und am 1. November 1961 ein-

geführt. Aber die praktische Anwendung der Verfassung stößt an den verschiedensten Stellen, vor allem in Ranchi, dem Hauptsitz der Goßner-Kirche selbst, noch auf große Schwierigkeiten. Darum hat Bischof Dr. Meyer, der an der Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi teilnimmt, noch eine — wie wir hoffen, letzte — Sitzung der ökumenischen Kommission einberufen und sucht die noch schwelenden Brandstellen in der Kirche persönlich auf, um an Ort und Stelle den noch immer aufflackernden Kirchenzweist zu löschen. Er hat die Absicht, nach der Neu-Delhi-Konferenz auch die Orissa-Synode zu besuchen, um auch dort noch die letzten strittigen Fragen zu lösen. Die Goßner-Mission und die Goßner-Kirche können ihm für diesen aufopferungsvollen, brüderlichen Dienst nicht dankbar genug sein. Vielleicht muß erst die alte Generation abtreten und eine neue Generation aufwachsen, damit die Goßner-Kirche ihre Vergangenheit — und dazu gehört ganz gewiß auch die Zeit der Missionare — bewältigen und zu echter Autorität in der Kirchenleitung heranreifen kann. Die Goßner-Kirche braucht eine neue Führungsschicht. Darum hat die Goßner-Mission schon längst damit angefangen, Studenten und Studentinnen aus der Goßner-Kirche zum Studium nach Deutschland einzuladen. Es sind bereits vier junge Inderinnen zu Bibelschul-Lehrerinnen in der Bibelschule in Salzuflen aus-

gebildet worden. Sie sind inzwischen nach Indien zurückgekehrt und haben die Leitung der Tabita-Bibelschule in Govindpur übernommen, die unsere beiden Schwestern *Anni Diller* und *Hedwig Schmidt* gegründet und in jahrzehntelanger treuer Arbeit zur Blüte gebracht haben. Zwei Theologen haben ein fünfjähriges Studium in Deutschland absolviert und stehen jetzt im Dienst ihrer Heimatkirche. Der eine ist mit dem Doktor der Philosophie von der Freien Universität in Berlin, der andere mit dem Master of Theology von der Kirchlichen Hochschule in Berlin nach Indien zurückgekehrt. Zwei theologische und zwei technische Studenten halten sich gegenwärtig zum Studium in Deutschland auf. Zehn weitere Studenten aus allen Fakultäten werden in Kürze im Goßner-Haus in Berlin erwartet, das sich in ein indisches Studentenheim verwandelt.

Dringender aber als alles andere braucht die junge Goßner-Kirche in Indien, was die alte Kirche in Deutschland erst unter Glaubensdruck und Verfolgung während der Zeit des Kirchenkampfes neu gelernt hat. Möge die Goßner-Kirche es nicht erst dann, wenn Zeiten der Drangsal auch über Indien kommen, lernen, was ihr und uns not tut, wenn wir lebendige Kirche Christi in der Welt sein wollen:

Auf Gottes Wort zu hören  
und ihm zu gehorchen!



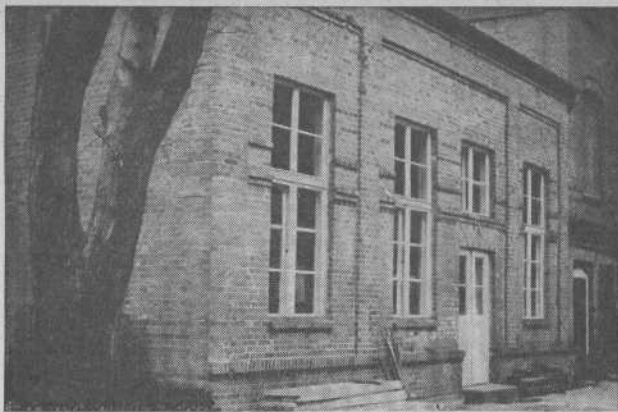
Pfarrer Dr. Wilhelm Jannasch

## Der Goßnersaal

Einen alten Pfarrer verbinden viele Erinnerungen mit den Räumen, in denen er seines Dienstes gewartet hat. Im Goßnersaal mit seiner vergleichsweise nur kurzen Geschichte tätig gewesen zu sein, gehört zweifellos zu den ganz besonderen Erinnerungen meines Pfarrerlebens. In diesem Saal hat sich ein Stück der Geschichte des Kirchenkampfes in Berlin abgespielt, nicht im Sinne ungehemmter Polemik, sondern in positiver, stiller, auf die Zukunft hin ausgerichteter kirchlicher Arbeit und in einer sich auf die Verkündigung des Evangeliums gründenden kleinen Bekenntnisgemeinde und der ungehemmten Entfaltung ihres Lebens. Hier nahmen einst, um zuerst vom Umfassenderen zu sprechen, die Katechetischen Kurse von Pfarrer Dr. v. Rabenau ihren feierlichen Anfang. Hier ist so manche Veranstaltung ähnlicher Art gehalten worden, die nicht nur Teilnehmer aus der Bekenntnenden Kirche von Berlin umfaßte. Hier haben wir das Zehnjahresgedächtnis der Barmer Erklärung begangen. Hier hat die Theologische Gesellschaft getagt. Es mag verwunderlich erscheinen, daß keine „höhere“ Hand in all' dies je störend eingegriffen

hat, doch wohl, weil eine noch *böhere* den Saal und seine Gäste davor behütete. Auch die aus ihrer Kirche ausgewanderte Bekenntnisgemeinde „Zum Guten Hirten“ hat das Gleiche erfahren. Ich bezweifle, daß sie je „abgehört“ worden ist! Aber daß das ewige Wort Gemeinde baut, heut, wie in den Tagen der Apostel, war wohl zu wenig sensationell. Um so dankbarer durften *wir* sein, die wir das durch Jahre hindurch immer neu erfahren haben. Schon die niedrige vorgeschobene Kanzel und die damit gegebene Nähe von Prediger und Gemeinde waren etwas Einzigartiges. Der ehrwürdige Superintendent *Diessel* empfand sie bei gelegentlichen Vertretungen als etwas fast Bedrückendes. Der Händedruck am Saalausgang war etwas Natürliches, fast Unentbehrliches; aber bezeugte er nicht im tiefsten Grunde die Nähe zu dem Worte, das wir miteinander gehört hatten? Da hatten sie eben noch nebeneinander gesessen, die mit dem Judenstern, die oft unter körperlichen Anstrengungen zu uns gekommen waren, weil sie ja nur zu ihrer Arbeitsstätte fahren durften, und wir anderen von der „Edelrasse“, und das gepredigte Wort so gut





Anbau im Gossner-Saal

wie unser Beieinandersein bezeugte es uns, daß der zu uns gekommen war, der die Scheidewand weggenommen und aus den beiden „Völkern“ eines gemacht hat, so daß auch Besternte und Unbesterte froh nebeneinander vor dem Abendmahlstisch knien konnten. Die Monotonie des immer gleichen Predigers, lange Zeit übrigens gemildert dadurch, daß ein Mann wie *Günther Dehn* einmal im Monat die Predigt hielt, erlaubte gelegentlich Reihenpredigten über ganze biblische Bücher oder Auszüge daraus und gewöhnte die Gemeinde an eine gewisse Einhelligkeit der Verkündigung, von der freilich *Dietrich Bonhoeffer* fragte, ob sie nicht in ihrer biblischen Konzentration die Hörer überfordere. — Der Gossnersaal war auch die Stätte unserer monatlichen Gemeindeabende, an denen — es waren nur die eingeschriebenen Mitglieder der Bekennenden Kirche zugelassen — die kirchliche Lage behandelt wurde. Hierhin konnten auch die Namen unserer Gefangenen gerettet werden, nachdem die Gestapo ihre Nennung im Hauptgottesdienst verboten hatte und wir uns dort mit einem stillen Gebet und einer entsprechenden Liedstrophe begnügen mußten. — Der Gossnersaal war auch der Rahmen unserer gemeindlichen Geselligkeit; ließ er sich doch so leicht „umbauen“, und an den langen Tafeln fehlte es dann nicht an leiblicher Nahrung wie an besonderen geistigen Gaben, z. B. Professor *Bartnings* eindrucksvollem Vortrag über „biblische Träume“, der ein Glaubenszeugnis besonderer Art bedeutete. Anders als wir Älteren und Alten gestaltete die Jugend ihre regelmäßigen Zusammenkünfte, bei denen Ernst wie Fröhlichkeit sich verbanden. Und wer auch immer, ob Alt ob Jung, sich bei Gossner zusammenfand, nie waren es die Glieder oder der Nachwuchs einer Sekte, sondern eben evangelische Christen, die weiter der Landeskirche ihre Steuern entrichteten und zugleich am monatlichen „Opfersonntag“, wenn die Sammelkörbchen durch die Reihen der Kirchenbesucher gingen, für ihre „Notgemeinde“ aufbrachten, was sie an Saalmiete, Gehältern u. a. zu bezahlen nötig hatte. Selbst der Bau einer Orgel ist so möglich geworden.

Merkwürdig genug, daß der NS-Staat dies still wachsende Gemeindeleben nicht gestört hat, daß wir nie eine Bewachung zu spüren bekamen, daß selbst die Judensterne, die man uns einst auf den Weg von der Straße bis zum Saaleingang zeichnete, nichts Böses veranlaßt haben. Gewiß, es ging auch mancher „hinter sich“, der zu uns gehört hatte: Ein Vater schickte seine Kinder nicht mehr in unseren fröhlichen, von unserem unvergeßlichen Fräulein *Liebig* geführten Kindergottesdienst, weil dort „Juden in den Saal kamen“, oder Gehaltsbeziehern wurde um ihre

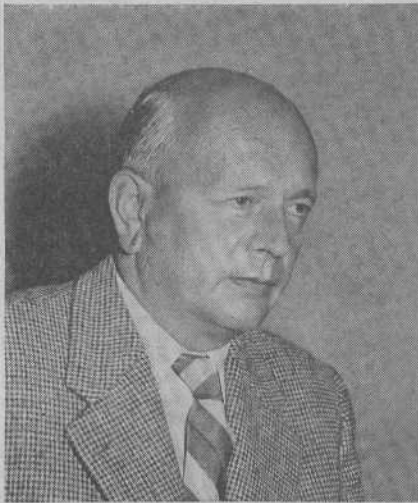


Bischof D. Dr. Dibelius segnet im Gossner-Saal Dr. Bage und Magister Surin nach Abschluß ihres Studiums nach Indien aus

Zukunft bange. Anderer Plätze wurden — manchmal trotz starker Gegenbemühungen — leer, weil ihre Inhaber für die Vernichtung ausersehen waren. Aber die Gemeinde als Ganze blieb, und rückschauend werden wir sagen: es war eine freundlich-bewahrende Hand, die das so gefügt hat. Trotz des Krieges hatten wir es auch nie nötig, einen Gottesdienst ausfallen zu lassen; denn immer waren die jeweiligen Bombenschäden, besonders der Schutt von der Decke, so rechtzeitig beseitigt, daß die Gemeinde sich getrost versammeln konnte; und nur ganz selten ist der Gottesdienst durch Alarm vorzeitig beendet worden. So hat der Gossnersaal endlich auch eine letzte äußere Gefahr höchst wunderbar überstehen dürfen, als in der bösen Russennacht das ganze Missionshaus ein Opfer der Flammen wurde und der Brandschutt unmittelbar vor der Saaltür niederging, ohne daß dem Saal selbst ein Leid geschah. Schon vierzehn Tage später konnten wir wieder Gottesdienst darin halten. Ein kostbares Gefäß evangelischen Gemeindelebens und kirchlicher Planungs- und Aufbauarbeit war uns erhalten worden, wirklich wie ein Brandstreich aus dem Feuer.

Manches einzelne Menschenschicksal besonderer Art ist mit dem Gossnersaal verknüpft gewesen, vielleicht bis heute geblieben. Von den uns gewaltsam Entführten oder rechtzeitig Geflüchteten sind einzelne — freilich wie wenige! — zurückgekehrt. Einer, ein längst Getaufter, hat bekannt, daß er erst hier wirklich ein Christ geworden sei. Die wirkliche innere Geschichte des Gossnersaales und derer, die hier zusammenkamen, kann freilich kein Mensch schreiben. Man sah bisweilen Träger bekannter Namen, *Theodor Heuß* und seine Frau, *Dietrich Bonhoeffer*, Dr. *Walter Bauer-Fulda*. Von der Jugend, die den Saal einst füllen half, ist mancher schneller vom Glauben zum Schauen gekommen, als wir Älten; das gehörte zum furchtbaren Schicksal des Krieges. Der letzte unvergeßliche Eindruck, den der Schreiber dieser Zeilen aus dem Gossnersaal mitgenommen hat, war — bald nach Kriegsende und mit jener Zeit zusammenhängend — der gottesdienstliche Abschied von *Sabine Lokies*. Daß der Vater unseres Herrn Jesu Christi ein Vater der Barmherzigkeit und ein Gott alles Trostes ist, hat die Gossner-Gemeinde damals noch einmal in neuer Kraft erfahren dürfen.

Nun soll der Gossnersaal, einst für eine Notzeit der Kirche gebaut, in festerer Gestalt neu erstehen. Wir, die wir den „alten“ Saal gekannt und geliebt haben und weiter lieben, können einem erneuerten nur das EINE wünschen, daß Gott sich zu ihm bekenne und zu denen, die in ihm zusammen kommen werden, wie ER sich, so meinen wir, hundertfältig zu dem alten Saale und den Versammlungen darin bekannt hat.



Superintendent Wulf Thiel

## Das katechetische Seminar der Bekenrenden Kirche im Goßner-Haus

### I

Aus der gemeinsamen Arbeit in der Schulkammer der Vorläufigen Leitung der Bekenrenden Kirche entstand der Plan, ein katechetisches Seminar für Vikare der Bekenrenden Kirche zu gründen. Bruder *Lokies* bat das Kuratorium der Goßner-Mission, das Missionshaus in der Handjerystraße hierfür zur Verfügung zu stellen. Nach raschen Vorbereitungen, zu denen die Möbel-, Sach- und Geldspenden der Friedenauer Bekenntnisgemeinde und der ganzen Bekenrenden Kirche beitrugen, konnte im Januar 1937 die Arbeit im Goßner-Haus beginnen.

Die Vikare hatten im dritten Stock des Hauses ihre sehr bescheidene Unterkunft. Man konnte in den sehr schmalen einfenstrigen Zimmern, in denen je zwei Brüder hausten, die prächtigsten Stilmöbel aus den verschiedensten Epochen bewundern. Bruder *Hammelsbeck* als Pädagoge und ich als theologischer Leiter hatten auch jeder eine Stube dort. Eine Hausmutter war in Schwester *Maria Laube* gewonnen worden, die für unser leibliches Wohl treulich sorgte.

Am Unterricht im Seminar waren auch andere beteiligt. Besonders wertvolle Hilfen in allen unterrichtlichen Fragen, zumal in der Frage „Mission und Unterricht“, gab uns der damalige Missionsinspektor *Carl Paeschke* vom Berliner Missionshaus. Die Vikarin *Christa Müller* arbeitete mit uns über das Gesangbuch und über die Kirchenlieder im Unterricht.

Erfahrene Friedenauer Lehrer ließen uns trotz der Gefährdung, die das für sie bedeuten konnte, in ihrem Religionsunterricht an den Schulen hospitieren. Wir hatten immer wieder Gastdozenten bei uns, die uns theologisch und katechetisch viel gegeben haben: *Günter Dehn*, *Hans Asmussen*, *Friedrich Delekat*, *Martin Albertz*, *Wilb. Niesel*, *E. F. von Rabenau* u. a.

Eine Gruppe von getreuen Friedenauer Gemeindekindern mußte manches aushalten, wenn die allerersten katechetischen Gehversuche der Vikare in den Probestunden im Goßner-Haus gemacht wurden. Unvergeßlich ist mir z. B. aus dieser Gruppe *Jutta Wer-*

*nicke*, die Tochter eines unserer Friedenauer Kirchenältesten, deren bibelkundliche Kenntnisse die der Kandidaten bei weitem übertrafen, und die durch ihre regen und gescheiterten Fragen unsere jungen Brüder ganz schön in Verlegenheit bringen konnte.

Mitten in die Arbeit hinein griff immer wieder der Kirchenkampf mit seinen Nöten, Aufgaben und Verheißungen.

Für alle Vikare, die im Hause *Lokies* ein und aus gingen, war die Haft von Bruder *Lokies*, die in jene Zeit fiel, von besonderer Bedeutung. Besonders aber auch für mich, der ich bei manchem der Besuche im Gefängnis Frau *Lokies* begleitete. Oben in der Nähe des alten Missionsmuseums war im Goßner-Haus auch immer wieder der Vervielfältigungsapparat im Gange, der mit Hilfe unserer Vikare die notwendigen Benachrichtigungen für die Berliner Bekenntnisgemeinden druckte. Das Röhrensystem, das seit den Zeiten von Vater *Plath* die Wände des Hauses durchzog, (ich glaube: einmal als Haustelefon gedacht) diente zur schnellen Benachrichtigung der Drucker, wenn die GESTAPO im Anzug war. Später, als ich im Wannseer Pfarramt Bruder Präses *Stosch* vertrat, leitete Bruder *Hammelsbeck* das Seminar gemeinsam mit *Erich Klapproth*, einem unseren getreuen „Jungen Brüder“, die uns unvergessen bleiben. Als wir alle miteinander die Vorladung zum Alexanderplatz bekamen, lehnte *Erich Klapproth* es für uns alle ab, auf eigene Kosten dorthin zu fahren. Wir erwarteten also, Bekenntnislieder singend, den Polizeiwagen und fuhren zusammen hin. Auf die Dauer ließ sich eben der Kreis der Jungen Männer im Goßner-Hause nicht gut tarnen. Im Verlauf der schärferen Maßnahmen gegen die als „illegal“ verfolgte Bekenndende Kirche kam es nach knapp drei Jahren zur staatspolitischen Schließung des katechetischen Seminars. Aber die freiwilligen Laienkurse zur Vorbereitung auf die Christenlehre konnten im Goßner-Haus, im Haus der Stadtmission in der Lenastraße und an einigen anderen Stellen noch länger durchgehalten werden.





Professor Dr. Oskar Hammelsbeck

## II

Ob mir unsere Missionsfreunde verzeihen werden, daß ich über 37 Jahre alt geworden bin, ehe ich den Namen der Goßner-Mission zum erstenmal vernahm? Und das kam auf eine überraschende und abenteuerliche Weise. Ich lebte in Saarbrücken, hatte dort sieben Jahre die Volkshochschule geleitet, bis die Nationalsozialisten mich hinauswarfen; dann war ich still und bescheiden „Aushilfslehrer“ geworden. Aber das behagte ihnen auch nicht, weil ich einen Lehrerkreis der Bekennenden Kirche zusammengebracht hatte und mich weigerte, in die Partei einzutreten. So war es im November 1936 aus mit dem Schulehalten, mit Gehalt und Auskommen für meine Familie, und ich wollte versuchen, noch Theologie zu studieren.

In diese Erwägungen platzte kurz vor Weihnachten eine Anfrage von Superintendent *Albertz*-Spandau, der in der Vorläufigen Leitung, wie es damals hieß, für die Bekennende Kirche zuständig war, was Unterricht und Ausbildung anging. Er bat mich nach Berlin und legte den Plan dar, ein Katechetisches Seminar zu errichten, um die Vikare, die sich dem

Kirchenregiment der Bekennenden Kirche unterstellt hatten, für zwei Monate in einem Internat mit katechetischen, pädagogischen und psychologischen Fragen vertraut zu machen, ehe sie in den Pfarrdienst gingen. Wo sollte das sein? „In Friedenau, im obersten Stockwerk des Goßnerschen Missionshauses!“ Die Aussprache mit Bruder *Albertz* ergab, daß er meinte, mich dazu brauchen zu können, dieses Seminar gemeinschaftlich mit dem jungen Pastor *Wulf Thiel* zu leiten. Es blieb nur noch, daß ich mich mit Bruder *Lokies* an Ort und Stelle besprechen und, wenn ich zusagen wollte, mit ihm alles Nähere abmachen könnte. Ich wollte. In der Handjerystraße fand ich eine so fröhliche „familiäre“ Arbeitsgemeinschaft vor, da *Lokies* mit Frau und Schwiegermutter drei Tage vor dem Fest den oberen Flur und alle Zimmer für den Empfang von 16 Kandidaten und ihre beiden Lehrer in Unordnung und neue Ordnung versetzten. Mit *Thiel* hatte ich mich schon besprochen und vertragen. Mich als Letztes mit der Familie *Lokies* zu vertragen, das ging in einem Fünfminutensturm von Herzlichkeit und Übereinstimmung vor sich. Die ein-

Prof. D. Günter Dehn



Prof. D. Martin Albertz und Frau Marianne



Pfarrer Dr. von Rabenau



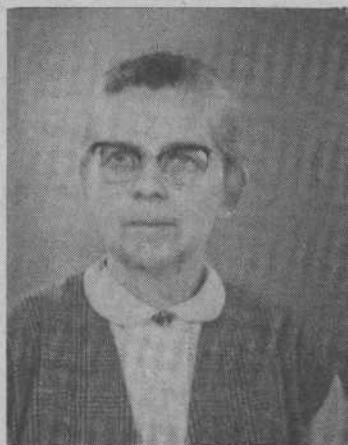
zige Auflage: 3 Monate Probe und Miteinanderversuchen bei freier Wohnung und Verpflegung und etwas mehr als ein Taschengeld. Im März 1937 ward dann der Bund perfekt, der Bund von Gewißheit im Glauben und aller Unsicherheit der Kirche in der Welt. Ich fand eine Wohnung in Zehlendorf und holte Frau und Kinder in die uns fremde Stadt und die brüderliche Gemeinschaft. Das Haus in Saarbrücken mußte verkauft werden; das neue „Gehalt“ mußte fortan und die folgenden acht Jahre auf die freiwilligen Kollekten der Notgemeinden gestellt werden; es kam nicht immer regelmäßig ein: Wir haben nie Mangel gehabt.

Es wurde ein schönes, gesegnetes Arbeiten. Die „Jungen Brüder“, alle in derselben Unsicherheit des Lebens, alle immer ausgesetzt den Störungen oder schlimmeren Maßnahmen der Gestapo, wuchsen mit uns zu einer arbeitsamen Gemeinschaft des Lehrens und Lernens zusammen. Kinder der Gemeinde Friedenau wurden die „Opfer“ unserer Unterweisungsversuche. Gastdozenten gingen hin und her zwischen der Kirchlichen Hochschule und uns. Ich arbeitete mich weiter hinein in Pädagogik und Psychologie und in den Notstand der Unterweisung, des „kirchlichen Unterrichts“, im Austausch mit mancherlei anderen Gemeindediensten und -aufgaben. Einigermassen ungestört blieben wir nur ein halbes Jahr bis zu jenem berüchtigten „Himmler-Erlaß“, durch den der Bekennenden Kirche jegliche Aus- und Weiterbildung des Theologennachwuchses verboten wurde. Es gelang uns bis in den Sommer 1938, mit allerlei Vorsichtsmaßnahmen und von uns so harmlos wie möglich ausgelegte, und darum unbefolgte Verbote durchzulavieren, bis nach Haussuchungen, Verhören, Verhaftungen das endgültige und radikale Verbot die Weiterarbeit im Goßner-Hause unmöglich machte.

Ich ging auf Reisen in die provinziell verstreuten Sammelvikariate — in Ostpreußen, Pommern, Westfalen und anderswo. Immer aber blieb Berlin und

blieb das Goßner-Haus die Arbeitszentrale. Die Zusammenarbeit mit *Wulf Thiel*, mit *Lokies* blieb ungetrübt und voller Gewinn, ebenso mit denen „draußen“, so *Albertz*, *Rott*, *Gollwitzer*, *Bonhoeffer*, *Janasch*, von *Rabenau*, *Dehn* sowie mit *Fritz Müller-Dahlem* und *Niesel*, nachdem *Martin Niemöller* verhaftet war und verhaftet blieb. Auch fast alle die anderen Genannten wanderten zwischen Gefängnis und Haft hin und her.

Ich denke mit großer und bleibender Dankbarkeit an diese Jahre zurück. Sie waren eine Zeit des Wagnisses, sozusagen „allein aus Glauben“ — „allein aus Gnaden“. Kirche war in keinem Augenblick institutionell spürbar, obwohl sie korrekt und handfest geleitet wurde; in allem siegte die Brüderlichkeit über Konventionen, Titel und Rangstufen. Die „Barmer Erklärung“, und aus ihr für uns insbesondere die 2. These, war unser tägliches „Geschäft“. Wir werden — ohne in falscher Weise „alte Kämpfer“ zu sein — darauf achten müssen, daß diese Gnadenzeit erinnerlich und wirksam bleibt in den Nachfolgezeiten, die uns ihr gegenüber immer wie restaurativ, ja fast reaktionär anmuten. Aber wir sind ja alle mit drin in der Restauration und Institution und im täglichen Vergessen der großen Taten Gottes! Was wir damals in der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes gelernt, miteinander gelernt haben, in der Mission, um die Mission herum, müssen wir auf neue Weise weiter tun. Wir haben damals auch den Weg gefunden, wie in guten Ansätzen schon vorher, „äußere“ und „innere“ Mission zu verbinden, „zurück“ zumissionieren in die Heimatkirche, in die „christliche“, gottlose Welt. Daß Mission jeden Tag bei unserer eigenen Gottlosigkeit anfängt und wir in der Solidarität mit aller Gottlosigkeit um uns an das Wunder Gottes in seiner vergebenden Liebe, mit der er uns liebt, glauben gelernt haben und deshalb „etwas zum Lobe seiner Herrlichkeit tun“ dürfen, verläßt uns nicht mehr. Seitdem ist mir der Name Goßner teuer geblieben!



Mathilde Petri  
Berlin

## ERINNERUNGEN

### I

Der Bitte, etwas aus der Erinnerung an die Kursusarbeit im Goßner-Haus während der Zeit des Kampfes der Bekennenden Kirche zu schreiben, komme ich gerne nach. Gerade während dieser Kampfzeit habe ich das Goßner-Haus als einen Ort des Friedens, des Vertrauens und des guten Rates erlebt. Alles, was mit den Kursen zusammenhing, ging ja um unsere Gemeinden, unsere Kollegen und vor allem um un-

sere Kinder! Für mich gehört die Mitarbeit in den „Kursen für kirchlichen Unterricht“ — so hießen sie damals — zu den schönsten Erinnerungen, weil sie mir nicht nur für die spätere Christenlehre, sondern auch für mein eigenes Leben das gute Rüstzeug und die Freudigkeit gab. — Wir hatten damals keine Gelegenheit, mit Kindern zu arbeiten, bis die Kinder aus dem Michaels-Kinderheim zu uns kamen, und das war erst später. Ich erinnere mich noch genau, daß ich die Prüfungs-Bibelarbeit vor einigen meiner Kursusmitarbeiter halten mußte.

Aus dem großen Kreis unserer Dozenten denke ich an den Musiker, Organist *Dr. Fischer* zurück. Er hat uns durch das viele Choralsingen gut vorbereitet auf die mannigfaltigen Änderungen unseres lieben Gesangbuches! Leiter unseres Kursus war Pfarrer *Dr. von Rabenau*. Mit ihm zusammen waren in der Prüfungskommission Herr *Dr. Hammelsbeck* und Pfarrer *Jaenicke*. Die Bibelarbeit, die Stunden über den Kate-



chismus und die Barmer Sätze haben mich wie Konfirmandenunterricht, aber auch wie ein Angesprochenwerden auf meine Konfirmation berührt. Die Kirchengeschichte bei Pfarrer *Jaenicke* war besonders gegenwartsnah.

Auch aus unserem Kursus wurden einige Dozenten verhaftet — von den Hörern war es *Senta Laue* —, aber die Arbeit wurde trotzdem nicht im Stich gelassen.

Unter den Brüdern und Schwestern, die mit mir im Kursus waren, werde ich nie das alte Fräulein *Wolf* vergessen. Sie und ein ehemaliger Offizier, dessen Namen ich leider nicht mehr weiß, bereiteten sich auf die furchtbare Zeit und das Schicksal in Theresienstadt vor. Sie wollten dort bis ans Ende unter den Leidensgenossen das Evangelium weitersagen. Die stillen Gespräche, zu denen es damals unter uns kam, und die uns bis ins Innerste erschütterten, wird keiner von uns vergessen haben!

Unter den ganz klaren Erinnerungen ist auch folgendes: Durch meinen Schulleiter war ich in eine Situation geraten, die mir große Not machte. Damals gab man mir den Rat, mit *Dr. Perels*, dem Juristen der Bekennenden Kirche, über mein Anliegen zu sprechen. Deutlich steht mir der Weg mit Herrn Pfarrer *Jannasch* noch vor Augen, auf dem das Gespräch über das Überschlagen, ob man den Turm bauen könnte, ging. Ebenso deutlich steht mir das kleine Bodentüchchen vor Augen (in einer Villa in Lichterfelde), in dem dann das Gespräch stattfand, aus dem ich einen so klugen und guten Rat mitnehmen durfte, der mir in vielen Lagen später immer zuverlässig geholfen hat. Auch ändern hat er geholfen! —



Altarraum des Gossner-Saales

Ebenso wertvoll wie unvergeßlich ist mir eine Anweisung zur Bibelarbeit von Pfarrer *von Rabenau*: „Nehmen Sie niemals zum Anfang neben den Text einen Kommentar; Sie bringen sich um das Beste, nämlich um das Alleinsein mit dem Wort Gottes, das unmittelbar zu uns reden will.“ —

Und noch eine Erinnerung: Es war bei unserm letzten Zusammensein vor dem Zusammenbruch 1945, am 8. April, einem Sonntag, im Gossner-Haus, wo uns Pastor *Lokies* die Schlußandacht hielt. Der Text war: „Selig sind eure Augen, daß sie sehen.“ Und die Auslegung dem Sinne nach ungefähr so: „Unsere Generation *sieht* jetzt in besonderer Weise die furchtbare Hybris, zu der die Menschen fähig sein können, ihre ganze Auswirkung! Und dieselbe Generation *sieht* nun auch, daß das Gericht Gottes eingreift. Beides *zu sehen* ist unserer Generation gegeben. — Welch' eine unheimliche Aktualität hat dieses Wort nach sechzehn Jahren.“



Charlotte  
Reuter  
Berlin

## II

Frühjahr 1950 — Gossner-Saal

Wenn dort keiner mehr predigt, werden die Wände reden. — Warum? — Um der vielen brennenden Gebete der „Besternten“, die dort im Saal ihre Zuflucht fanden und ihre Andacht voll dankbaren Herzens mit uns halten durften. — Diese Gottesdienste hielt immer unser alter, fürsorgender Seelsorger *D. Jannasch*. Um der Trost spendenden Abschieds-Gottesdienste,

die gehalten wurden, wenn wieder einer unserer besternten Glieder vor dem Abschiednehmen von uns, und meistens auch von dem Leben, stand. — Um ihrer innigen Dankes- Segens- und Vergeltungswünsche, die unter vielen Tränen gesprochen wurden. — Um der Wirklichkeit halber, daß wir hier den Heiligen Geist hatten und uns alle Glieder an dem einen Leib Jesu Christi fühlten. Die Lücke war schmerzhaft groß, wenn am nächsten Gottesdienst wieder ein Platz leer blieb, von dem aus sonst starkes, flehendes Gebet im Herzen gesprochen wurde, dessen geistige Wellen uns segenspendend umgaben.

Nicht von uns, der Bekennenden Kirche, ging diese geistige Gemeinschaft aus. Zwischen uns war schon der Unfriede gesät.

Die Gebete der „Besternten“ schufen die *Gemeinschaft*, und sie sollten uns stets in Erinnerung bleiben.

Die *böse Flamme*, von den Russen entfacht, hat das ganze Gossner-Haus in eine Ruine verwandelt. Sie hat aber vor den Segenswünschen der einst russisch Verfolgten kapitulieren müssen. Der Kirchsaal blieb erhalten wie durch ein Wunder. — Ach mögen doch viele Beter dort im Saal Heimat finden, daß der Segen nicht weicht. —



Pastor Horst Symanowsky

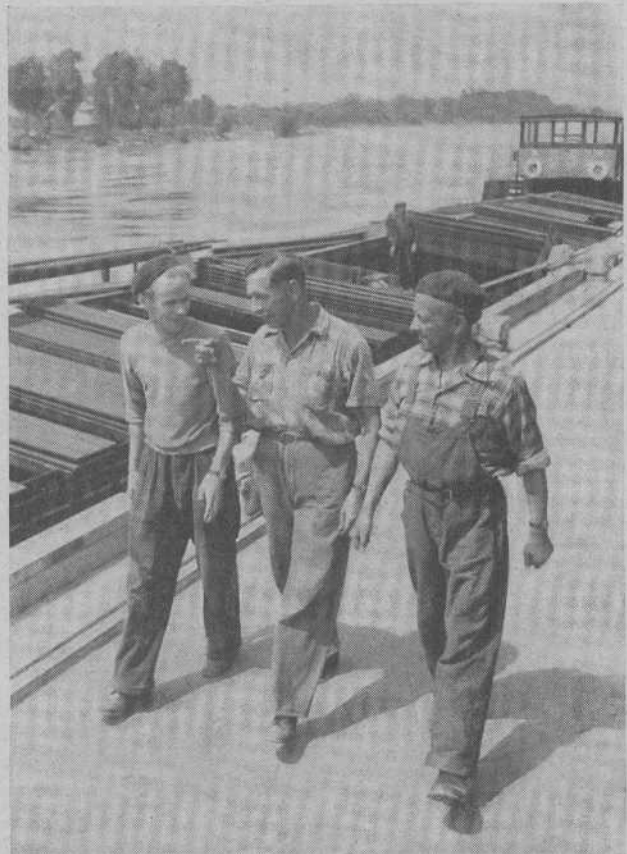
## Ein Zehntel von 125 Jahren

— das ist die Zeit, auf die das jüngste Kind der Goßner-Mission zurückblicken kann. Vor 12 1/2 Jahren wurde ich vom Kuratorium der Goßner-Mission hierher an den Rhein geschickt, um die Zweigstelle der Goßner-Mission mit einem ökumenischen Missionsstudentenheim aufzubauen. Der 1946 eröffneten Johannes Gutenberg-Universität mit einer Evangel. Theol. Fakultät hatte die Goßner-Mission einen Lehrstuhl für Allgemeine Religionskunde und Missionswissenschaft gestiftet. Er wurde mit einem Mitarbeiter der Goßner-Mission, Prof. lic. *Holsten*, besetzt. Am 7. März 1949 hielt ich vor der Fakultät in der Universität einen Vortrag über „die missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland“. Er ist noch ganz unter dem Eindruck der Arbeit mit dem ersten Wohnwagen im Oderbruch verfaßt: „Eine Kirche, die nicht gewillt ist, sich in die Trümmer und Kellerlöcher zu den Menschen zu setzen, hat das Recht verspielt, später an die Türen der Häuser zu klopfen. Diese Menschen bewegen uns und lassen uns keine Ruhe; nicht nur die Menschen im Oderbruch, sondern genauso die in den Fabriken und Bergwerken des Westens, alle Menschen, die nicht mehr verstehen können, was wir hinter den Kirchenmauern tun. Wir müssen es ihnen sagen, aber nicht so, daß wir darauf warten, daß sie zu uns kommen, sondern wir müssen zu ihnen gehen, uns mit ihnen an den Tisch setzen, vielleicht ihre Arbeit tun. Wir möchten in Deutschland wieder Boten, Herolde unseres Herrn sein, die zu den Unwissenden, zu den Fernstehenden gehen...“ Dieser Ruf wurde verstanden: es kamen noch im selben Monat Studenten verschiedener Fakultäten, arbeiteten auf unserem Bauplatz am Rhein und gingen später in die Fabriken, um das Baumaterial für das Goßner-Haus zu fabrizieren. Über 500 junge Christen aus allen Erdteilen kamen in die ökumenischen Aufbaulager nach Mainz-Kastel. In kurzer Zeit war der Name „Goßner“ zwischen Mainz und Wiesbaden bekannt. Was bedeutet er?

Die Zeitungen schreiben damals, daß sich hier Menschen zusammenfinden, die dem Frieden dienen und anderen helfen wollen. Vorübergehend sprechen sie von „Idealisten“ und „Völkerverständigung“. In kirchlichen Kreisen versteht man die Anfänge in Mainz-Kastel als einen neuen volksmissionarischen Versuch. Andere sprechen von einer Beeinflussung

durch die französischen Arbeiterpriester. Es gibt auch Stimmen, die das ganze Unternehmen — finanziell gesehen — für Hochstapelei und — kirchlich gesehen — für Schwärmerei halten. Aber diejenigen, die sich an die Arbeit gemacht hatten, fanden keine Zeit für Selbstbetrachtung und Analyse, es sei denn, daß sie vor Gemeinden standen und nun erklären mußten, in wessen Auftrag sie kamen. Ein junger Genfer Student erklärte bei einem Missionsfest in Krumbach bei Gießen: „Wir haben viele Botschafter in Genf, die mit großen Wagen durch die Straßen fahren. Wir 50 junge Christen aus aller Welt auf dem Bauplatz der Goßner-Mission am Rhein haben nur Schubkarren, Pickel und Schaufel, aber wir sind auch Bot-

Auf dem Wege zur Arbeit. In der Mitte P. Symanowski







1



2



4



5

1 Das neue Gossner-Haus am Rhein wird gebaut

2 Das Missionshaus in Mainz-Kastel steht fertig da

3 Schwere Fracht (Zement) rechts P. Symanowski

4 Pastoren-Arbeitslager

5 „Dienste in Übersee“. Die ersten Mitarbeiter der Gossner-Mission: Gunnhild Erler, und Horst Müller werden abgesandt. Rechts: Diakon Fritz Weissinger

6 Pastor Theodor Jaeckel

3



6



schafter, und zwar Botschafter an Christi Statt, und versuchen auf unsere Art zu bezeugen: laßt euch ver-söhnen mit Gott.“ Und so hat es in diesen Jahren viel Vergebung und manchen Neuanfang gegeben, oft erst nach Jahren erkannt, noch öfter wohl bis zum heutigen Tage unserem Blick verborgen. Diese Jahre des Anfangs waren schwer, aber herrlich.

Mit den Häusern und der Zahl der nun nicht mehr nur vorübergehend in ihnen wohnenden Menschen wuchsen auch die Probleme. Wieviele junge Men-schen, Lehrlinge, Jungarbeiter und Studenten haben wir nicht vor Fehlritten und bösen Wegen bewahren können? Wieviele haben im Goßner-Haus Jesus Chri-stus nicht kennengelernt? 12 1/2 Jahre können eine drückend lange Zeit angesichts von Versagen und Schuld gegenüber Menschen sein, besonders wenn man mit ihnen nicht nur vorübergehend zusammen ist, sondern in jahrelanger Hausgemeinschaft mitein-ander lebt. Wer heute im Goßner-Haus das all-wöchentliche Herrenmahl mitfeiert, der begreift, wo-her die Kraft zu immer neuem Anfang trotz dauern-dem Schuldigwerden an den Menschen kommt. Je länger wir in diesem Haus arbeiten, umso mehr ver-stehen wir, daß wir täglich das Wort von der Ver-söhnung durch Gott brauchen, um unsere Arbeit zu tun.

Sie erstreckt sich nicht nur auf die etwa 130 im Haus zusammenlebenden Menschen, sondern auch auf die vielen anderen, die am „kleinen“ Freitagabend und einmal im Monat an dem „großen“ Freitagabend sowie den „Goßner-sonntagen“ teilnehmen. Arbeit-geber und Arbeitnehmer, Angestellte und Beamte fin-den sich zusammen, um über gemeinsamen oder sie trennenden Fragen „das geistliche Brot zu brechen“, wie es einmal *Rosenstock-Huessy* als Wesen einer Arbeitsgemeinschaft beschrieben hat. Wie man mit-einander redet; ob man es auch noch tut, wenn der andere nicht der eignen Meinung zufällt; was man selbst aufzugeben bereit ist, um mit dem andern ein Stück Weges zusammengehen zu können: zeigt, was man selbst von Versöhnung und Vergebung, von Hin-gabe und Bruderschaft verstanden hat. Nicht in Wor-ten, sondern in der Verwirklichung zeigt sich dann, ob die Kraft Gottes hinter uns steht oder fehlt.

Ist das Goßner-Haus durch die ökumenischen Aufbaulager schon mit vielen Menschen und Kirchen in der Welt verbunden, so werden die nun im Goß-ner-Haus am 1. Dezember beginnenden Seminare für „Dienste in Übersee“ noch einmal diesen Weg fort-

setzen. Unter der Leitung des seit 10 Jahren im Haus als Heimleiter wirkenden Diakon *Weissinger* und von Pastor *Jaeckel* mit seiner über 2 Jahrzehnte reichen-ten Erfahrung in Asien werden Handwerker für ihre Aufgaben in Übersee zugerüstet, zu denen sie sich von Gott gerufen wissen. Sie wollen mithelfen, daß Hunger, Armut und Elend in den Entwicklungslän-dern verschwindet. Sie gehen nicht hinaus, um zu verdienen, sondern um zu dienen. Das ist weltweite gesellschaftliche Diakonie, die ihren Grund in dem Wort des Apostels Paulus hat: „Die Liebe Christi dringet uns also.“

Durch das „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“ und die „Industriepraktika für Studenten“ wirkt das Goßner-Haus in die verschiedenen Landes-kirchen hinein. Durch ehemalige Teilnehmer an den Seminaren sind Modelle kirchlicher Sozialarbeit in 4 Landeskirchen entstanden. Umgesetzt in die jeweils andere Situation einer Landeskirche, wird in solch einem Modell der Versuch gemacht, die missiona-rische Grundlinie des Goßner-Hauses bis in die Ein-zelgemeinde auszuziehen. Mit großer Freude sehen wir diese Arbeit wachsen und sind dankbar, daß sie mehr und mehr die Anerkennung der Kirchenleitun-gen sowie des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland findet. Daß sie auch Gegner hat, ist wohl nur recht; daß sie scharf unter die Lupe genom-men wird, gehört wohl zu der apostolischen Mah-nung, alles zu prüfen und das beste zu behalten.

Am Schluß zurück zum Anfang: im Referat vom 7. 3. 1949 heißt es: „Wir werden gewiß nicht auf-hören zu den Heiden in Indien oder, wo es sonst sei, zu gehen. Wir werden ihnen aber nicht predigen dür-fen und selbst verwerflich werden. Auch die Heiden-mission im fernen Land gibt uns keine Absolution für unser Schweigen gegenüber dem Heidentum im eigen-en Lande. Wir werden mehr lernen müssen, daß unser Botendienst in anderen Erntezeiten und in unser-em eigenen Land ein und dieselbe Sache ist, in der man nicht das eine tun und das andere lassen kann. So möchten wir „die missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland“ verstanden wissen. Wenn die Goßner-Mission ihres Anfanges vor 125 Jahren gedenkt, so fragen wir uns nach einem Zehntel die-ser Zeit in Mainz-Kastel, ob auch wir dem Anfang treu geblieben sind und bitten Gott, daß er die Arbeit des Goßner-Hauses in Kastel so segnen möchte, wie die der ganzen Goßner-Mission bisher.

Unser Mitarbeiter (fraternal worker) aus USA Pastor Bob Starbuck mit seiner Frau Jo und seinem Söhnchen Erik



#### DANK, DANK, DANK:

Dank zuerst Gott und dem Vater Jesu Christi, der uns täglich unsere Schuld vergibt und mehr als ein Jahrhundert unsere Arbeit gesegnet und behütet hat;

Dank den Kirchenleitungen daheim und in der Ökumene, die uns von Kirche zu Kirche ge-holfen haben;

Dank den Pfarrern und Pfarrfrauen, den Ge-meinden und Missionsarbeitskreisen, die uns in unserem Dienst durch ihre Fürbitte, Mitarbeit und Gabe getragen haben.

DANK, DANK, DANK!

*Die Goßner-Mission*





P. Bruno Schottstädt

## Funktionsstelle der Kirche

ist die Zentrale der Goßner-Mission in der DDR von Jahr zu Jahr mehr geworden. Funktionsstelle für ganz bestimmte Dienste, die neu in Angriff genommen werden.

Es wird heute viel geschrieben und geredet von der „anders gewordenen Welt“, von Säkularisierung und modernem Leben und damit auch von der Abwanderung der Menschen aus der Kirche. Volk und Kirche sind nicht mehr deckungsgleich, dennoch wird von manchen versucht, die bisherigen kirchlichen Verhältnisse unbedingt festzuhalten, auf keinen Fall aber zu ändern. „Wir dürfen die Volkskirche nicht zerschlagen“, so sagen sie. Auch wir wollen das nicht. Wir meinen aber, daß eine Kirche Jesu Christi begreifen muß, in welcher Situation sie sich befindet, wenn sie in der Welt ihren Zeugendienst ausrichten will. Und darüber sind wir uns doch alle klar: Wir sind zum Zeugendienst bestimmt. Wir haben als Einzelne und als Gemeinde mit unserem Leben anzudeuten: Jesus Christus ist unser persönlicher Herr, wir glauben auch, daß Er der Herr der Welt ist.

Dies heißt nun aber, daß wir gerufen sind, Gottes Welt, in der wir Zeugnis geben sollen, zu entdecken. Gottes Welt ist unsere Welt, die Welt mit den alten und neuen Verhältnissen, mit den alten und neuen Staaten, die Welt der Säkularisierung, der Atomwissenschaft und Atomtechnik, des Kapitalismus und Sozialismus. Gott ist inmitten! Seit Jesus Christus ist Gott nicht außerhalb dieser Welt zu finden, sondern mitten in ihr. Er ist für diese Welt gestorben, und seine Gemeinde hat dieser Welt zu dienen, d. h. in ihr liebend und ansteckend-menschlich zu leben. Die Gemeinde kann sich nicht zurückziehen in einen frommen Bereich, sie kann gegen diese Welt nicht ankämpfen und alte Verhältnisse wieder herstellen wollen. Sie kann sich auch nicht nur stark machen mit einer kirchlichen Organisation, und so auf das Leben der Menschen einzuwirken versuchen. Sie kann auch nicht die Weltanschauungen der anderen Menschen mißachten oder gar „bekämpfen“: Nur durch das Ernstnehmen der Menschen in allen Verhältnissen, mit allen ihren Ideen und Weltanschau-

ungen kommt die Gemeinde zum Liebeszeugnis. Sie kann nicht mehr Weggelaufene nur in kirchliche Institutionen zurückholen, sondern sie muß Erneuerung leben. Um Erneuerung geht es, um Erneuerung des eigenen Lebens und des Gemeindelebens. Nur wer sich heute durch Christus erneuert, wird morgen unter seiner Führung leben. Und wer sich so führen läßt, wird die „Neue Welt“ nicht beklagen oder gar ablehnen, sondern er wird mutig um des Menschenbruders willen in ihr unterwegs sein. Und eine Gemeinde, die so lebt, stellt fest: Wir sehen Gott am Werke unter den Menschen unserer Tage und lernen durch ihn unsere Menschenbrüder lieben. Wir bezeugen ihnen durch unser menschliches Dabeisein unser Verständnis von Dienst; wir reden, wenn wir gefragt werden von dem, was Gott an uns getan hat. Und zweitens drängt es uns zueinander. Wir brauchen die Gemeinschaft, die Bruderschaft.

Es geht unseres Erachtens nicht um das Halten frommer Reden bei besonderen Gelegenheiten, es geht nicht allein um gutes biblisches Wissen und erst recht nicht um Moral. Es geht vielmehr um den Versuch, solidarisch zu leben und doch ein anderer zu sein — einer, der eine andere Hoffnung hat — der aber alles daransetzt, in der Welt sich menschlich mitzuteilen. „In der Mitteilung des Lebens fängt die Mitteilung der Botschaft an“ (Hoekendijk). Wer aber um Christi willen in der Welt solidarisches Leben versucht, der kann nicht allein sein, der kann nicht allein leben. Ein Christ allein ist kein Christ. Er braucht ein Zentrum, eine Gemeinschaft, in der er „per Du“ leben kann, in der er mitteilt, was er mit Christus in der Welt erfahren hat, in der er kommuniziert, das Wort Gottes in Gemeinschaft hört und von da sich wieder senden läßt in seine Berufswelt.

In diesem Sinne verstehen wir unsere Arbeit, die wir 1948 mit Wohnwagen im Oderbruch begonnen haben, und die dann in neuen Unternehmungen in Industriegebieten mit Gruppen und Teampfarrämtern seinen Fortgang gefunden hat. Die Wohnwagenarbeit, von der in der „Biene“ oft berichtet wurde, existiert in der alten Weise nicht mehr. Die Wohnwagen sind

Zeltmission

Der erste Wohnwagen

Ökumenisches Arbeitslager in Ost-Berlin



„Gemeindehäuser“ geworden. Unsere Hauptaufgabe liegt aber jetzt darin, in neuen Pfarrämtern in der Industrie und auf dem Lande Gruppendienste zu entwickeln, d. h. das Einmann-System ganz aufzugeben und bruderschaftlich zu arbeiten. In solchen Gruppen bekommt der Theologe einen ganz besonderen Platz, er ist aber nicht mehr der „al-round-man“, der erste Christ in der Gemeinde, sondern der „theologische Diakon“. Es zeigt sich jetzt schon, daß diese Gruppendienste viel besser Leute anziehen als der einzelne Amtsträger. Und zweitens wird deutlich, daß Christenleben niemals im Allein-Gang möglich ist, auch und gerade nicht im Pfarramt.

In 10 verschiedenen Gemeinden sind solche Gruppendienste entstanden, in allen Gruppen ist „Freiheit zum Experimentieren“ von der Kirchenleitung her gegeben, Gottesdienste dürfen in freier Form gehalten werden, ebenso wird der Unterricht an den Kindern mehr und mehr eine Arbeits- und Lebensgemeinschaft mit den Kindern.

Mehrere Theologen verdienen ihr Geld in weltlichen Berufen und sind auch vorläufig nicht gewillt, Pfarrer zu werden.

Eine zweite große Arbeit, die von uns seit 1955 betrieben wird: Ökumenische Aufbauarbeit. Im letzten Jahr wurden sie durchgeführt in Johanngeorgenstadt, Dresden, Gotha und Magdeburg. Die insgesamt 60 Teilnehmer aus verschiedenen Freikirchen und Landeskirchen halfen Gemeinden bei der Vorbereitung und Errichtung dringend benötigter neuer Gemeindezentren oder arbeiteten im Rahmen des Nationalen Aufbauwerkes an der Gestaltung einer Parkanlage. Von „Kirche“ und „Welt“ wurden sie ständig nach dem Warum ihres Tuns befragt, da es im verdienten Urlaub und ohne Bezahlung geschah. Viele hielten es für sehr idealistisch, andere für erstaunlich, manche steckten sich an und arbeiteten mit. Neben der Arbeit gestalteten sie Gottesdienste und Gemeindeabende, besuchten Gemeindeglieder und suchten engere Verbindung mit Freikirchen und Gemeinschaften am Ort. Bibelarbeiten und die Beschäftigung mit den Aufgaben und Problemen zur Vorbereitung der 3. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen standen im Zentrum ihrer Gemeinschaft. Mit ihrer Arbeit wollten sie helfen

OKR Erich Andler, Vorsitzender des Gossner-Kuratoriums-Ost



Unser Mitarbeiter Wolf-Dieter Gutsch, Delegierter der deutschen evangelischen Jugend für Neu-Delhi

und anderen Mut zum eigenen Tun machen, zugleich aber lernen für ihr Christsein im Alltag und in der Gemeinde.

Seit Herbst 1960 führen wir Seminarwochen mit Pastoren und Studenten durch. Sie sind streng ausgerichtete soziologische und theologische Studienwochen. Der Strukturwandel in Welt und Kirche wird untersucht. In vier Seminarwochen haben ca. 100 Pastoren und Studenten bereits teilgenommen, die sich auf diese Weise zurüsten für den Dienst in ihren Gemeinden. Soziologen und Theologen, die auch im Seminar für kirchlichen Dienst in Mainz-Kastel mitgearbeitet haben, waren in diesen Wochen unsere Helfer. Auf diese Weise besteht eine Brücke zwischen der Arbeit in Mainz-Kastel und unserer hier in der DDR.

Pastorenarbeitslager führen wir bereits 4 Jahre lang durch; sie haben eine vierfache Zielsetzung:

1. In 3 Wochen sind Pastoren nicht allein; sie arbeiten und leben gemeinsam.
2. Durch ihre körperliche Arbeit geben sie eine sichtbare Hilfe und entdecken selber, was heute solche Arbeit bedeutet.
3. Sie arbeiten theologisch in Gemeinschaft und erproben neue Formen in Gottesdienst und Gemeindeveranstaltung.
4. Regen sie eine bestimmte Gemeinde zu neuem Leben an.

Das letzte Pastoren-Arbeitslager fand in Premnitz-Havel vom 12. bis 31. 7. 61 statt (siehe letzte Biene).

Tagungen und Begegnungen mit Christen aus der Bundesrepublik gehören zu unserem Tun hier in Berlin. Bei solchen Begegnungen geht es in den Diskussionen immer um das spezifische Verhältnis von Christen in der DDR und in der Bundesrepublik. Uns verbindet die gemeinsame Kirchen- und Glaubensgeschichte, und mit derselben zugleich die gemeinsame Schuld. Heute leben wir in zwei deutschen Staaten. Es ist immer die Frage: Welches ist unser spezieller Auftrag, und wie leben wir als die eine Gemeinde Christi in beiden Staaten. Wir meinen, daß die Gossner-Mission in der DDR in Verbindung mit Mainz-Kastel und Rudolf Dobrman in Wolfsburg weiterhin diese Möglichkeiten der Begegnungen nutzen muß, um der Kirche Christi im getrennten Deutsch-



land dahin zu helfen, daß sie in Ost und West das überlegene Zeugnis Jesu Christi deutlich machen kann. Diese Überlegenheit jedoch zeigt sich in der Niedrigkeit. Und hier werden gerade wir in der DDR neu lernen müssen, daß Christus der Herr der Niedrigen ist, weil sein Königtum in der Niedrigkeit deutlich wurde.

Rüsten mit Kirchenältesten gewinnen für Gemeinden und uns immer mehr Bedeutung. Wir wurden bereits zu mehreren solcher Rüsten geholt, um über Wochenenden mit den Ältesten zu arbeiten, damit auch sie ihr Amt besser verstehen und als Laien in der Welt täglich Zeugnis geben. In einer bruderschaftlichen Gemeinde, die die einzige Möglichkeit nach dem Zerfall der Volkskirche sein wird, gewinnt das Ältestenamt große Bedeutung. Die Ältesten werden mehr und mehr Gemeinden zu führen haben, sie werden gottesdienstliche Versammlungen leiten, predigen und auch Amtshandlungen durchführen. Und der Theologe wird in neuer Weise der Helfer der Ältesten werden, damit sie ihren Dienst in den Versammlungen recht tun können.

Reisedienst-Vorträge über Indien, UdSSR und CSSR. Alle Mitarbeiter unseres Werkes reisen durch die Gemeinden und berichten vom Leben der Christen in der Welt, besonders von der Gofner-Kirche in Indien, von den Evangeliumschristen-Baptisten in der UdSSR (zu denen über Johannes Gofner eine Verbindung vorhanden ist) und der Böhmisches Brü-

der-Kirche in der CSSR. Solche Berichte helfen dazu, daß Gemeindeglieder munter gemacht werden für ihre Aufgaben in ihrem Umkreis.

Bibelrüsten — Fiedelbau. In Buckow/Märkische Schweiz leitet *Herbert Vetter* ein Rüstzeitenheim. Ständig finden hier Bibelrüsten statt. Eine neue Form hat sich entwickelt: Fiedelbau. Junge Menschen bauen sich Instrumente und studieren dabei besonders solche Bibeltexte, in denen das Spiel zum Lobe Gottes wesentlich ist.

Den verantwortlichen Männern im Kuratorium der Gofner-Mission ist klar, daß für all diese Dienste, die wir hier aufgezählt haben und zu denen noch viele andere kommen, eine gründliche theologische Ausrichtung notwendig ist. In den Gruppendiensten werden viele Fragen aufgeworfen, ebenso in den Aufbauagern und bei den Seminarwochen. Diesen Fragen gilt es nachzugehen, sie müssen geprüft werden mit Hilfe des Neuen Testaments und mit Hilfe der Bekenntnisschriften. Alle diese Fragen aber verlangen nach einer Antwort. Und diese Antwort kann unseres Erachtens nicht gegeben werden mit theologisch richtigem Reden, sondern sie muß gefunden werden in der Gestaltung gemeindlichen Lebens.

Somit ist die Gofner-Mission in der DDR Funktionsstelle, Hilfsstelle für Gestaltung gemeindlichen Lebens, für Studienarbeit, Ausrichtung der Gesamtkirche zum missionarischen Dienst in der Welt.

## MISSIONSLIED

(WEISE: O Gott, du frommer Gott, 2. MELODIE)

1. O Herr, dem die Gewalt im Himmel ist gegeben, dazu auch auf der Erd' die Macht zum Tod und Leben: Ohn' dich, o Lebensfürst, sind wir verloren längst, ohn' dich lebendig tot, wenn du nicht Leben schenkst.
2. „Geht hin in alle Welt!“, hast machtvoll du geboten, durch dein lebendig Wort zu wecken auf die Toten. Wohlan, noch gilt dein Wort; dein Wort ist uns Befehl: So gib, daß man auch uns zu deinen Zeugen zähl!
3. Es wird — so sagt die Schrift — den Völkern rings auf Erden, noch eh' das Ende kommt, das Heil verkündigt werden. Drum hebt das Haupt und seht, was Gottes Geist uns zeigt: Der Himmel rötet sich, der Tag hat sich geneigt.
4. Schon setzt den einen Fuß der Cherub auf die Erde, den andern auf das Meer mit herrischer Gebärde, und seine Stimme ruft aus über Meer und Land das Evangelium, das alle Welt umspannt.
5. Wenn Christus, unser Herr, sieghaft auf weißem Zelter auszieht zum letzten Streit, tritt er die Völkerkelter. Da wird sein Siegs'gewand von Blut so purpurrot. O Seele, das bedenke vor deiner letzten Not!
6. Wenn Christus, unser Herr, die Sichel wird anschlagen zum letzten Ernteschnitt, dann wird die Welt verzagen. O Seele, zage nicht: Wer Gott sich ganz ergibt, der spürt auch im Gericht die Lieb', mit der Gott liebt.
7. Zu dir, Herr, heben wir anbetend unsere Hände. Du bist das A und O, der Anfang und das Ende. Erweck' zur Zeugenschaft die erste Lieb' uns neu, mach durch des Geistes Kraft uns bis zum Tod getren.

HANS LOKIES



Bischof Dr. Meyer

## Rundbrief an alle Teilnehmer der Neu-Delhi Konferenz,

die im Anschluß daran die Goßner-Kirche besuchen

Liebe Brüder,

Sie werden überrascht sein, diesen Brief zu erhalten. Er ist geschrieben aus tiefer Sorge heraus um die Kirche, die Sie bald zu besuchen gedenken. Während der vergangenen zwei Jahre haben Bischof *Manikam* (Bischof der Tamul-Ev.-Luth. Kirche in Indien) und ich im Auftrage des Lutherischen Weltbundes daran gearbeitet, die Wunde der Spaltung, die das Leben der Kirche bedrohte, zu heilen. Es hätte zu einem bösen und gefährlichen Beispiel für alle Kirchen Asiens (womöglich auch für Afrika) werden können, hätte man eine Zersplitterung und Trennung der Goßner-Kirche auf Grund verschiedener Gruppen und Stämme zugelassen.

Der letzte Schritt zur Vereinigung erfolgte durch den Entwurf einer neuen Kirchenverfassung, die sich auf einer geographischen Unterteilung der Goßner-Kirche in Diözesen, Synoden, Großgemeinden und Pfarrbezirken aufbaut, wobei die Tatsache der verschiedenen Gruppen berücksichtigt wurde (durch Vertretung der Minderheitsgruppen auf allen Ebenen).

Die neue Verfassung wurde in engster Zusammenarbeit mit den führenden Vertretern der zwei (oder drei) Gruppen ausgearbeitet, im April 1960 der Synode vorgelegt und durch sie angenommen.

Seitdem mußten Bischof *Dr. Manikam* und ich öfter nach Ranchi, um die Verfassung im einzelnen zu erklären und auszulegen. Es waren auch einzelne, persönliche und örtliche Probleme zu lösen, darunter Gegensätze, die sich so tief eingefressen hatten, daß es zu ihrer Überwindung mehr bedurfte als nur einer mehr oder weniger formalen juristischen Anwendung der Verfassungsparagraphen.

Seit den letzten fünfzehn Tagen sitze ich zusammen mit den Brüdern der Goßner-Kirche, um eine ganze Kette solcher Probleme so konkret wie möglich zu entscheiden. Wir alle freuen uns über den guten Geist der Zusammenarbeit und hoffen, daß wir die schlimmsten Stürme überstanden haben.

Es wäre nun falsch, der Goßner-Kirche einen Vorwurf für besonders schlechtes Verhalten zu machen, obgleich das Element menschlichen Ehrgeizes, Gier nach Macht, aber auch Furcht und Mißtrauen das

ganze Problem mit ihren sich gegenüberstehenden Gruppen gefärbt und beeinflusst haben.

Das Problem christlicher Bruderschaft und christlichen Miteinanderlebens verschiedener Gruppen ist eine Aufgabe, die Gott den Kirchen Asiens und Afrikas grundsätzlich gestellt hat, da dort Stammeszugehörigkeit und Kasten-System in Kraft stehen und einen beträchtlichen Einfluß ausüben. Die Goßner-Kirche ist von Gott berufen worden, vor allen anderen christlichen Kirchen Asiens und Afrikas, diese Aufgabe zu einer Lösung zu bringen, und man ist versucht zu sagen: beispielhaft und stellvertretend für die Schwesterkirchen.

Die Goßner-Kirche ist — trotz des beklagenswerten Zustandes ihrer Gebäude — eine sehr starke Kirche. Sie unterhält — ohne Unterstützung von außerhalb — fast 2000 Katechisten und 130 Pastoren, 8 oder 9 Hochschulen, eine große Anzahl von Mittel- und Volksschulen.

Die Gottesdienste sind außerordentlich gut besucht. Die Kirche ist sich ihrer missionarischen Verpflichtung bewußt und treibt eifrig Mission.

Selbst während der Zeit des Zerwürfnisses (1956 bis 1960) wuchs die Zahl der Mitglieder der Kirche um mehr als Zehntausend.

Das neue Projekt Khuntitoli und Phudi, das durch die Aktion „Brot für die Welt“ unterstützt wird, verdient unsere ganze Beachtung.

Verzeihen Sie mir, liebe Brüder, wenn ich vermute, daß Sie nicht imstande sein werden, all diese Dinge selbst herauszufinden. Die wenigen Winke und Beobachtungen in diesem Brief sind gemeint als eine Hilfe für alle die, die nur wenig Zeit für ihren Besuch haben. Eine Hilfe, damit Sie wissen, worauf zu achten ist, und damit Sie sich ebenfalls der empfindlichen Stellen in der Struktur der Kirche bewußt werden. Diese sollten nicht angerührt werden, es sei denn, mit der sehr sorgsam, behutsamen Hand der Liebe und mit dem Wunsche, Glauben und Einigkeit zu stärken.

Mögen Sie alle sich so wohl fühlen in der Gemeinschaft der Goßner-Kirche, wie ich mich in den Tagen der brüderlichen Zusammenarbeit mit ihnen fühlte.

Ranchi, 6. XI. 61





Dr. Bernhard Ohse

## Mit BROT FÜR DIE WELT in Indien

Als die Dakota der ceylonesischen Luftfahrtgesellschaft, von Colombo kommend, am 23. April auf der Rollbahn bei der Stadt mit dem unaussprechlichen Namen Tiruchirappalli aufsetzt, ahne ich nur wenig von der Fülle der Eindrücke, die mich vier Wochen lang in Indien bestürmen werden. Dabei bin ich nun, nach mehr als acht Wochen Asienreise, schon einiges gewöhnt.

Ein Aufstandsgebiet an der birmanischen Ostgrenze habe ich besucht und dort neu entstehende Flüchtlingssiedlungen besichtigt. Im Dschangel von Neuguinea war ich in einem abgelegenen Urwaldhospital zu Gast. In Hongkong wanderte ich durch die Korridore des riesigen Betonwohnblocks für 2000 bis 3000 Menschen, betrat gebückt die Elendshütten der Ärmsten und ging von einer handwerklichen Ausbildungsstätte zur anderen. Und in Indonesien flog ich nach Medan auf Sumatra und fuhr dort abermals in ein Aufstandsgebiet hinein, um das Hospital Balige zu besichtigen, das kürzlich Hilfe aus Mitteln der Aktion BROT FÜR DIE WELT erhalten hat.

In Indien nun soll ich ebenfalls Vorhaben dieser Aktion aller evangelischen Christen Deutschlands

Für die indische Fluggesellschaft werden heute keine europäischen Piloten mehr benötigt. Indien verfügt selbst über genügend geeignete und gut ausgebildete Flieger



aufsuchen, die mit Geldern aus dem Gesamtaufkommen der Sammlungen der letzten beiden Jahre in Höhe von rund 40 Millionen Mark gefördert werden. Und so reise ich von Trichy — das ist die praktische Abkürzung der Inder für die erstgenannte Stadt — im Süden Indiens über Madura nach Cochin im Südwesten, von dort durch Kerala die Küste hinauf bis nach Udipi, wo ein Krankenhaus der Basler Mission liegt. Dann geht die Reise nach Osten, über Bangalore nach Madras. Die Vorhaben der Jeyporekirche im südlichen Orissa, Nagpur, Calcutta stehen auf dem Plan, danach ein Besuch im Gebiet der Goßner-Kirche und schließlich ein kurzer Aufenthalt in der Hauptstadt der großen Republik, in New Delhi. Über Ludhiana und Amritsar soll die Fahrt per Bahn dann ins pakistanische Lahore gehen.

Es ist fürchterlich heiß in diesen Wochen. Der Schweiß rinnt in Strömen. Die vielen mitleidigen Inder und im Lande ansässigen Weißen, die mich unterwegs darauf ansprechen, beruhige ich mit dem Hinweis, ein Journalist, der über Indien schreiben wolle, müsse schließlich auch den indischen Sommer erlebt und durchlitten haben.

Die Reisen sind hochinteressant, ob sie per Bahn, im Wagen oder mit dem Flugzeug gemacht werden. In Indien wird einem — in viel größeren Dimensionen als in Korea, Hongkong oder Burma — das Problem Nummer Eins unserer Zeit besonders deutlich vor Augen geführt: das Problem der Ernährung der rasch wachsenden Weltbevölkerung.

Überall werden Straßen und Brücken gebaut oder verbessert — das ist der erste Eindruck, den der Reisende in Indien gewinnt. Ganze Heere von Männern und Frauen sind an der Arbeit. Die nötigen Erdbewegungen werden fast ausschließlich mit Menschenkraft bewältigt: In Körben, die sie gewöhnlich auf dem Kopfe balancieren, tragen die Kulis das Erdreich von einer Stelle zur anderen. Maschinen fehlen meist.

Indien steht am Beginn seines dritten Fünfjahresplans, der am 1. April 1961 seinen Anfang nahm und eine Steigerung des Nationaleinkommens von fünf Prozent jährlich anstrebt. Was während der er-

sten beiden Fünfjahrpläne erreicht wurde — und das ist beachtlich! —, bildet das Fundament für die Anstrengungen der nächsten Jahre. Der fatale Kreislauf von wachsender Produktion bei wachsender Bevölkerung — oder anders ausgedrückt — der Armut und der sich daraus ergebenden Unmöglichkeit von Investitionen kann nur so durchbrochen werden, daß man den Mehrwert aus der steigenden Produktion einstweilen der Bevölkerung zu einem guten Teil vorenthält und ihn zur weiteren Ankurbelung der Industrie und zur Verbesserung der Landwirtschaft verwendet. So hat es die Sowjetunion in den letzten Jahrzehnten fertiggebracht, zu einer Wirtschaftsweltmacht zu werden.

Auch Indien muß seiner Bevölkerung das Opfer auferlegen, zunächst ein sehr langsames Steigen ihres Lebensstandards in Kauf zu nehmen, wenn es aus dem Sumpf des Elends und des Hungerns herauskommen will. Heute noch beträgt das Durchschnittseinkommen des Inders nur 260 DM pro Kopf und Jahr. Das ist bitter, und daran können auch die Milliarden kaum etwas ändern, die als Anleihen oder Beihilfen von den Vereinigten Staaten, der Sowjetunion, der Weltbank, Großbritannien, Deutschland und Canada — um nur die größten Geldgeber zu nennen — zur Verfügung gestellt werden.

Trotz aller Schwierigkeiten aber geht es voran in Indien. Das sieht man, wenn man durch das Riesensland reist, an vielen Stellen. Die Luftverkehrsgesellschaft für den innerindischen Flugdienst ist sauber, pünktlich und sicher, was nicht immer der Fall war. Das Straßennetz wurde um 80 000 Kilometer verlängert. Der Eisenbahnverkehr wird ständig erweitert und verbessert. Die großen Stahlwerke von Durgapur, Bhilai und Rourkela haben zu produzieren begonnen und sollen noch erheblich vergrößert werden. Das Bhakra-Nangal-Projekt, ein riesiges Kanalsystem mit Wasserarmen von annähernd 5000 Kilometern Länge, das 3,6 Millionen Morgen Land bewässern und rund 604 000 Kilowatt Strom erzeugen wird, steht kurz vor der Vollendung. Die Zahl der Krankenhäuser und Kliniken erhöhte sich in den letzten zehn Jahren von 8600 auf 12 600, und die Gesamtzahl der Schulen ist in der gleichen Zeit von 230 000 auf 400 000 gestiegen. Die chemische Industrie hat sich verdoppelt und der Maschinenbau mehr als verdreifacht. Die gesamte industrielle Produktion stieg um 60 Prozent und die Erzeugung landwirtschaftlicher Güter um 42 Prozent.

So imponierend diese wenigen Zahlen erscheinen mögen — man muß sie im Zusammenhang mit dem ganzen Bild der indischen Wirtschaft sehen. Der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktion um 42 Prozent innerhalb der letzten zehn Jahre steht beispielsweise eine Bevölkerungszunahme von 20,2 Prozent gegenüber. Wer sich den außerordentlich niedrigen Stand der Landwirtschaft von 1951 vor Augen hält — die Erträge pro Hektar waren damals mit die niedrigsten der Welt —, der weiß, daß die Ernährungslage der indischen Bevölkerung trotz jenes Anstiegs der Nahrungsmittelerzeugung heute noch weit davon entfernt ist, zufriedenstellend zu sein. Es wird noch einige Zeit dauern, bis Not und Krankheit, Ar-

mut und Hunger besiegt sind. Das sieht man in bedrückendster Weise überall im Lande, ob man in die Dörfer geht oder durch die Millionenstädte wandert, ob man Kinderheime besucht oder Krankenhäuser.

Ich sprach in Neu Delhi mit dem Landwirtschaftsminister Indiens, *Dr. Deshmukh*, über die Frage, ob man dem Hunger mit Lebensmittelhilfen zu Leibe gehen soll. „Nein“, lautete seine knappe Antwort. „Was wir brauchen, sind Starthilfen zur Selbsthilfe.“ Die Lieferung von Nahrungsüberschüssen sei natürlich hochwillkommen, sofern sie nicht die indische Wirtschaft durcheinanderbrächten, sagte der Minister. Ansonsten gälte auch für den Lebensmittelsektor der Wunsch, in erster Linie Starthilfen zur Eigenhilfe zu erhalten.

Auch vielen anderen Indern habe ich die gleiche Frage gestellt. Alle rieten, vorhandene Gelder für weiterreichende Maßnahmen zu verwenden. Im Falle von Naturkatastrophen und politischen Schwierigkeiten müßten gelegentlich Mittel für Soforthilfemaßnahmen wie die Ausgabe von Lebensmitteln, Kleidung und Decken eingesetzt werden. Das Normale aber müsse die Hilfe zur Selbsthilfe werden.

Und so hat es der Verteilungsausschuß der Aktion BROT FÜR DIE WELT denn auch gehalten, nicht nur in Indien, sondern in aller Welt. Bis zum 1. Oktober dieses Jahres sind über 4 Millionen DM für Projekte in Indien bewilligt worden, davon immerhin rund 70 Prozent für Selbsthilfevorhaben. In Nazareth bei Tirunelveli wird ein Polytechnisches Institut gebaut. In Kerala und Mysore werden Lehrlingswerkstätten errichtet. In Grahampur soll eine Schul- und Versuchsfarm entstehen, die das praktische landwirtschaftliche Unterrichtszentrum des Sentalgebietes werden wird. In Koraput geht eine Weberschule ihrer Vollendung entgegen. Und in Khuntitoli bei Rourkela entsteht eine Versuchs- und Lehrfarm.

Ehe ich diese Landwirtschaftsschule besuche, werde ich am 7. Mai in Ranchi feierlich empfangen und in einem Gottesdienst mit mehr als tausend Kirchenbesuchern begrüßt. Mit Präsident *Lakra* und dem ehemaligen Präsidenten der Goßner-Kirche *Tiga* fahre ich nach Phudi hinaus. Auch *Dr. Bage* ist anwesend, der vor wenigen Jahren in Berlin studierte. Am Nachmittag findet auch dort ein kleiner Festakt zu Ehren des deutschen Gastes statt, den ich gutwillig ertrage, weil ich weiß, daß in Wirklichkeit nicht ich persönlich, sondern der Vertreter der Aktion der evangelischen Christen Deutschlands gemeint ist.

Es ist immer wieder bewegend, die freundliche, ja herzliche Aufnahme des Fremden in Indien zu beobachten. Gewiß, auch in anderen Ländern ist der Gast „heilig“, erst recht, wenn er ein christlicher Bruder aus der Ökumene ist. In Indien jedoch ist alles eine Spur freundlicher, und oftmals ist es geradezu beklemmend, wie zuvorkommend man den Besucher betreut.

Manchmal wurde des Guten sogar zu viel getan. In Südindien sollte ich eine im Bau befindliche Technische Schule besichtigen, aber vor lauter Musik, vor lauter Reden, Tanzen, Singen und Essen kam es überhaupt nicht dazu.





1 In diesem Haus aus „Jack-Board“ werden die ersten Mitarbeiter von Dr. Junghans wohnen

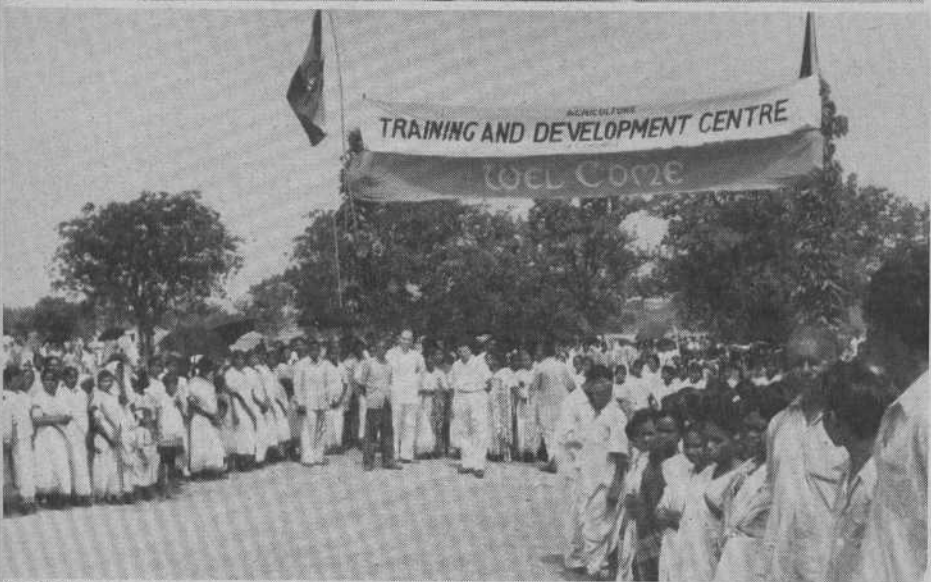
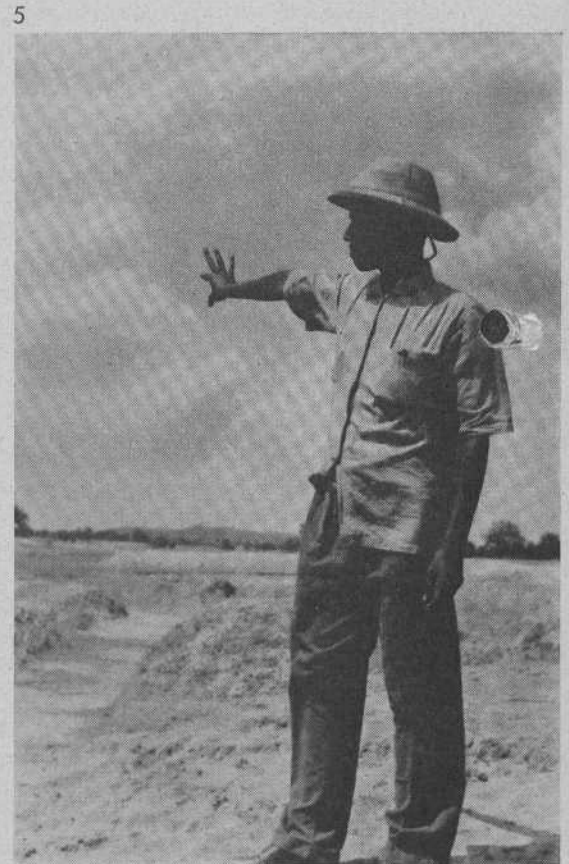
2 Frau Junghans in ihrer „Küche“

3 Alles erwartet am Morgen des 8. Mai 1961 den Präsidenten der Gossner-Kirche und den deutschen Gast. Nachmittags soll der Grundstein der Landwirtschaftsschule gelegt werden

4 Der alte Missionarsbungalow in Khuntitoli

5 Hermann Lakra, der zweite Mann in Khuntitoli

6 Werkzeug und Gerät für die Teilnehmer des Arbeitslagers in Phudi wird ausgegeben



In Phudi war gerade ein Arbeitslager der Goßnerjugend im Gange, das unter Leitung von Ingenieur Thiel die ersten Bäume pflanzte, Gräben zog und Planierarbeiten tat. Hier entsteht mit Hilfe von 650 000 Mark aus dem Aufkommen der Aktion BROT FÜR DIE WELT eine größere Ausbildungsstätte für Facharbeiter, die Indien dringend braucht.

Und dann kommen wir — am 8. Mai — in Khuntitoli an. Etwa 20 Meter Durchmesser hat das Fleckchen Erde, auf dem sich Dr. Junghans und seine junge Frau provisorisch eingerichtet haben. Um sich gegen die Blicke der Nachbarn abzuschirmen, haben sie ringsherum eine 1,50 Meter hohe Wand aus Bambusried gezogen. Trotzdem stehen die Inder immer wieder um die Freiluftbehausung herum: Die Lebensgewohnheiten des europäischen Ehepaars sind gar so merkwürdig und interessieren sie brennend.

Dabei ist die Art, wie der Leiter der im Aufbau befindlichen Landwirtschaftsschule in Khuntitoli bis zur Fertigstellung seines Hauses unter freiem Himmel lebt, wirklich nicht typisch für den Europäer: Man schläft auf Feldbetten in einem Zelt. Der Gast darf auf einer im Freien stehenden Holzpritsche nächtigen. Gekocht wird auf einem schwedischen Kerosinbrenner. Daneben steht ein Fliegenschrank, ein Wasserfilter, Milchkannen mit „Frischwasser“, ein Camping-Koffer (Inhalt: 4 Teller, 4 Tassen, 4 Bestecke, einige Behälter) und eine große Kiste mit Konserven. Für die Limonade- und Mineralwasserflaschen ist eine Grube ausgehoben worden, die — gut abgedeckt — die Getränke einigermaßen kühl hält. Denn der 105 Liter fassende Kerosin-Kühlschrank mit dem schönen Namen Alaska streikt, wenn die Thermometersäule höher als 40 Grad Celsius klettert. Ist es wärmer — und das ist in den Monaten vor der Regenzeit oft der Fall —, bildet er kein Eis mehr, und dann ist es, nach den Worten von Frau Junghans, drinnen genau so warm wie draußen.

Ein Tisch und einige Stühle vervollständigen die Einrichtung. Sogar ein Korbtischchen mit zwei Korbsesseln und einem Korb-„Sofa“ sind vorhanden. Auf dem Tischchen hat Frau Junghans einen Kaktus platziert. Etwas unharmonisch stehen zwei Stahlschränke herum — das Büro. Sechs dichtbelaubte Bäume, in denen ununterbrochen die Grillen sirren, spenden den Schatten, ohne den es hier nicht auszuhalten wäre.

Sehr bequem ist das Leben dieser Pioniere nicht. Das Wasser, das aus einem tiefen Brunnen stammt, in dem eine Schlange und zahlreiche Frösche hausen, muß abgekocht und gefiltert werden. Frischgemüse gibt es einstweilen noch nicht. Wenn einer der häufigen Gewitterstürme auftritt, wird alles umgeblasen und völlig durchnäßt. Weiße Ameisen haben den Zeltboden angefressen, mehrere Giftschlangen mußten getötet werden, und eines Nachts strich sogar ein Tiger in der Nähe herum.

Doch die Anfangsschwierigkeiten werden bald überwunden sein: Noch vor der Regenzeit des Sommers 1961 hofft das Ehepaar Junghans die ersten Räume seines Hauses beziehen zu können, dessen einer Teil das Büro aufnehmen soll. Das Fundament steht bereits, und gerade werden Steine für die weiteren Bauarbeiten herangefahren und abgeladen.

Dieses Haus soll das Zentrum der Versuchsfarm und Landwirtschaftsschule werden, die in Khuntitoli bei Simdega, etwa 70 Kilometer nördlich von Rourkela gelegen, mit Geldern der Aktion BROT FÜR DIE WELT errichtet wird. Für den ersten Bauabschnitt stellte der Verteilungsausschuß der Aktion am 12. Februar 1960 aus dem Aufkommen der ersten Sammlung 100 000 DM zur Verfügung. Für den zweiten Abschnitt wurden am 3. Juli 1961 weitere 195 000 DM bestimmt.

Daß die im Winter 1960 bewilligten Mittel nicht früher angewandt werden konnten, wie es sich viele der Geber wohl vorstellten, ist durchaus nicht ungewöhnlich. Bei den meisten Vorhaben gehen eine ganze Reihe von Monaten ins Land, in denen die Pläne noch einmal überprüft werden, in denen das Material beschafft und die Verhandlungen mit den jeweils zuständigen Behörden in den Empfängerländern geführt werden müssen. Denn alles nur Menschenmögliche wird getan, um das gute Gelingen von vornherein zu sichern. Lieber nimmt die Aktion BROT FÜR DIE WELT es in Kauf, daß man ihr — wie es ja oft genug geschehen ist — eine zu bedächtige Arbeitsweise bei der Durchführung ihrer Projekte vorwirft, als daß sie leichtfertig mit den ihr anvertrauten Geldern umgeht und diese falsch ansetzt. Im Falle Khuntitoli kam hinzu, daß es einige Zeit dauerte, bis dem Ehepaar Junghans von der indischen Regierung die Einreise erlaubt wurde.

Das Projekt Khuntitoli soll ein Beispiel für ein gesundes Zusammenspiel von Theorie und Praxis werden. Auf den Feldern werden die jungen indischen Bauern das erproben können, was sie in der Landwirtschaftsschule lernen. Deshalb soll jedem von ihnen ein Stückchen Land anvertraut werden, für das er die volle Verantwortung trägt. Daß Khuntitoli nicht nur eine Musterfarm, sondern zugleich Versuchsgelände werden soll, wird sich gewiß als besonders günstig erweisen, weil das Erproben und Erforschen die Fähigkeit und den Willen zu kritischem Denken und zum Beschreiten neuer Wege fördert. Indien braucht Menschen, die Initiative zeigen.

Außerdem wird dadurch die Breitenwirkung dieses Projektes ausgedehnter: Nicht nur die von Khuntitoli zusammen mit der Regierung ausgesuchten 20 Landwirtschaftsschüler, die hier pro Jahr ausgebildet werden — zunächst ist die Zahl der Studenten absichtlich klein gehalten —, sondern auch die Behördenvertreter, die Beauftragten von Wirtschaft, Forschung und Wissenschaft werden herkommen und ihr Wissen weiten Kreisen der Bevölkerung weitergeben. Schon jetzt erscheinen, vor allem von Regierungsseite, viele Besucher. Sie kommen, weil sie von dem Erfolg gehört haben, den der Stand der Goßner-Kirche auf der 1. indischen Landwirtschaftsausstellung in Calcutta im Januar 1961 hatte, für dessen Aufbau Dr. Junghans mitverantwortlich war.

Überall in Khuntitoli herrscht rege Tätigkeit, als man mich herumführt. Ein Wohnhaus für ledige Mitarbeiter ist nahezu fertiggestellt. Ein erstes Hennenhaus der geplanten Hühnerfarm ist im Bau, und auch auf den Feldern wird eifrig gearbeitet. Die Zahl der Menschen, die hier zur Zeit Hand anlegen, beträgt über hundert.



„Ehe wir mit dem Unterricht beginnen können — frühestens am 1. Januar nächsten Jahres —, muß zunächst einmal die Landwirtschaft stehen“, erklärt mir *Dr. Jungbans*, ein stämmiger Landwirt sächsischer Herkunft. „Uns stehen für die Feldwirtschaft etwas mehr als 10 Hektar zur Verfügung, und diese Ackerfläche genügt, um das ganze Unternehmen innerhalb von zwei Jahren unabhängig von allen Zuschüssen zu machen. Deshalb haben wir sofort damit begonnen, die Voraussetzungen für eine gesunde Feldwirtschaft zu schaffen. Der Boden ist gut, aber er ist seit langem nicht mehr sachkundig bearbeitet worden. Das Ergebnis — Sie sehen es selbst — heißt Erosion.“

Man sieht es: Der unbebaute Boden wird bei heftigem Regen die Hügel hinuntergespült, und bei Trockenheit bläst der Wind ihn als Staubwolken über das Land. Der Eindämmung dieser Gefahr dienen die ersten Arbeiten. Etwa 8000 cbm Erde müssen bewegt werden, um Reisfelddämme zu bauen, Bewässerungskanäle anzulegen und alte, verfallene Kanäle zuzuschütten. Acht Felder, jedes 1,25 Hektar groß, werden angelegt, auf denen jährlich 2 Ernten — Reis und Weizen — wachsen werden.

Auf diesen Feldern möchte *Dr. Jungbans* — möglichst in Zusammenarbeit mit der FAO — Reisversuche machen, um besseres Saatgut zu erzeugen, das Indien dringend benötigt. Auch die Anlage von Fischteichen ist in Vorbereitung, und *Dr. Jungbans* erhofft sich einen Forschungsauftrag für Spiegelkarpfen. Und schließlich wird die Firma Bayer-Leverkusen der Versuchsfarm jährlich Schädlingsbekämpfungsmittel im Werte von 15 000 DM umsonst liefern, um indischen Landwirtschaftskreisen in Khuntitoli die Wirkung dieser Mittel zu demonstrieren.

Ein besonderes Stück Land ist für den Anbau von Obst und Gemüse bestimmt, das in den größeren Städten der Umgebung verkauft werden soll. Es trifft sich gut, daß Frau *Jungbans* gelernte Obstbautechnikerin ist. Sie wird sich besonders diesem Arbeitszweig der Versuchsfarm widmen. Man will nicht nur einheimische Pflanzen — Banane, Guave, Papaya — in ausreichender Menge anbauen, sondern auch Bohnen, Rotkohl, Blumenkohl, Gurken, Tomaten. Sogar Erdbeeren und Spargel sollen im Schatten der Obstbäume gepflanzt werden. Wenn sich dies bewährt, könnte es zu einer beachtlichen Einnahmequelle für Khuntitoli werden.

Außer dem Anbau von Reis, Weizen und Gemüse wird die Versuchsfarm auch eine große Hühnerzucht enthalten. Acht Hennenhäuser für 4000 Hühner mit rund 3 Hektar Auslaufgelände sind vorgesehen. Diese Hühnerfarm soll ein reiner Legebetrieb werden, und *Dr. Jungbans* hofft, im Jahr etwa 720 000 Eier verkaufen zu können. Die vielen Belegschaftsmitglieder des großen indischen Stahlwerkes in Rourkela, deren Eierbedarf zur Zeit per Flugzeug aus Assam gedeckt wird, und die Arbeiter und Ingenieure der zur Zeit erbauten größten indischen Werkzeugmaschinenfabrik in Hatia werden die Eier abnehmen.

Schließlich ist die Anlage einer Rinderzucht mit etwa 50 bis 60 Tieren vorgesehen. Verhandlungen

über einen Regierungsauftrag, schwarzbuntes Vieh einzukreuzen, sind im Gange. Schon jetzt kommen Beauftragte der Behörden des Staates Bihar häufig zu Besuch, um sich von dem Fortschreiten der Arbeiten in Khuntitoli zu überzeugen. Sie kommen, weil sie spüren, daß hier sachverständige und uneigennützige Christen ihnen helfen wollen, sich selbst zu helfen — unbekümmert darum, daß sie eine andere Hautfarbe, eine andere politische Auffassung und einen anderen Glauben haben.

Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß in Khuntitoli eine kleine Kirche für die Christen — ein Teil der Mitarbeiter dort sind Christen — gebaut werden soll. Hierfür stehen natürlich keine Mittel der Aktion BROT FÜR DIE WELT zur Verfügung. Vielmehr wollen die ortsansässigen Christen versuchen, das Geld selbst aufzubringen.

Bei einem Teil meines Rundganges hat mich der Inder *Hermann Lakra* begleitet, der Vertreter des Leiters. Es überrascht, mit welcher Selbständigkeit und Sicherheit des Urteils dieser Mann von den geplanten Maßnahmen redet. Als ich später *Dr. Jungbans* darauf anspreche, lächelt dieser: „Das haben Sie also gemerkt! Ich versuche, meine Mitarbeiter in die Verantwortung für diese Arbeit hineinzunehmen, denn es kann und darf unsere Aufgabe nicht sein, uns unentbehrlich zu machen. Im Gegenteil: Eines Tages, der hoffentlich nicht allzu fern ist, werden sie die Leitung dieser Versuchsfarm und der Landwirtschaftsschule selbst in die Hand nehmen müssen.“

Es ist nicht ganz einfach, diese Gesinnung zu praktizieren, denn das Leitbild vom weißen Mann als dem alle Fäden in der Hand haltenden Patriarchen, das u. a. die Mission hervorgebracht hat, ist auf beiden Seiten noch tief eingewurzelt. So bedeutet es beispielsweise eine Revolution, daß *Dr. Jungbans* seinem Mitarbeiter *Lakra* 2000 Rupien in die Hand drückt und ihn selbständig einen Ochsen für die Farm kaufen oder daß er ihn die Löhne für die auf der Farm Beschäftigten auszahlen läßt. Aber ohne diese Revolution wird dieses Projekt niemals zum Guten der Inder ausschlagen können — und andere Vorhaben ebensowenig.

Man hat in Khuntitoli die Grundsteinlegung zu der Lehr- und Versuchsfarm bis zu meinem Besuch aufgehoben. Regierungsvertreter und der Präsident der Goßner-Kirche sind gekommen. Über 2000 Landbewohner der Umgebung sind zusammengeströmt. Der feierliche Akt ist kurz und eindrucksvoll.

Eindrucksvoller aber ist die Vorführung, die den Tag beschließt. Der Traktor der Güldnerwerke, von *Dr. Jungbans* gelenkt, zieht einen Drill, mit dem der erste Reis in die Erde gelegt wird. Die mehr als 2000 Inder stehen am Feldrain und betrachten staunend das Schauspiel. Als anschließend das Feld künstlich berieselt wird, geht ein Raunen durch die Menge: „Künstlicher Regen!“

Im Entwicklungsgebiet von Chotanagpur, in dem die Bauern Jahrtausende lang mit dem Haken gepflügt haben, ist die neue Zeit angebrochen.

- 1 Dr. Junghans' Freiluftbüro Khuntitoli
- 2 Der erste Reis wird in den Drill geschüttet — ein historischer Moment
- 3 „Dieses hier wird ein Hennenhaus — gut gekühlt, schlangen- und wildkatzen-sicher“, erklärt Dr. Junghans
- 4 Ingenieur Thiel in Phudi bespricht sich mit dem Pastor
- 5 Ingenieur Thiel spricht in Phudi zu den anwesenden Bewohnern der umliegenden Ortschaften
- 6 Der Gong ertönt — die Arbeit in Phudi kann weitergehen

2



3



4



5



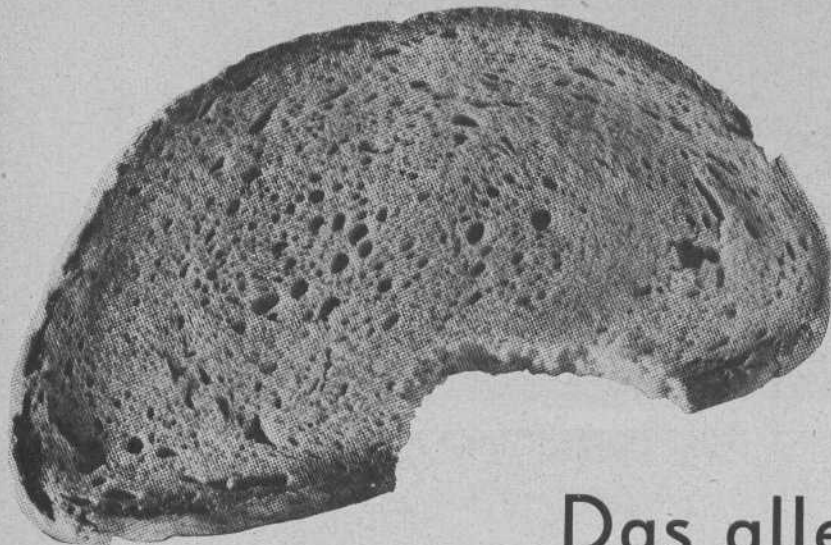
1



6







## Das allein genügt nicht!

Allen Christen sei herzlich gedankt, die durch ihr Opfer dazu geholfen haben, daß für „Brot für die Welt“ im vergangenen Jahr mehr als 20 Millionen Mark aufgebracht wurden. Mit dieser Summe konnte in 38 Ländern viel Elend und Not gelindert werden.

Wenn wir uns den Hunger und die Hilflosigkeit von Millionen in der weiten Welt vor Augen halten, dann ist unser erster Gedanke: „Brot!“ Wir möchten ihnen zu essen geben.

Aber Speisungen bedeuten die Linderung des Hungers nur für kurze Zeit. Wirksame Hilfe muß mehr sein. Wenn wir beten „Unser täglich Brot gib uns heute“,

dann bitten wir neben Essen und Trinken auch um Gesundheit, Wohnung, Acker, Vieh, Arbeit..., Dinge also, die die ganze wirtschaftliche und soziale, ja auch die geistige Existenz des Menschen umfassen. So will auch unser Ruf „Brot für die Welt“ im Jahre 1961/62 verstanden sein.

Nicht die Scheibe Brot für ein Kind im Hochland der Anden Südamerikas, nicht die Zelte für die obdachlosen Flüchtlinge im Kongo, nicht das Flugzeug voller Medikamente für Kranke in Indonesien sind der letzte Zweck unseres Opfers. „Brot für die Welt“ braucht in erster Linie immer wieder Geld, um Hilfe zur Selbsthilfe leisten zu können.

## Mehr noch aber braucht „Brot für die Welt“ Menschen

Wer das Können und die Kraft, die Gesundheit und den Opferwillen hat, sich neben seinen fernen Nächsten irgendwo in Afrika oder Asien zu stellen, damit dieser lernt, Unwissenheit, Sorge und Not durch die eigene handwerkliche und geistige Leistung zu überwinden, der tut mehr gegen die Weltgeißeln Hunger und Krankheit, als tausende Zentner Reis es tun. Wer solchen Dienst in Übersee in seinem Beruf auf sich nehmen und damit ein Helfer seiner fernen Nächsten werden will, der melde sich noch in dieser Woche.

Alle anderen aber sollten sich prüfen, ob sie nicht auf die Erfüllung eines Weihnachtswunsches verzichten

können. Durch ihr Geld bauen sie Handwerkerschulen und Bauernhöfe, Krankenhäuser und Landwirtschaftsgenossenschaften auf; sie beschaffen Traktoren, Düngemittel und Mikroskope, die den Grundstock zur Selbsthilfe des fernen Nächsten bilden.

Wer sich heute zum Dienst in Übersee meldet oder für „Brot für die Welt“ Geld gibt, bringt Hilfe, die nicht von anonymen oder interessierten Mächten, dem Staat oder einer Wirtschaftsgruppe, kommt, sondern die im Namen Christi in die Elendsgebiete der Welt geht und die Kraft persönlichen Verzichtes und mitdenkender Liebe an sich trägt.

## Deshalb bitten wir um eines jeden Opfer

*Dr. Wunderlich*

(Dr. Wunderlich)

Vorsitzender der Vereinigung  
Evangelischer Freikirchen

*Dr. Puttfarcken*

(Dr. Puttfarcken)

Präses der Synode der  
Evangelischen Kirche in Deutschland

*D. Scharf*

(D. Scharf)

Vorsitzender des Rates der  
Evangelischen Kirche in Deutschland

# Nachrichten FÜR UNSEREN FREUNDESKREIS

## Aus Indien:

Unter dem Vorsitz von Bischof *Dr. Meyer* - Lübeck tagte vom 22. bis 28. Oktober dieses Jahres (hoffentlich zum letzten Male) die Ökumenische Kommission in Ranchi. Bischof *Dr. Meyer* hat sich die Mühe genommen, die Orte, an denen es in der Goßner-Kirche noch brennt, persönlich aufzusuchen: Khuntitoli — Lohardaga — Jamshedpur und die Orissa Synode. Mit unendlicher Geduld ist er allen strittigen Fragen an Ort und Stelle auf den Grund gegangen, und wir hoffen, daß es ihm gelungen ist, sie so gut wie möglich zu lösen. Die Goßner-Kirche und die Goßner-Mission sind Bischof *Meyer* für diese Arbeit, die fast über jede menschliche Kraft ging, tief dankbar. Möge Gott seinen Dienst an der Goßner-Kirche segnen!

## Die Entwicklungsarbeit der Kirche:

Aus dem landwirtschaftlichen Zentrum in Khuntitoli berichtet *Dr. Jungbans* folgendes: „Während wir auf die deutschen Besucher warten, die nach der Weltkirchen-Konferenz in Neu-Delhi zu uns kommen wollen, müssen wir die Reisernte abwickeln. Wenn Gott uns nicht noch in den letzten 14 Tagen ein Unwetter schickt, sehen wir einer Rekordernte entgegen. Der diesjährige Reisertrag in Chota Nagpur wird nach amtlichen Schätzungen bei 14 dz/ha liegen. Unsere Bestände in Khuntitoli dagegen versprechen 30 dz/ha; ja, Besucher behaupten sogar: 30—40 dz/ha. Auch bei vorsichtiger Schätzung werden wir uns einer Gesamternte von 800 Zentnern nähern. Das wäre schon ein Anfang fürs erste Jahr!“

Wir sind nun glücklich auch soweit, daß wir mit einigen Einnahmen rechnen können. Die im Juli gekauften Hühner (700 Stück) beginnen zu legen. In Calcutta haben wir Pappkartons gekauft, in denen die Eier dutzendweise verpackt werden, und im deutschen Klub von Rourkela werden wir nächste Woche ein kleines Verkaufshaus bauen, wo wir dann unsere Waren zweimal wöchentlich anbieten. Es wird auch Zeit, daß etwas Geld einkommt. Unsere Kosten sind zunächst ganz beträchtlich.“

Aus dem technischen Zentrum in Phudi berichtet Ingenieur *Thiel* in Kürze folgendes: „Sie wissen, daß ich mit der gesamten Vermögensverwaltung der Goßner-Kirche beauftragt bin, und daß mir noch alle — so dringend benötigten — Mitarbeiter fehlen. Dennoch dürfen wir dankbar sein, daß wir in Phudi schon etwas geschaffen haben. Neben den zwei Häusern für den Mitarbeiterstab, einem Haus für das Dienstpersonal und dem Lagerhaus haben wir am 25. Oktober mit den Fundamentarbeiten des ersten Werkstattgebäudes begonnen; für zwei weitere sind die Fundamente bereits ausgehoben, und wir wollen in diesen Tagen auch für diese beiden Häuser mit den Bauarbeiten beginnen. Das ist bei der augenblicklichen Lage aber auch alles, was nur möglich ist. Seit 30 Stunden regnet es wie aus Eimern. Auch das macht erneut Schwierigkeiten; vor allem läßt es nicht zu,

daß wir weitere Aufschließungsarbeiten im Gelände vornehmen. Man ist in Indien — das lehrt uns die Erfahrung — immer vom Wetter abhängig und vor Überraschungen nicht geschützt. Darum müssen wir auch in diesem Punkte Geduld haben.“

**Die ersten Gäste, die im Zusammenhang mit der Weltkirchen-Konferenz in Neu-Delhi die Goßner-Kirche aufgesucht haben:**

Vom 13. bis 16. November fand in Ranchi die Nordindische Theologische Konferenz für Pastoren statt, die im Auftrage des Lutherischen Weltbundes veranstaltet wurde. Die Referate hielten Prälat *Dr. Metzger* - Stuttgart, Professor *Dr. Chitose Kisbi* - Tokio und Professor *J. Kumaresan* von der Gurukul-Madras. Während der Tagung erschienen auch Bischof *Dr. Lilje* und seine Frau, OKR *Dr. Hübner* und Landessuperintendent *Peters* - Celle und überbrachten die Grüße der deutschen Mutterkirche. Bischof *Lilje* und seine Begleiter besuchten zusammen mit Präsident *Joel Lakra*, Bruder *Thiel* und dem Ehepaar *Peusch* aus Rourkela auch das landwirtschaftliche Zentrum in Khuntitoli. Schwester *Ursula von Lingen* durfte als Kind der Hannoverschen Landeskirche dabei sein.

Kurze Zeit vorher hatten auch die Vertreter des Deutschen Evangelischen Missions-Rates, Professor *Dr. Vicedom* und Missionsdirektor *Dr. Pörksen* Ranchi besucht und mit der Leitung der Goßner-Kirche Rücksprache genommen.

## Aus der Heimat:

**Kirchenrat D. Lokies als Leiter der Kirchlichen Erziehungskammer Berlin verabschiedet:**

Bischof D. Dr. *Dibelius* verabschiedete am Freitagabend in einer Feierstunde im Ernst-Reuter-Haus den Leiter der kirchlichen Erziehungskammer für Berlin, Kirchenrat D. *Hans Lokies*, zugleich auch Direktor



Bischof D. Dr. *Dibelius* und Pastor *Lokies* auf dem Katechetentag in Spandau



der Goßner-Mission. Kirchenrat *Lokies*, der jetzt in den Ruhestand trat, hatte das evangelische Schulwesen in unserer Stadt nach 1945 neu aufgebaut und die Voraussetzungen für die Erteilung des Religionsunterrichtes im Auftrage der evangelischen Kirche geschaffen.

Bischof *Dibelius* bezeichnete es als ein Verdienst des scheidenden Kirchenrates, sehr früh das Prinzip durchgesetzt zu haben, daß die Schule dem Staat gehöre, der Religionsunterricht aber der Kirche. Die Leistungen *D. Lokies* beim Aufbau des katechetischen Dienstes und der sechs evangelischen Schulen in West-Berlin seien eine kirchengeschichtliche Tat.

Landesschulrat *Evers*, der Kirchenrat *D. Lokies* den Dank des Volksbildungssenators aussprach, wies darauf hin, daß *Lokies* die Prinzipien für die Neugestaltung der evangelischen Christenlehre schon als Mitglied der Schulkammer der Bekennenden Kirche in der Zeit des Nationalsozialismus entwickelt habe. Redeverbot und Haft seien ihm nicht erspart geblieben. *Evers* kündigte in Zusammenhang mit der Verbesserung der Berliner Lehrerbildung eine stärkere Unterstützung der Kirche bei der Ausbildung ihrer Religionslehrer an.

Der Referent der kirchlichen Erziehungskammer, *Dr. Hermann Kandeler*, bedauerte es, daß sich in den meisten Ländern der Bundesrepublik der Grundsatz des scheidenden Kirchenrates, den Religionsunterricht auf keinen Fall im staatlichen Auftrag zu erteilen, nicht durchgesetzt habe. Der staatliche Religionsunterricht in der Bundesrepublik sei „im Prinzip überholt“.

Sehr betont erklärte *D. Kandeler*: „Wenn man es dem Staat gestattet, die Jugend im Schulunterricht zum christlichen Glauben zu führen, kann man ihm prinzipiell auch die Erziehung zum Atheismus nicht verwehren. Dem Staat muß aber mit aller Entschiedenheit das Recht abgesprochen werden, die Seele der Jugend und der Menschen überhaupt zu beherrschen.“ Die Kirche sage deshalb Ja zu einer für alle Kinder gemeinsamen Schule ohne feste konfessionelle Bindung, wenn der Religionsunterricht in den Händen der Kirche bleibe und die Möglichkeit bestehe, neben der öffentlichen Schule eine Reihe kircheneigener evangelischer Schulen zu errichten.

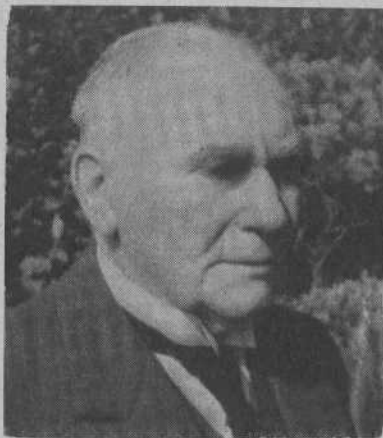
*Der Tagesspiegel, Berlin, 4. 11. 61*

Anläßlich des 125jährigen Jubiläums der Goßner-Mission fanden am 12. Dezember dieses Jahres in Berlin und Mainz-Kastel Gedenkfeiern statt. In Mainz-Kastel hielt Professor *Dr. Kupisch* - Berlin einen Festvortrag über das Thema: „Evangelista Goßner — ein merkwürdiger Mann“. In Berlin wurde um 8 Uhr morgens, zu der Stunde, in der sich die ersten Missionare bei Goßner meldeten, eine Hausandacht gehalten. Am Abend begannen und schlossen Superintendent *Dr. Rieger* und Pfarrer *F. W. Otto* - Berlin die Feier mit einem Gotteswort, während Präses *Lic. Stosch* und Missionsdirektor *D. Lokies* im Rückblick auf die letzten 25 Jahre einen Bericht über die Arbeit der Goßner-Mission in Indien und daheim erstatteten.



Konsistorialrat Hugo Drescher

Am 5. Dezember d. J. ist unser langjähriges Kuratoriumsmitglied Konsistorialrat *Hugo Drescher*, Berlin-Lichterfelde-Ost, Promenadenstr. 17, 80 Jahre alt geworden. Er hat der Goßner-Mission durch fast drei Jahrzehnte unermüdlich mit seinem Rat und seiner Amtserfahrung gedient. Der Jubilar war mit der Goßner-Mission als Mitglied des Kirchlichen Außenamtes in Verbindung gekommen, seitdem nach dem ersten Weltkriege Goßner-Missionare, die nicht mehr auf das indische Missionsfeld zurückgehen durften, als Pfarrer in auslandsdeutschen Gemeinden, im besonderen in Brasilien, eine neue Aufgabe erhielten. Die Goßner-Mission ist Gott für alle Hilfe dankbar, die sie in der Zusammenarbeit mit dem Jubilar, Konsistorialrat *Drescher*, empfangen hat, und erbittet für ihn und die Seinen auch in Zukunft Gottes Güte, Segen und Geleit.



Theodor Elster

Kurz vor Redaktionsschluß erreichte uns die Trauernachricht vom Heimgang unseres Kuratoriumsmitgliedes, Landessuperintendent i. R. *Theodor Elster*, Ostfriesland, des Vaters unseres früheren Missionsinspektors *Julius Elster*. Wir alle haben in ihm unseren geistlichen Vater gesehen, in der Goßner-Mission daheim und in der Goßner-Kirche in Indien. So trauern wir um ihn wie Kinder um ihren Vater. Gott aber, der Vater Jesu Christi, möge an ihm Christi Verheißung wahr machen: „Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stirbt, und wer da lebet und glaubet an mich, wird nimmermehr sterben.“

*Lokies*

Hören wir auf  
Missionare zu sein,  
so hören wir auch auf,  
Christen zu sein.

Schrift: Margarete Grosser - Tübingen

Eine Serie von  
12 solchen Postkarten  
mit 12 verschiedenen  
Goßner-Worten  
haben wir als eine

## JUBILÄUMSGABE

für unsere Leser herausgebracht.

Auf der Rückseite der beigelegten Zahlkarte können Sie die Bestellung dieser Serie  
zusätzlich zu Ihrer Jubiläumsspende, um die wir herzlich bitten,  
überweisen. Die Bestellung ist vorgedruckt. Der Preis beträgt pro Serie 2,— DM.

Mit den herzlichsten Grüßen aus dem Goßner-Haus

*Hans Lotties*

### *Wir empfehlen:*

*Peter Bamm*

#### AN DEN KÜSTEN DES LICHTS

341 Seiten — Leinen DM 16.80

Wie „Frühe Stätten der Christenheit“ ist das Buch der literarische Niederschlag mehrerer Reisen, die den Autor zu den Inseln des Ägäischen Meeres führten. Man ist beim Lesen andächtig dankbar, daß es solche Schriftsteller noch gibt.

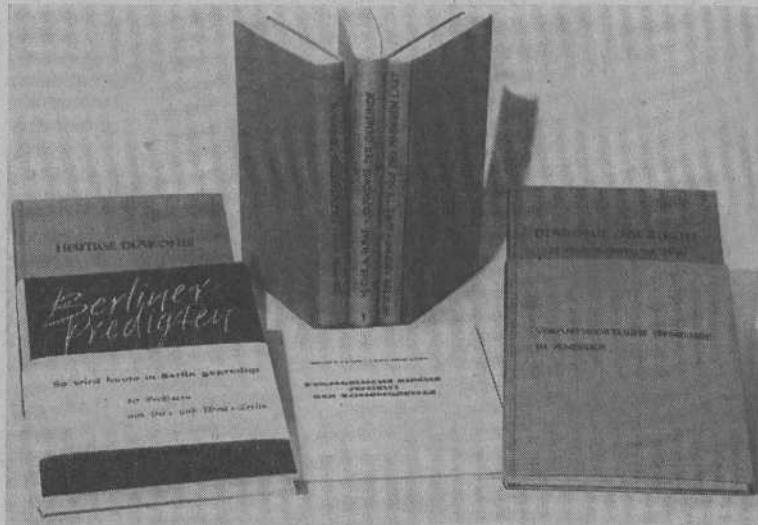
*Theodor Heuss*

#### VOR DER BÜCHERWAND

*Skizzen zu Dichtern und Dichtung*

308 Seiten mit 17 Zeichnungen, 16 Bildtafeln,  
Leinen DM 14.80

Von Dante bis zu den Schriftstellern des 20. Jahrhunderts reicht die Spannweite dieses Buches. „Für Theodor Heuss sind Buch und Dichter keine Sache der Wissenschaft, sondern stete Beglückung und Bereicherung.“ So wird auch der Leser ermuntert, sich in der Schatzkammer des gedruckten Wortes umzusehen.



*Wir besorgen Ihnen jedes gewünschte Buch  
schnellstens und ohne Mehrkosten*

EINEN AUSFÜHRLICHEN PROSPEKT — *Der Ratgeber* — SENDEN WIR IHNEN SOFORT ZU.  
BITTE SCHREIBEN SIE AN UNS. IHRE BUCHHANDLUNG DER GOSSNER MISSION



## 5 unvergeßliche Minuten

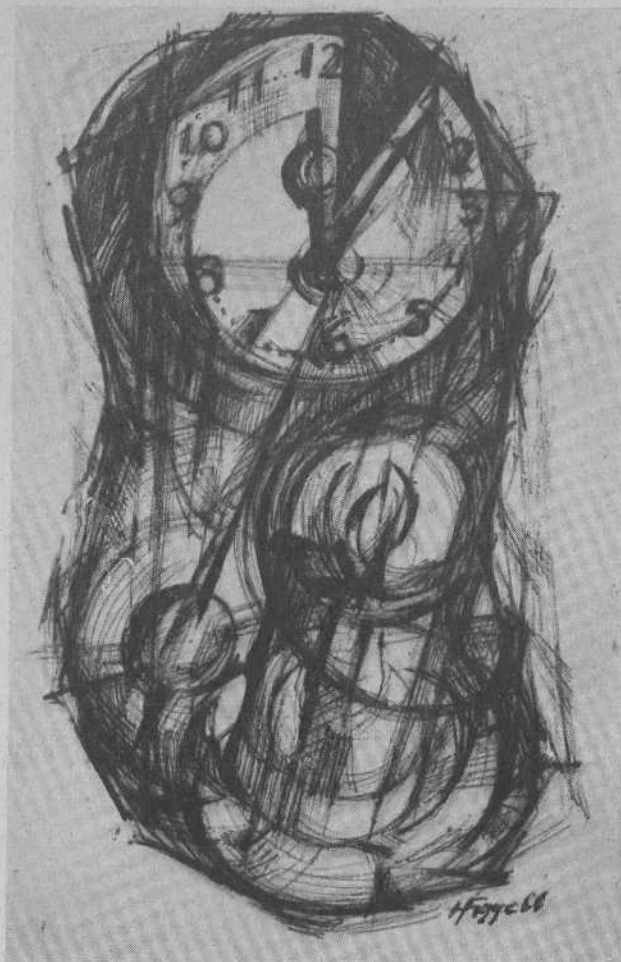
In vielen Kirchengemeinden in Amerika sind die Frauenhilfen mit ihrem unermüdlichen Einsatz an Zeit, Kraft und Geld eine unentbehrliche Stütze in der Missionsarbeit. Sie lesen und besprechen ihre Missionsblätter, senden Mitarbeiterinnen aus und tragen selbst viele Missionsstationen in verschiedenen Ländern.

Während meiner zwei Jahre als Mitarbeiterin in der Frauenhilfe in Philadelphia nahm ich an mehreren Missionstagungen teil. Ich lernte, daß allein die methodistischen Frauenhilfen der USA viele wichtige Aufgabengebiete angeregt und übernommen haben. Zum Beispiel sorgen sie für Waisenkinder in Korea, betreuen Eskimos in Alaska, unterrichten Mütter in Angola (Afrika), unterhalten Schulen in Indien, Krankenstationen in Bolivien und Bibelkreise in Pakistan.

„Jede 5 Minuten“, berichtete eine Missionarin auf einer Tagung, „jede 5 Minuten brauchen wir 96 Dollar, um unsere Missionsarbeit in 32 Ländern zu unterhalten. Wir erwarten Deine Gaben, damit wir von Minute zu Minute weiterhelfen können!“

Auf einmal entstand die Anregung, daß einzelne Frauenhilfen 96 Dollar (fast 400 DM) sammeln und das Opfer in einer besonderen Missionsandacht zum Altar brächten.

An so einer Andacht nahm ich später teil. Neben dem Altar hing die Weltkarte. Die Leiterin der Frauenhilfe hielt die Feier. „Bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in seine Ernte sende!“ Wir sangen miteinander, dann zündete die Leiterin eine Kerze an und stellte eine Uhr auf den Altar, neben unser Opfer. Wir beteten für die Brüder und Schwestern in fernen Ländern. Auf einmal stand der Zeiger der Uhr still. Die Kerze wurde ausgelöscht. Ich erschrak. So kurz waren die 5 Minuten? Wer würde nun in den nächsten und wieder nächsten 5 Minuten verantwortlich sein?

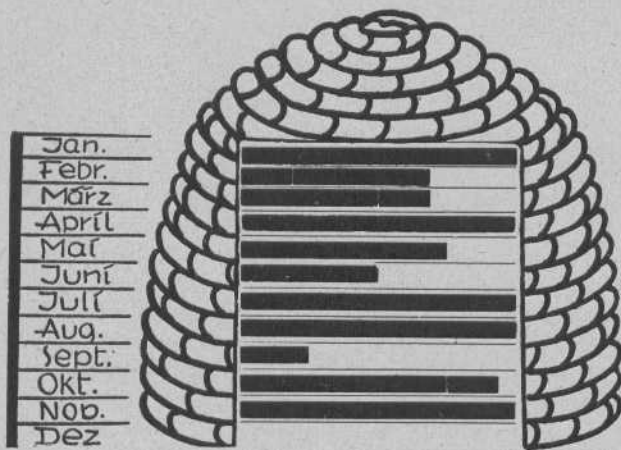


Wir gingen still, beschämt und doch gestärkt auseinander, denn mit uns ging Gottes Auftrag und Verheißung. Gehet hin in alle Welt ... und siehe, Ich bin bei euch alle Tage, bis an der Welt Ende!

*Unsere Treue:* Minutenlang, in wenigen Orten.

*Gottes Treue:* Ewig und bis an das Ende der Welt.

*Hedwig von Lingen*



## Unsere Gabensammlung

sollte vom 1. Januar bis 30. November 1961

betragen . . . . . 275000,— DM

sie beträgt . . . . . 216608,10 DM

Wir haben zu wenig

gesammelt . . . . . 58391,90 DM

## Unser Gabenkonto:

Goßnersche Mission, Berlin-Friedenau, Handjerystr. 19/20 oder Mainz-Kastel, Eleonorenstr. 64 / Missionsgaben bitten wir auf folgende Konten zu überweisen: Postscheckkonto 520 50 beim Postscheckamt Berlin-West für Goßnersche Missionsgesellschaft Berlin-Friedenau; Postscheckkonto 1083 05 beim Postscheckamt Hannover für Goßnersche Missionsgesellschaft Mainz-Kastel

## Im Geiste echter Völkerverständigung

Akademische Jugend aus aller Welt baut in Kastel ein Studentenheim

In diesem Sommer sind es 114 Jahre, daß die Goßnersche Mission ihre Tätigkeit, besonders in Indien unter den Heiden das Evangelium zu verbreiten, aufgenommen hat. Das Werk des ehemals römisch-katholischen Geistlichen Johannes Evangelista Goßner, der um seiner eigenen Auslegung und Verkündung des Evangeliums wegen zum Ketzer gestempelt und zu Priestergefängnis verurteilt worden war, lebt heute in der ganzen Welt. Auch in Deutschland ist die Goßnersche Mission weit verzweigt und hat in

und später einmal in die Missionsarbeit gehen wollen, eingewiesen worden sind. Zur allgemeinen Aufklärung unterhält die Goßnersche Mission an der Mainzer Universität eine Stiftungsprofessur, die von Prof. Lic. Holsten besetzt ist.

### Mit Spenden und in Selbsthilfe

Seit mehr als einem Jahr ist das ehemalige Gelände der Kasteler Ruder- und Kanugesellschaft am Fort Hessen zu neuem Leben erwacht. Im Auftrage der Goßnerschen Mission erwarb der im

vertauscht, um in Gemeinschaft an einem friedlichen Werk zu arbeiten und eine bessere Verständigung innerhalb der Nationen und Konfessionen herzustellen.

In drei Arbeitskolonnen ist das Mainz-Kasteler Arbeitslager aufgeteilt, um den nächsten Bauabschnitt eines großzügigen Gesamtprojektes voran zu bringen. Der Keller eines Gebäudes, an dem eine Kolonne arbeitet, steht bereits. Die zweite Kolonne arbeitet bei Dyckerhoff in Amöneburg, um mit ihrer Arbeitskraft die Kosten der erforderlichen Patentdecken zu verringern. Die letzte Kolonne, darunter ein Versehrter, dem beide Hände und ein Teil der Unterarme amputiert sind (im linken Vordergrund des Bildes), ist als Einreiß- und Steinkommando an der zerstörten evangelischen Kirche in der Witz tätig. Die gewonnenen Bausteine werden an Ort und Stelle geputzt und später zum Bauen des Studentenheimes verwendet.

Im Geiste echter und friedlicher Völkerverständigung schafft so die akademische Jugend aus aller Welt ihren Brüdern und Schwestern für die Dauer ihres Mainzer Studiums ein angenehmes Heim. -zll



Berlin-Friedenau ihre Hauptgeschäftsstelle und seit 1949 in Mainz-Kastel eine Zweigstelle für das westdeutsche Bundesgebiet.

Ueber die grundsätzliche Tätigkeit der Goßnerschen Mission ist schon oft ausführlich berichtet worden. Auch darüber, daß alljährlich in aller Welt eine Reihe von Arbeitslagern (internationale Studenten-Aufbaulager) zum Auf- und Ausbau von Projekten, die irgendwie wichtig und notwendig erscheinen, unterhalten werden. Für das Jahr 1950 waren 26 Arbeitslager auf verschiedene Länder in allen Erdteilen angesetzt. Bis auf eines in Korea, das wegen der Kriegsereignisse abgeblasen werden mußte, wurden und werden alle Arbeitslager, die sich jeweils auf vier Wochen erstrecken, eingehalten. Auf Deutschland entfielen fünf Arbeitslager, von denen zwei nach Kastel zum Bau eines Heimes für 60 Studenten, die an der Mainzer Universität Religionswissenschaft und Missionskunde hören

Januar 1949 nach Mainz-Kastel beordnete Leiter der neuen Zweigstelle West, Pfarrer Simanowski, von der Stadt Mainz am ehemaligen Fort Hessen ein rund 4000 Quadratmeter großes Gelände zu längeren Zahlungsbedingungen. Das Kasteler Werk ist grundsätzlich auf Selbsthilfe und auf Gaben und Spenden, aufgebaut, so daß es eine Belastung ist, die Zahlungsbedingungen einzuhalten.

### In drei Arbeitskolonnen wird gearbeitet

Zur Zeit läuft in Mainz-Kastel das zweite Arbeitslager des Jahres 1950. Fünfzig Studenten und Studentinnen aus Amerika, Kanada, Australien, Indonesien, Irland, Schweden, Holland, Frankreich und der Schweiz führen für vier Wochen ein Leben der handwerklichen Arbeit. Der Hörsaal wurde für eine bestimmte Zeit mit einer Bau- oder Abbruchstelle und die bequeme bürgerliche Unterkunft mit einem amerikanischen Militärzelt





WOHNUNGSMARKT

In bester Lage Nassau/Lahn sehr gut ausgestattete

**Parterrewohnung**

in freistehendem, neuerbautem Zweifamilien-Haus, 3 Zimmer, Küche, Bad, Dielen (1 Raum 32 qm) zu vermieten. Etagenheizung, eigene Warmwasserversorgung, Garage, ca. 400 qm Ziergarten zur Alleinbenutzung. Ang. u. Wsb 2548 an die Allgemeine Zeitung, Wiesbaden.

**4-Zimmer-Wohnungen**

(Etagenwohnungen) mit Küche u. Bad, in schöner Wohnlage, beziehbar März 1951, gegen 5000,— Baukostenzuschuß (volle Mietverrechnung) zu vermieten

Anfragen unt. Mz 9957 a. AZ., Mainz

Junger Mann sucht

**möbl. Zimmer für 3 Monate**  
ab 1. 9. 1950. Nähe Kaufhof bevorzugt. Zuschriften unter 3092 an Anzeigen-Exped. Wilh. Rohrberg, W.-Eberfeld.

Wir suchen für die Tochter eines Geschäftsfreundes, die in unser Haus als Volontärin eintritt, ein schön

**möbliertes Zimmer**

wenn möglich mit Klavierbenutzung.

Angebote an

**Jakob & Co., Mainz**  
Markt 23/29

**Gut möbl. Zimmer**

zwischen Stadt Krankenhaus u. Rosengarten baldigst gesucht. Angeb. unt. Mz 1402 an Allg. Zeitung, Mainz

Guter WEINKELLER (ohne Kelterhaus) ca. 70 Stück, in Nierstein zu vermieten. Off. unt. Mz 1404 a. d. A. Z., Mainz.

**Zirka 200 qm**

heller Geschäfts- u. Büroraum, 1. Stock, Ludwigstraße 14. Günst. Bedingung, per 15. Oktober 1950 zu vermieten.

**Brühl & Schreiner**  
**DAS SPEZIALHAUS**  
**FÜR STOFFE**

*Die kleine Wohnung . . .*

verlangt Möbel, die genügend Bewegungsfreiheit lassen. Ein kombiniertes Wohn-Schlafzimmer mit gemütlicher Sessel-Ecke — so läßt sich gut ein eigenes Königreich gründen! Schnorrenberger hilft Ihnen durch große Auswahl und Ratenzahlung. Dazu berät Sie dort der erfahrene Fachmann in allen Einrichtungsfragen.

**MÖBEL-**  
**Schnorrenberger**  
INH. E. GÜNTHER MAINZ

**DAS HAUS „ZUM ZIRLIN“**  
Am Kötherhof — Beim Schillerplatz

Teilzahlg.? Selbstverständl. Freie Lagerung u. Lieferung.  
Mitglied der Kunden-Kredit-Genossenschaft

**Wilhelm Kröhling**

SCHNEIDEREI

(früher Mittlere Bleiche 11) - Jetzt Gaustraße 17 II. St.

Älteste Reparatur- und  
Bügelwerkstatt am Platze

Aufbügeln, Reparaturen, Änderungen aller Art  
an Herren- und Damengarderoben

Abholen und Zustellen frei Haus!

In der Mainzer Neustadt ein 40 qm  
großer, heller Laden mit einem  
Nebenraum per sofort gesucht

Angebote unter Wsb. 2575 an  
Allg. Ztg. Wiesbaden Mauritiuspl.

**Bereitschaftsdienst der Apotheken**

Vom 19. 8.—26. 8. versehen die Gautor-Apotheke am Gautor und Möhren-Apotheke, Schusterstraße, den Apotheken-Nachtdienst.

**Anzeigen-Annahme:**

Mainz/Rh., Große Bleiche 35/37, Ann.-Exp.  
D. Frenz, Ludwigstr. 4 und in sämtlichen  
Agenturen des Stadt- und Landkreises.

# Pfarrer und Missionsschüler als Zementarbeiter

Die „Gossner-Mission“ betreibt lebendige Ausbildung . . . und läßt das Studentenheim wachsen

Die Anrede „Herr Pfarrer“ nimmt sich inmitten von Männern in staubbedeckter Arbeitskleidung fremd aus. Und trotzdem fällt dieses Wort täglich viele Male in den Hallen und auf den Vorplätzen der Amöneburger Zementfabrik. Niemand sieht dem dunkelhaarigen Mann mit der verwaschenen OT-Mütze, im geflickten blauen Schlosseranzug seinen wirklichen Beruf an.

Doch viele wissen bereits, daß dieser Mann, der gerade einen umgekippten Schubkarren wieder aufrichten hilft, der zusammen mit seinen Freunden und Hel-

Symanowski, dann ein amerikanischer Pfarrer, der bis zum Frühjahr als Missionar in China wirkte und nun mit seiner Familie in Deutschland lebt, ein Theologie-



fern an der Brechmaschine repariert und sich wie der waschechteste Zementarbeiter über eine muckende Maschine ärgert, daß dieser Mann Geistlicher ist. Pfarrer Horst Symanowski, der Leiter der Zweigstelle West der „Gossner-Mission“, war bereits im Frühjahr dieses Jahres als Arbeiter in der Zementfabrik Dyckerhoff tätig. Er erhielt nun die Erlaubnis, im Werk mit Studenten und Schülern die Steine zum Weiterbau ihres Missions-Studentenheimes in Kastel selbst herzustellen. Das Material wird ihnen von der Betriebsleitung zur Verfügung gestellt.

Täglich arbeiten sieben junge Leute sechs Stunden lang in der Fabrik: Pfarrer

student aus Genf, zwei junge Maurer, ein Landarbeiter und ein ostpreußischer Pfarrerssohn. Nach dem gemeinsamen Essen in der Werkskantine folgen nachmittags zwei Stunden Unterricht im Studentenheim, bei dem in erster Linie Bibelstudium betrieben und Geschichte des Sozialismus gelehrt werden.

Neben der Arbeit zum Wachsen des Studentenheims beschreitet Pfarrer Symanowski diesen Weg, um eine Ausbildung von kirchlichen Arbeitern herbeizuführen, die an der Peripherie der Kirche arbeiten. Sie sollen nicht in den Amtsstuben sitzen und auf den Besuch der Leute warten, sondern zu den Menschen in die Welt

hinausgehen. Damit führen sie praktisch die 120jährige Tradition der Gossner-Mission fort, deren Helfer in der ganzen Welt und insbesondere in Vorderindien wirkten. Warum sollte man nicht neue Wege beschreiten und die Missionstätigkeit einmal nach Deutschland verlegen?

Die mit Gründlichkeit an den Maschinen tätigen jungen Menschen setzen sich nicht nur aus Universitätsstudenten zusammen, es sind auch Missionsschüler, die aus praktischen Berufen kommen. Später kehren sie an ihre Arbeitsplätze zurück. Die Studenten widmen sich wieder ihrer kirchlichen Arbeit oder treten als Arbeiter in irgendeine Fabrik ein. Im Vordergrund, so betont Pfarrer Symanowski immer wieder, steht das Ziel, auch die außenstehenden Menschen anzusprechen.

Der Vorschlag, die Studenten und Schüler im Werk mitarbeiten zu lassen, kam ursprünglich von den angestammten Arbeitern der Zementfabrik selbst. „Heute ist es so“, erklärt der Pfarrer, „daß mancher Betriebsangehörige, der sonst nie den Weg zu einem Geistlichen gefunden hätte, gerne ein Gespräch mit dem Arbeitskollegen sucht, von dem er weiß: das ist ein Pfarrer.“ Bevor mit den Arbeiten im Werk begonnen wurde, weilten Jungarbeiter der Firma Dyckerhoff mit anderen Ausländern in einem Schweizer-Freizeitlager und danach in Holland. Auch deutsche Jungarbeiter sollen die Welt aus dem rechten Gesichtswinkel sehen.

2000 Steine fertigen die Schüler täglich an, 64 000 wollen sie während des ganzen Aufenthalts in der Fabrik zusammenbekommen. Aufbauarbeit für ihr Kasteler Heim, Aufbauarbeit für ihre kirchliche Mission.

FS.



Das neue Studenten-heim der Goßnerschen Mission in Kastel wurde im Rahmen einer schlichten Feierstunde seiner Bestimmung übergeben. Das Heim ist in meratelanger Arbeit von deutschen und ausländischen Studenten erbaut worden. Das Fresko an der Hausfront, das in symbolischer Art die Arbeit der Goßnerschen Mission darstellt, wurde von Studenten der Mainzer Universität geschaffen.

Aufnahme:  
Hanns Scheffler



Anzusehen bei: K. LIED, Wiesbaden,  
Friedrichstraße 29

Endlich gibts wieder



seit 16 Jahren 100 000fach bewährt.  
1 Schachtel zu 30 Pillen DM 1.50

MAINZ

## Erfrischungsraum

Mittlere Bleiche (Bauhof-Kaserne)

Off. unter Mz 3226

AMTLICHE BE

Öffentlich

Der Wiederaufbauverband  
schreibt hiermit auf Grund

- 1 Wohnhaus mit 6 V
- 2 Wohnhäuser mit J

in Mainz, Am Fort Judensar

1. Dach
2. Kle
3. Elek

Die Ausschreibungsunterlage  
vom 1. November 1949, 9 Uhr, auf de  
— Bau 2, Zimmer 40 — g  
von je DM —,50 für die D  
DM 1,50 für die elektrisc  
Eröffnung der Angebote am  
aus der Dienststelle —  
die Dachdeckerarbeiten, 12 V  
für die elektrischen Anlagen  
Ferner für 2 Wohnhäuser in

4. Elek

Die Ausschreibungsunterlage





Die Goßnersche Missionsgesellschaft  
erlaubt sich hiermit, Sie herzlich zur

ERÖFFNUNG  
DES STUDENTENHEIMS

in Mainz-Kastel, Eleonorenstraße 64  
am Montag, dem 7. November 1949

16 Uhr h. c. t. einzuladen.

Zusagen werden schriftlich oder tele-  
fonisch (Wiesb. 26353, Apparat 952)

erbeten

I m A u f t r a g e

H.c. W. HOLSTEN  
Professor

H. SYMANOWSKI  
Pfarrer



## Neue Aufgabe und neue Heimat für Gossner.

Wenn die Gäste, die am 7. Nov. ds. Js. an der Eröffnungsfeier des Gossner-Studentenheimes in Mainz-Kastel am Rhein teilnehmen, als erstes die mit einer Freskomalerei geschmückte Stirnseite des Neubaus sehen und durch die sauberen Zimmer gehen, können sie sich keine Vorstellung davon machen, wie es hier noch vor einem halben Jahr aussah. Davon könnten mehr die Studenten erzählen, die genau bei Frühlingsanfang begannen, die Trümmer zu beseitigen, Steine zu klopfen, Sand zu sieben, Beton zu mischen und den Handwerkern zu helfen. Es ist uns selbst wie ein Traum, dass die Gossner Mission wieder ein eigenes Heim haben soll. Aber sie hat es! Wo viele Hände schaffen, da ist bald ein Ende zu sehen. Und hier haben viel Hände geholfen - mit Beten, Arbeiten und Schenken.

Ohne einen Pfennig wurde das Werk begonnen, keine einzige Missionsgabe wurde für diesen Bau verwendet - und doch konnte es gelingen. Freunde aus den Kirchen des Auslandes hatten aufgemerkt, als die Gossner Mission damit begann, auf ungewöhnlichen Wegen das Evangelium dort zu verkündigen, wo die kirchenfremden Menschen unserer Tage es nicht mehr hören. Viele Besucher aus dem Ausland kamen nach Mainz-Kastel und liessen sich erzählen, wie man hier junge Menschen in eine Missionsarbeit ruft, die es in dieser Weise bisher in Deutschland noch nicht gab. Sie sollen nämlich nach einer kürzeren oder längeren Ausbildung in unserem neuen Heim als Arbeiter in die Fabriken und Betriebe gehen, sich dort wie jeder andere ihr Brot verdienen, nun aber auch am Arbeitsplatz, in der Frühstückspause oder am Feierabend ihren Zeugendienst tun, den der Herr Christus seinen Jüngern befohlen hat. Kommen Millionen von Menschen in Deutschland heute nicht mehr zur Kirche, so soll auf diese Weise die Kirche dort ihre Stimme erheben, wo vielleicht noch niemals der Name ihres Herrn gefallen ist. Diese Aufgabe erscheint der Oekumene und besonders auch dem Weltkirchenrat in Genf so wichtig, dass

man der Gossner Mission für diesen Zweig ihrer Arbeit nicht nur Hilfe Aussicht stellte, sondern sie auch durch die Freunde in Frankreich, Holland und Schweden leistete.

Dass aber der Gedanke einer neuen Ausbildungsstätte für diese Arbeit verwirklicht wurde, ist das Verdienst von Studenten aus aller Welt. Und den ersten, die eine Hacke oder eine Schaufel in die Hand nahmen, war Dr. Weaver, ein Student aus USA, Jaques Mündler, ein Pastor aus Frankreich, Veronique Laufer, eine Studentin aus der Schweiz. Deutsche Studenten von der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz schafften an ihren vorlesungsfreien Tagen und schliesslich vollendeten die beiden internationalen Studentenarbeitslager von Juli bis September das Werk. Wie sah es da auf dem Baugelände am Rhein aus! Männliche und weibliche Studenten aus Amerika, Frankreich, Holland und der Schweiz, von Madagaskar und von den Philippinen tummelten sich zwischen 6 grossen Zelten. Mit Lied, Gebet und Hören der Schrift begann und endete jeder Tag. Dazwischen lag viel Arbeit, viel Fröhlichkeit und ernstes Lernen und Fragen: was tut meine Kirche, um den christusfernen Menschen zu erreichen und ihm die frohe Botschaft zu bringen? im eigenen Land, in anderen Ländern, in der eigenen Rasse und unter den anderen, in allen Gesellschaftsklassen? Die Mission an den Heiden im eigenen und im fremden Land wurde mehr und mehr als die grosse gemeinsame Aufgabe deutlich. Die Studenten versuchten, schon im Lager die Aufgabe gerecht zu werden. Jeden Sonnabend gingen sie in Gruppen an andere Plätze, um hier einem Flüchtling, dort einem alten Ehepaar oder einer Arbeitsgemeinschaft von Vertriebenen beim Aufbau von Wohnungen zu helfen. Ein Schlesier schüttelte verwundert den Kopf, als er Amerikaner, Franzosen und Deutsche gemeinsam an seinem Häuschen bauen sah und meinte: "Wissen wenn das möglich ist, dann ist ja noch Hoffnung in dieser Welt!"

In diesem neuen Gossnerheim soll alle Arbeit in solcher Gemeinschaft mit den Christen aus aller Welt auch weiterhin getan werden. Für

Win



Im nächsten Semester werden 10 - 12 deutsche Studenten einziehen. Im nächsten Jahr sollen hier aber bereits 2 indische Studenten und 2 Studenten aus europäischen Kirchen mit den Missionsschülern der Gossner Mission und anderer Missionsgesellschaften wohnen und arbeiten. Es werden Studenten sein, die aus der Welt kommen und in die Welt gehen, die aber alle ein Ziel haben: Zeugen ihres Herrn zu sein.

"Die Biene" wird immer wieder von dieser Arbeit Kunde geben. Sie wird uns auch helfen müssen Menschen zu finden, die unsere Arbeit mittragen oder sie gar mittun. Denn nichts ist nötiger zur Durchführung der reichen Arbeit, die vor uns liegt, als eine Schar von Christen, die uns immer wieder Mut machen, wenn wir müde werden, und uns helfen, wenn wir schwach werden.

H. Symonowski

Das neuerbaute Missionsstudentenheim in Mainz - Kastel,  
Eleonorenstr. 64 kann für das Wintersemester 1949/50 bereits 7  
Studenten und 3 Studentinnen aufnehmen.

Bewerbungen sind über Prof. lic. Holsten an die Gossner  
Mission zu richten. In erster Linie werden solche Bewerber be-  
rücksichtigt, die den Dienst einer ev. Missionsgesellschaft  
eintreten wollen.

Die monatliche Miete beträgt 25,- DM (einschl. Licht und He-  
zung). Die Zimmer werden mit 2 und 3 Studenten belegt.

lic. W. Holsten  
Professor

1

H. Symanowski  
Pfarrer



Mainz-Kastel  
Eleonorenstraße 64

Eine Tür in die Welt...

In Kastel hat auf dem ehemaligen Gelände des Rudervereins am Fuße des Odenbergs in Hessen reges Treiben begonnen. Rundfunk und Presse haben bereits berichtet, dass hier von der Gossnerschen Mission durch Pfarrer Symanowski ein ökumenisches Missionsstudentenheim errichtet wird. Studenten der Universität Mainz räumen den Schutt der ausgebrannten Halle fort und gehen an die Errichtung eines neuen Behelfsbaus, der schon in wenigen Wochen bezogen werden wird. Die Architekten Petzold und Kirschstein haben die Planung so angelegt, dass der Studenteneinsatz ohne Unterbrechung erfolgen kann und dieser erste Bauabschnitt in kürzester Zeit zu Ende gebracht werden kann.

Wer ist nun eigentlich der Bauherr? Welchen Zweck soll dieses Studentenheim erfüllen?

Die Gossnersche Mission ist eine mehr als 100-Jahre alte evangelische Missionsgesellschaft mit dem Sitz in Berlin-Friedenau. Ihr Missionsfeld ist Indien, wo sie heute noch Missionare und Missionarsschwestern in der Arbeit hat. Ihre Verbindung mit der jungen Gossnerkirche in Coimbatore (Vorderindien) kam im letzten Sommer besonders dadurch zum Ausdruck, dass 2 führende Indier aus dieser Kirche die Gemeinden in den Westzonen und in Berlin besuchten und auf grossen Missionsveranstaltungen der Evangelischen Kirche sprachen.

Als Mainz im Jahre 1946 die Gutenberg - Universität bekam und mit ihr auch eine evang.theol.Fakultät bekam, erkannte die Gossnersche Mission sofort die Möglichkeit hier ein Zentrum für die Missionsarbeit in wissenschaftlicher oder praktischer Hinsicht zu schaffen. Sie stiftete deshalb der Gutenberg-Universität einen Lehrstuhl für allgemeine Religionswissenschaft und Missionskunde, der mit Prof. Dr. H. Holsten besetzt wurde. Die Universität berief ihrerseits Professoren für die Fachgebiete Afrika und China und

beabsichtigt auch, einen Indologen heranzuziehen. So ist hier in einzigartiger Weise durch die Initiative der Gossnerschen Mission ein Missionswissenschaftliches Zentrum im Entstehen.

Zur Auswirkung kann diese begonnene Arbeit aber erst dann voll kommen, wenn nicht nur Studenten der deutschen Missionsgesellschaften sondern auch ausländische Studenten hier ihrem Studium nachgehen können. In anderen Völkern ist es seit langem üblich, dass Missionare und Missionsärzte bereits während ihrer Ausbildung mit den Studenten anderer Völker, besonders auch mit den Studenten von den Missionsfeldern leben und studieren. Damit dies nun auch in Deutschland möglich werde, hat die Gossnersche Mission die grosse Aufgabe angefasst, ein solches internationales Studentenheim in Mainz-Kastel zu errichten. Pfarrer Symanowski, der 1947 in Berlin das "Seminar für kirchlichen Dienst" aufbaute und bis Ende 1948 leitet, ist mit der Durchführung des Planes beauftragt. Er war bis 1945 illegaler Pfarrer der Bekenntenden Kirche in Ostpreussen und hat dort mehrfach in Gefängnis und Gestapohaft gesessen. Im November 1948 weilte er zum Besuch der Missionsausbildungstätten mehrere Wochen in England.

So ist also zu erwarten, dass in Kastel in Kürze ein buntes Gewirr von Menschen verschiedener Nationen herrschen wird. Allerdings sind diese Menschen eins in ihrem Glauben. Mit tatkräftiger Unterstützung der französischen Cimade aus Mainz entsteht jetzt das Behelfsheim, Pfarrer S. arbeitet selbst mit den Studenten und Mauern mit; besondere Beachtung verdient sein schwerkriegsbeschädigter Freund aus Wiesbaden, der beide Hände verlor, aber zum Erstaunen aller der eifrigste Arbeiter auf der Baustelle ist. Von Ende Juli bis Ende September werden 2 internationale Studentenarbeitslager stattfinden, mit denen das endgültige Studentenheim schon in Angriff genommen werden soll.

Es ist dem Weitblick des Oberbürgermeisters von Mainz und seiner



Dienststellen wie auch des Kasteler Beirates zu verdanken, dass alle Schwierigkeiten betr. Geländebeschaffung usw. schnell überwunden werden konnten, nicht zuletzt zum Wohl der Stadt selbst wie ihrer Handwerker und Geschäftsleute.

Was aber nicht so offensichtlich an Arbeit wie Aufbau und internationales Studentearbeitslager erscheint, ist vielleicht bei der Gossnerschen Mission hier in Mainz-Kastel noch bedeutungsvoller: ihrem Wesen als **ä u s s e r e** Mission entsprechend sucht sie die aussenstehenden Menschen auch in Deutschland selbst. Ihrer Initiative ist es zu verdanken, dass jetzt in Berlin 300 000 Kinder evangelischen Religionsunterricht erhalten. Sie begann im letzten Sommer eine mühevollen, aber auch verheissungsvollen Mission im zerstörten und schwer heimgesuchten Oderbruch der Ostpreussen mit Hilfe eines Wohnwagens, in dem Pfarrer und Religionslehrer leben. Sie will nun hier in Kastel gerade auch solche junge evangelischen Christen ausbilden, die als Arbeiter in die Fabriken und Bergwerke gehen und hier - durch keine sozialen Unterschiede getrennt - ihren Zeugendienst tun. Die Mission hat immer den Drang zur Peripherie. An die äussere Grenze der Kirche sollen diese Missionare auf das Missionsfeld **D e u t s c h l a n d** geschickt werden. Sie werden es gewiss nicht leichter haben als jene, die nach Indien oder sonstwohin gesandt werden.

So wird hier in Kastel in doppeltem Sinn eine Tür aufgetan: in die Welt der Völker, aber auch in die **W e l t**, von der die Kirchen in Deutschland selbst umgeben sind.

Wahrlich ein Werk, das aller Förderung wert ist.

Liebe Freunde,

mit diesem Brief wollen wir Euch ein frohes Weihnachtsfest und ein gutes neues Jahr 1951 wünschen. Unsere Gedanken gehen jetzt zu allen, die hier in einem unserer work-camps gewesen sind. Sie haben dabei einen weiten Weg und müssen schon rund um die Erde wandern. Vier internationale Lager haben wir im ganzen bis jetzt gehabt. Allein dieser letzte Sommer brachte uns neue Freunde aus den Ländern Amerika, Australien, Canada, England, Frankreich (Algier), Holland, Indonesien, Schottland, Schweden, Schweiz und Deutschland. Beinahe hätte ich Weihnachten bei unseren Freunden in New York verlebt. Aber das Visum kam nicht rechtzeitig an und so bleibe ich zur Freude unserer Kinder Weihnachten hier.

Bevor ich Euch nun berichte, wie es mit der Arbeit und dem Aufbau bei uns weitergeht, möchte ich all denen danken, die uns geschrieben haben, oder mit Paket- und Geldspenden helfen. Jedes Zeichen Eures Gedenkens ist uns eine Ermunterung weiterzuarbeiten und oft auch eine wertvolle materielle Hilfe. Habt Dank für alles !

Wie soll ich anfangen, damit auch die work-campers von 1949 den Anschluß finden ? Ihr wißt, daß wir nach Fertigstellung unseres langen Behelfsheimes daran gingen, auf der Ecke den Keller für das nächste massive Haus auszuschachten. Mit dieser Arbeit war auch noch das 1. Lager in diesem Jahr beschäftigt. Das 2. Lager konnte aber schon mit dem Betonieren des Fundamentes beginnen. Die Spezialarbeiter kamen vom Fort Biehler, der Flüchtlingsiedlung in den alten Kasematten, in denen einige von Euch 1949 auch gearbeitet haben. Der Zement war ein Geschenk von zwei Fabriken. In der einen hatte ich im Frühjahr dieses Jahres einige Wochen im Betonwerk gearbeitet und eine gute Verbindung mit den Arbeitern bekommen. Sie selbst machten den Vorschlag, ich sollte um die Erlaubnis bitten, die für unseren Bau nötigen Steine in der Fabrik selbst herstellen zu dürfen. Wir erhielten die Erlaubnis, und so konnte das 2. Lager in diesem Jahr jeden Tag eine Gruppe von etwa 10-12 campers in die Fabrik schicken. Auf diese Weise erhielten wir schon während des Lagers die Steine für die Kellerdecke und 13000 Steine auf Vorrat. Das evangel. Hilfswerk in Schweden übersandte uns DM 2.250,- zur Bezahlung der Spezialarbeiter. So konnte der Keller noch in diesem Jahr fertiggestellt werden, wie Ihr es auf dem beiliegenden Bild seht (im Hintergrund unser Vorrat an Steinen).

Mit der Steinfabrikation sind wir den ganzen Winter über beschäftigt. Näheres darüber habt Ihr im Zeitungsartikel vom 1.12.50, den ich beilege. Wenn Weihnachten da ist, werden wir etwa 34000 Steine,



das ist die Hälfte unseres Bedarfs, auf unserem Platz haben. Die Presbyterian Church North hat uns eine Summe von 3000 Dollar geschenkt. Wir wollen versuchen, mit dieser Summe die Mauern des nächsten Bauabschnittes hochzubringen. Das Geld wird nicht reichen, aber wir werden es doch wagen, mit dieser Summe erst einmal anzufangen. Mancher fragt mich, wie ich denn das Dach daraufbringen will, wenn das Geld kaum für die Mauern reicht. Ich finde aber, daß das Dach so hoch oben auch schon zur Verantwortlichkeit des Herrn dort oben gehört. Er wird schon Mittel finden - vielleicht durch unsere ehemaligen work-campers? -, um uns Trümmern Menschen ein Dach über dem Kopf zu geben.

Ja, mit Trümmern hatten wir es in diesem Jahr auch wieder zu tun. Für manche - so für die Kasteler Kirchengemeinde - sind sie eine Last, für uns wieder einmal unser Kapital. Da stand in Kastel die Ruine der Kirche, die den Verkehr und das Leben der Vorübergehenden gefährdete. Die Gemeinde hatte kein Geld, sie abreißen zu lassen, wir hatten aber Putzhämmer und geduldige (?) work-campers unter den Mädchen, die das ganze Gebäude langsam herunternagten. Fertig geworden sind wir allerdings nicht. Etwa 25000 Ziegelsteine liegen auf unserem Platz oder sind schon in den Innenwänden des Kellers verbaut. Ca. 20000 sind noch an der Kirche zu putzen und herzutransportieren. An Arbeit für 1951 mangelt es jedenfalls nicht.

Ich habe oben erzählt, wie die Oekumene uns mit Geld auch in diesem Jahr geholfen hat (§ 500,- aus Schweden, § 200,- von einem Euch gut bekannten Freund aus der Oekumene, § 3000,- von der Presbyt. Church, § 200,- vom oekumen. Rat in den Niederlanden). Wir haben aber noch mehr bekommen: Menschen, die mit uns arbeiteten. Da denke ich besonders an Rev. Norman Sibley und seine Frau aus New York (Presbyt. Church), die uns in diesem Sommer viel geholfen haben und das Ehepaar Symanowski wohl ersetzten, wenn es wegen irgendwelcher Konferenzen oder aus Faulheit nicht bei der Arbeit war. Seit Ende September ist das Ehepaar West aus New York (ebenfalls Presbyt. Church) bei uns und hilft in der Arbeit. Charles West war bis zum April dieses Jahres als Missionar in China. Sie werden 1-2 Jahre in unserer Arbeit hier bleiben. Ihr Sohn Russell ist genau so alt wie unser Johannes; sie konstruieren eine völlig neue Sprache und verstehen sich am besten, wenn es gilt, Unsinn anzustellen.

Damit wären wir bei der Familie: sie ist gesund und fröhlich. Ruth, die jüngste, steckt voller Weisheiten, Monika wird noch vor Weihnachten von Wests zu einer Augenuntersuchung oder -operation nach Genf mitgenommen, Christiane liest viel und ist dann in einer eigenen Welt verschwunden. Wir haben viele Besuche gehabt, besonders erfreut

hat uns der von Don Weaver und seiner Peg. Er leitete diesmal ein work-camp in Donaueschingen. Es war wunderbar, ihn wiederzusehen und zu sprechen.

Ich kann nicht alle Nachrichten über unsere work-camper weitergeben. Laßt mich nur einige von den einzelnen Lagern nennen:

1.camp 1949: H e l e n T a l c o t hat vor einem Jahr in Griechenland geheiratet (leider nicht in Kastel). D o r o t h y A l m q u i s t, die ebenfalls noch in Griechenland ist, besuchte uns auf der Durchreise nach Schweden.

J a q u e s M ü n d l e r heiratete in diesem September und ist jetzt Pfarrer an einer Offiziersschule in Frankreich.

V é r o n e L a u f e r konnte ich schon zweimal in Genf besuchen. Sie ist dort Gemeindehelferin.

Die Equipe der C i m a d e ist jetzt ganz neu besetzt (1 Französin, 1 Engländerin, 1 Deutscher).

H a g e n war in diesem Sommer in England.

Außer wenigen haben sich fast alle von Zeit zu Zeit bei uns gemeldet.

2.camp 1949: B e r n a r d und T i e t z k e v a n G e l e n sind jetzt verheiratet. Tietzke war längere Zeit krank. Ich habe schon lange nichts mehr von beiden gehört. R u d i F a r r ist von seinem einjährigen Studienaufenthalt in Montpellier (Frankreich) zurückgekehrt und bereitet sich auf das Examen vor.

J o e H e c k e l hat treu an uns und unsere Arbeit gedacht und auch große Opfer gebracht.

H e n r y L i l l i c h ist mit Gerda Evers aus der Cimade Ludwigshafen verheiratet (ich habe sie am 4.11. 1950 getraut). Henry ist für einige Monate "hauptamtlicher Christ" - die Sorte Christen, die ich nicht leiden kann - und hat beim Aufbau des evang. Arbeiterwerkes in der Pfalz zu helfen. Dann geht er wieder in die Fabrik, um als "richtiger" Christ zu leben.

1.camp 1950: Dies Lager war mit 57 Teilnehmern das größte, das wir bisher hatten. Hier von allen zu berichten ist nicht möglich. Ich hörte, daß a l l e, die sich für die Lehrerausbildung in Wuppertal beworben hatten, auch angenommen worden sind.



B e r t K l i n k und M e i e  
B r a s s e l habe ich in Zürich  
wiedergesehen.

H a n s i K l i n k, unsere ehrwür-  
dige Pfarrerin, strahlte in Ideen,  
Artikeln und camper-meetings Ener-  
gien aus, als hätte sie in Kastel  
bei der Garten- und Trümmerarbeit  
nicht Kraft verbraucht, sondern ge-  
sammelt. Ich glaube, sie wird eine  
Reformatorin ihrer Kirche und der  
work-camps werden.

Mr. und Mrs. S i b l e y haben nach  
ihrer Rückkehr nach New York schon  
viel über unsere Arbeit erzählt, Bil-  
der und Filme vorgeführt und uns auf  
diesem Weg geholfen.

C h a k H e i n sah ich in Genf  
wieder (s. Ecumenical work-camps News  
Letter).

2. camp 1950: Gestern Nacht klingelte das Telefon:  
H a n n e m a r i e v a n G i n k e l  
die gerade ihre erste Stelle in Amster-  
dam angetreten hatte, war in Aachen am  
Apparat, um Peter Pischel mitzuteilen,  
daß ihr Vater plötzlich mitten in der  
Arbeit gestorben sei. Peter ist heute  
zu ihr gefahren.

K o n r a d G u s t o r f f studiert  
in Bonn.

E d w i n L a r s s o n und O l a  
J o n s s o n, unsere schwedischen  
Freunde, machten nach dem Lager noch  
eine Autofahrt. Ihr Wagen wurde in  
Köln aufgebrochen und all ihr Geld ge-  
stohlen. Die Quittung für ihren Fleiß!  
H e l m u t D e g e n seht Ihr auf  
dem Zeitungsbild an dem Brecher im Be-  
tonwerk. Er ist ebenso wie F r i e d e  
B l e i d n e r noch immer an der Ar-  
beit. Beide lassen Euch grüßen, Friede  
als work-camp-Veteran kennt ja alle  
vier Lager und läßt so auch alle grüße

Die Konferenz der Lagerleiter fand 1949 hier bei un-  
statt, diesmal in Agape/Italien (Anfang Oktober).  
Es war sehr interessant, das Projekt dort kennen-  
zulernen, die Berichte aus anderen Lagern zu hören  
und die Pläne für 1951 zu machen. Die Reise mit dem  
Booth-bus von Genf über den St. Bernard nach Nord-  
italien war ein Erlebnis für sich.

Unser Heim ist mit 6 Theologen, 2 Mediziniern und  
4 Arbeitern belegt. Zwei von den Theologen arbei-  
ten in der Fabrik. Unsere Arbeitsgruppe im Beton-  
werk ist sechs Mann stark. Wir haben für ein Jahr  
zwei Schweizer unter uns.

In diesen Wochen beschäftigt uns sehr die Frage  
der Remilitarisierung. Probeabstimmungen haben

vergeben, daß die jungen Männer gegen eine Wiederaufrüstung sind, und die ältere Generation stellte die Befürworter. Also hat die rééducation doch Erfolg gehabt? In diesem Punkt scheint es so zu sein. Nun aber soll das Ruder schon wieder um 180° herumgeworfen werden. Man muß verstehen, daß dieser plötzliche Kurswechsel von denen nicht einfach mitgemacht werden kann, die gestern daran ernsthaft glaubten, daß für Deutschland der Weg ohne Waffen der rechte in der Zukunft wäre. Aber wir haben ja nicht nur eine psychologische Begründung. Joe Heckel fragt mich, was ich überhaupt zum Dienst mit der Waffe zu sagen habe. Ich glaube nicht, daß es einen allgemein und für jeden gültigen Pazifismus gibt. Der Christ wird an jedem Tag neu seine Entscheidung fällen müssen. Für uns heute hier in Deutschland ist nach meiner Erkenntnis nur eins möglich: Keine Bewaffnung! In diesem Brief kann ich nicht näher auf unsere Gründe eingehen, aber vielleicht kann ich Euch bald eine Übersicht über das Pro und Contra in Eurer Sprache zusenden. Am besten wäre es ja, wir könnten wieder im Kreis beieinander sitzen, darüber reden und beten. Jedenfalls sollten wir nicht vergessen, daß die Boten Gottes bei der 1. Weihnacht den Frieden auf Erden verkündigt haben. Für viele mag es ein Märchen sein, für uns ist dies Wort vom Frieden auf Erden eine Realität, mit der wir rechnen. Wir haben an uns in Deutschland erfahren, daß das Gericht Gottes über uns eine Folge unseres Unglaubens war; wir haben auf Menschenworte mehr vertraut als auf Sein Wort. Der Unglaube hatte für uns politische Konsequenzen. Bitte versteht, wenn wir nun so töricht sind zu glauben, daß auch der Glaube und das Vertrauen auf Gottes Verheißung politische Konsequenzen hat. So wollen wir in dieser Weihnachtszeit vom Frieden auf Erden reden und in ihm leben.

Seid alle von uns allen herzlich begrüßt und laßt uns miteinander verbunden bleiben.

Euer dankbarer

Horst Ljmanowski.



# ECUMENICAL WORK CAMPS

## News Letter

World Council of Churches / Youth Department  
17, route de Malagnou Geneva, Switzerland

No. II November 1950

### WORK CAMPERS / WITHOUT YOU THIS NEVER WOULD HAVE HAPPENED:

#### Morville, Belgium :

You strengthened the foundations and completely redecorated the interior of this tiny Protestant church near the French frontier. You began the task of creating a playground for all the children of the village.

One morning at mass in the Roman Catholic church in Morville the abbaye told his parishioners: "I shan't preach to you today. If you want to know something about the Christian life, go visit the work camp!"

#### Cyprus :

You travelled thousands of miles to build a road and erect a shelter at the Young Men's Christian Orthodox Association summer camp in the forest of Kakomalli, high above the town of Limassol.

For the first time Orthodox youth sponsored a work camp and invited Western Europeans to join them. No longer are the work camps merely a Western European inter-Protestant programme.

#### London, England :

The Deptford Community Church is furnishing its new-rooms for use this year. These rooms were piled to the ceiling with rubble and waste before you moved in with your shovels and bucket brigades.

Will an alive church that fills the needs of this dockyard district and its people grow from your work? No one can say yet but your trips to neighbourhood families and churches, your "open house" to members of the Deptford community, many of whom had not been inside the church before, certainly started something.

#### Le Chambon, France :

Le Collège Cévenol is here to stay. The walls of its first new permanent building have already begun to rise above the foundations you dug this summer. 1,500 cubic meters of earth and rock were dug out and moved in those 5 weeks. A part of the camp also repainted the wooden barrack dormitories.

A member of the Collège staff saw one of the problems of the religious life in this or any ecumenical work camp: "German students, coming straight from the theological

and liturgical atmosphere of their student Christian groups, in which the prophetic confessing church movement was born, have at first been bewildered by the formlessness of the Christian experience of many of the French and American young people. The Americans particularly have brought to their pick and shovel labours the ingrained conviction that work can be prayer. The Germans have tried, almost with a hopeless feeling, to make their comrades from other lands understand that devoted work can be a prayer addressed either to Hitler, to Stalin, or to God. The hope of the college is that in such a camp, as throughout the school year, young people coming out of extraordinarily different backgrounds will find new and deeper forms of unity in faith. Over against the narrowness which can characterize equally the orthodox and the liberals, the Collège Cévenol tries to point to the living Christ, Who called all men unto Him, and Who promises that those who respond by bearing together the burden of that common cross, He will in no wise cast out."

#### Berlin, Germany :

You had your steady diet of rubble and salvaged bricks as you pitched in to help rebuild the large Elizabeth Hospital near the east-west border of central Berlin.

There were many difficulties for the camp working with a professional contractor, but the hospital director must have raised your spirits when he said: "If we hadn't known you were coming we never would have started this year. Now we have 100 more beds for the sick of Berlin."



East meets West as work campers prepare to erect a rehabilitation centre for prisoners in Osaka, Japan. Read below what happened when it was built! (Photo-Press, Osaka)

*"We would be building, Master let  
Thy plan  
Reveal the life that God would give to  
man."*

Dirt flying from foundations, picks striking against stone, rubble piles decreasing, walls going up . . . *we would be building* said 800 work campers from 30 different countries this summer. That is why we have come—to build creatively together for a new life. We are no longer willing to spend the usual carefree holidays; neither are we content simply to study and discuss our concerns. Here are urgent jobs that we, armed with picks and shovels, can do. We would be building.

*"Teach us to build, oh Master lend  
us sight  
To see the towers gleaming in the light."*

We knew our own feebleness as individuals or as a camp to build alone. Our services of worship throughout the camp were petitions, through Christ who Himself was a worker, for strength and vision to build with hands and hearts. Our hands were too unskilled, our vision too weak to build without the Master. We searched together in prayer, work, and study, for His firm guidance to give us a sight of what our work could be.

*"We build with Thee, oh grant  
enduring worth,  
Until the Heavenly Kingdom comes  
on earth."*

The work of man's hands alone is neither enduring nor of great worth. Bricks and stones soon crumble, or are destroyed by man himself. To build with our hands with love—Christ's love for every single man and woman, boy and girl—in our hearts and with a small vision of the Master's plan is to build with Him, to build what can never be destroyed.

G. H. B.

### Geisingen, Germany :

You put in about 4,000 man hours of work preparing the foundations and helping with the construction of the walls of eight houses—42 family units—for refugees now arriving in South Baden. Roofs will now be on the houses before winter time. Without you it would not have been possible.

The ecumenical service on the last Sunday of camp was of especial interest. The previous Sunday the campers had gone in small groups on foot and bicycle to carry invitations to 5 different towns in the diaspora Evangelical parish. A choir from camp and community sang and the local pastor spoke on "Being Living Stones", using the ecumenical work camp as a concrete illustration.

### Haus Villigst, Germany :

The old estate at Villigst looks a great deal different than two brief years ago. Then its house and stables, falling in from disrepair, presented a rather forlorn prospect for the student and young workers home planned by members of the Rhineland Westphalia Church. But you came last year and excavated a cellar, built a chapel and dining rooms. This year you remodelled a set of stables for dormitories for young refugee miners, who will live there with a young American couple from last summer's work camp as house father and mother.

### Mainz-Kastel, Germany :

The walls have started to rise for the new buildings of the Gossner Mission Student Home. This year you started where the 1949 work camp left off, digging the foundations. Some of you brought bricks from a destroyed church for the new building. Others worked in a cement factory making concrete blocks for the walls and floors. A job that was valued at 20,000 D.M. is being done by you campers for 3,000 D.M.

Is the sense of fellowship in these camps a superficial one? A young Frenchman at the Mainz camp accepted an invitation to speak in a local German community. This looked like a new sign of reconciliation but his words startled the congregation: "I have no sympathy for the Germans", he said from the pulpit. "But I am faced with a fact I can never dismiss. The Bible says exactly the same thing in France that it does in Germany. If we would obey Jesus Christ there must be no hate in our hearts. We must learn love and forgiveness for our enemies. That is why I came to Germany. That is why you will find me shovelling dirt and cleaning bricks tomorrow."

### Höchst, Germany :

"Without the 1950 work camp", said the Landesjugendpfarrer, "we

could not have made the youth home at Höchst. You cleared out old walls, making a new kitchen in the old convent. You dug the dirt away from the foundations so they could be strengthened, and brought 20 cubic meters of heavy rocks from a nearby stone quarry.

Two vivid pictures remain among a list of memories of the camp for the people of Höchst as well as for the campers: May Blossom, the Hawaiian camper, dancing some of her native religious dances, and the sight of the theological professor and co-leader of the camp driving a yoke of oxen through the fields on one of the Saturdays when the campers left their own work to help their friends in the village with chores at home.

We are glad to welcome *Charles Hein* to the Youth Department to help with the work camp programme. Charles is a member of the Evangelical and Reformed Church in the United States, and was a work camper at Mainz Kastel last summer. He will begin active work when the course for Church Workers at the Ecumenical Institute, Bossey, is over.

### Agape, Italy :

Those of you who remember Agape three years ago would be amazed at the progress. The main hall is completed. Three of the smaller dormitories behind and the covered passage connecting them with the central hall are nearly done. The open-air chapel is finished (already a wedding has been held there) and much of the terracing completed. The road leading to Agape is about half done.

Agape is above all an experience to be lived. To describe the camp in terms of love, Christian fellowship, unity and work, is to say next to nothing. You must live through the days of fatigue, discouragement and frustration which bleed off the mere enthusiasm of the new camper. You must then experience the renewal of strength which comes when you feel within yourself the depth of love which is bringing Agape into being. Only then does Agape become a part of you and you a part of Agape.

### Naples, Italy :

In Southern Italy there is an average of three hospital beds for each 10,000 of the population. A new Evangelical hospital, to help fill this need, became a reality with the breaking of the ground and the digging of the foundations this summer by the Naples work camp.

At the closing camp fire one Italian boy stood up and said that his feelings toward foreigners, and especially Germans, had changed through working together with other young people. Now he said he could really feel an international Christian bro-

therhood instead of the national one he knew before.

### Midsayap, Philippine Islands :

Building bridges is a common job of work camps, but you actually built one from wood, 5 meters long, across a river, bringing a small Chinese community in contact with the village of Midsayap. Church, school and hospital are now available for the Chinese children. In addition you dug drainage ditches and built elementary school desks.

The "faggot" ceremony at your closing service is meaningful for us all. As each work camper lighted a faggot from the camp fire, he read his message to the *Japan* work camps. The leader received the flaming faggots, making a lighted torch. From this torch were selected four faggots to be taken by the Philippine delegation to the *Japan* work camps, to light a camp fire there, as a symbol of a sharing of the light which each had received from the work camp.

### Okinawa :

Due to the Korean war and the establishment of Okinawa as a military base, the project in the leper colony was cancelled for this year.

### Korea :

Taejon, the proposed site for the Korean camp, has since become a military objective. Fortunately no campers had arrived when the war broke out.

Our prayers should be with those Korean young people who, instead of working for peace have had to take arms in bitter conflict against their own brothers.

**Japan :** (No complete reports yet received)

*Chiba-Ken :* You built dormitories for repatriates, and a children's play ground.

*Matsue :* You repaired the damage from last year's disastrous fire, and dug drainage systems.

*Osaka :* You cleared the ground and built two homes for a Prisoners' Rehabilitation Centre. These buildings recently withstood a typhoon which destroyed many homes in the immediate vicinity, and were put to immediate use as medical relief stations manned by work campers and leaders.

*Sendai :* You did reconstruction work in a number of social service institutions in and near Sendai.

### New York, U.S.A. :

You went into the East Harlem section of upper Manhattan where many national and racial groups live in crowded tenements. You took an active part in the recreational activities of the children and teen-agers. You also worked to help families make their own homes more livable, and helped bring children into a Daily Vacation Bible School.

G. H. B.

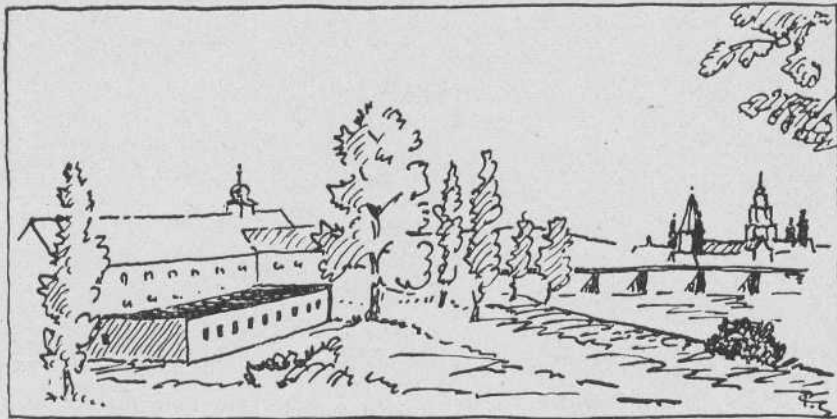




Do you have any idea  
who the people in this  
picture are ...?

Yes they must find such people in the world, if this student home is to open for those who understand the missionary task in the world in this way! That is why students will come this summer from America, England, Holland, France and Switzerland to help German students with the work and to discuss with with them the current problems we all face. The discussions will certainly be possible, but will the cooperative construction project? Can't you help to make this vision a reality?

Pastor Symanowski and Don Weaver — American Worker in Germany, spring 1949

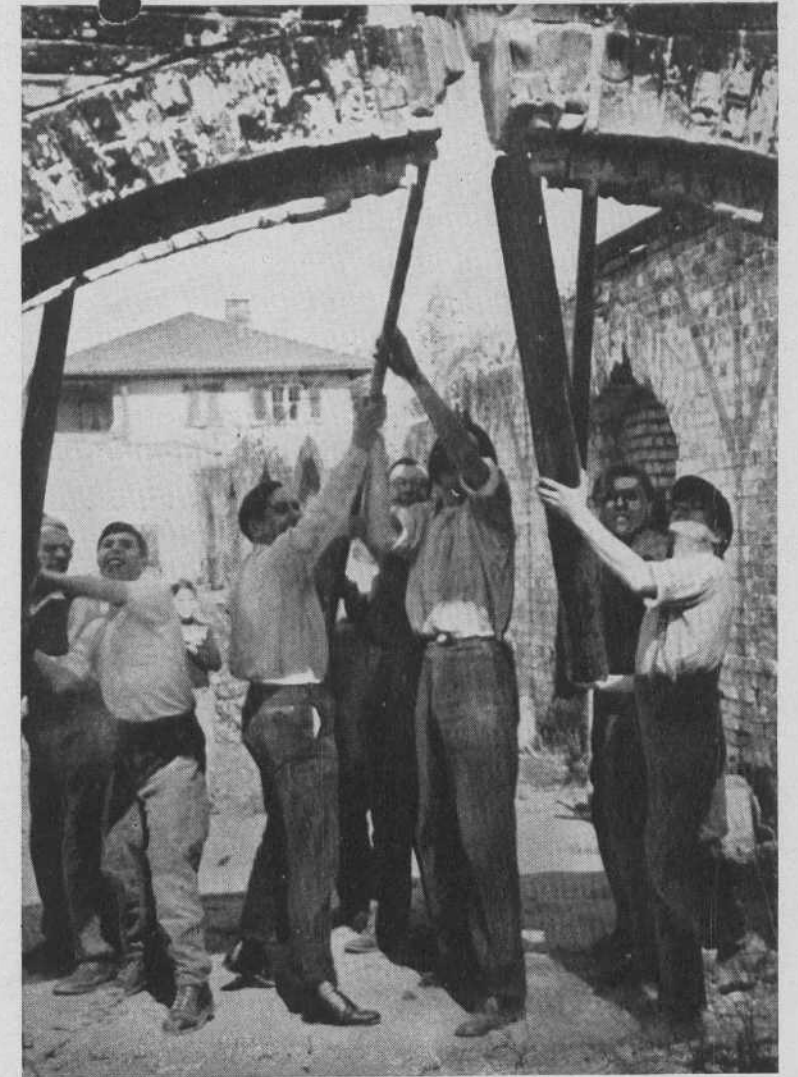


What the workers see

German address: *Mainz-Kastel am Rhein, Eleonorenstrasse 64*  
*American Zone, Germany*

Contributions may be sent by check to:

*The Gossner Mission*



Do you have any idea  
who the people in this  
picture are...?



They are a pastor and a group voluntary student workers in the American Zone of Germany. These people are convinced that Germany is itself a great mission field and that a great many missionary spirited Christian leaders are needed to revitalize the work of the church here. They can not rest content knowing that an official, traditional church still exists. They can no longer endure just being in their chapels and church services, because they realize how many millions of Germans are passed up by the churches and understand no longer what happens in the churches, or what they stand for.

They want, therefore, particularly to go to those who know, or wish to know nothing of the Church of Christ. There are many such people in Germany:

1. The people in the areas in which the war has destroyed practically all the church buildings and homes. It was under these circumstances, in answer to these needs, that this pastor has been laboring with other pastors and helpers from a trailer house in the terribly destroyed Polish-German boundry area in the Russian Zone to search out the people in their cellars and temporary shacks. The Christian "good news" has not been proclaimed or demonstrated here for many years, but now children and adults served by this church on wheels, gather together and learn to praise God. They begin to comprehend that they are more than living objects caught in the tides, but men with a responsibility to serve God and their fellow men.
2. These people whom you see in the picture are convinced, however, that there are still many other areas where the message must be proclaimed outside the traditional church atmosphere, i. e., in the factories, coal mines, to the youth, in short everywhere that those who do not know God live. They do not intend merely to wait for these modern „hea-

thens" to come and knock on the doors of the pastors' studies — they want to go to the people where they are, to work beside them as workers among workers. They do not for any reason want to be prevented from sharing their work their distress or their joy. Seeing their task outlined in this way, they intend to become missionaries in Germany.

## Do you have any idea what this pastor and his student helpers in the picture are doing?

Well, they are clearing away ruins, as one must do in most parts of Germany these days, in the mental and spiritual realms as well. It so happens here that they are constructing a home for themselves and others like them where they can learn and live. For the last few marks left in the mission account they have bought some shovels, picks and wheelbarrows to work with. They are not waiting for the two scheduled "Arbeitslager" when foreign students will come from other countries to help in the work. Can you imagine that one could begin to build on a beautiful plot of land, without a pfennig with which to pay — that one could consider constructing a wall without money enough for a sack of cement. This pastor says that should he and his student friends shrink back from these problems and difficulties nothing would ever happen to answer this call. God's work must go forward with faith, in spite of all difficulties.

The site that has been secured for the student home lies on the Rhine in the American Zone at Mainz-Castel. Opposite



The pastor and his fellow-workers

lies the famous old city of Mainz in the vicinity of Wiesbaden and Frankfurt. In their mind's-eye these people see the home they want so much to build and they dream that some friends will say to them, "The task which you have recognised in Germany is correct and urgent". You must not stay within the limits which still encompass the church. You should cast the net out and retrieve all those that have deserted the Lord Jesus Christ. This the Lord has commanded to you and I will help you to fulfill this task by helping to meet the payments on the land, or to buy building materials and furnishings". The people you see here believe that God can make possible such dreams by opening the hearts of people in Germany and your country that they may help together with joy according to their ability.

# Internationale Jugend baut Studentenheim in Kastel

Bei der Goßnerschen Mission in Kastel trafen dieser Tage 50 Studenten und Studentinnen vor allem aus Amerika, aber auch aus Australien, England und der Schweiz ein. Die jungen Ausländer haben sich hier durch Vermittlung des Weltkirchenrates in Genf zusammengefunden, um in gemeinsamer, freiwilliger Arbeit am Aufbau eines großen Studentenheimes mitzuhelfen.

Um auch in engeren Kontakt mit der deutschen Bevölkerung zu kommen, helfen die Studenten an einigen Wochentagen auch ausgebombten Familien und Siedlern in Kastel beim Aufbau von Wohnhäusern. Sie scheuen sich nicht, schwere Ausschachtungsarbeiten zu machen, räumen Trümmer und klopfen Steine, wobei sich auch die jungen Mädchen tatkräftig beteiligen.

Auch die Trümmer der Kasteler evan-

gelischen Kirche sollen noch in diesem Sommer durch Teilnehmer des Jugendlagers abgeräumt werden, wobei das noch brauchbare Baumaterial zum Aufbau des Studentenheimes wieder Verwendung finden soll.

Schon im Vorjahre hat der Leiter der Goßner Mission in Kastel diese ökumenischen Aufbaulager eingerichtet und die Jugend der Welt um sich versammelt. In großen Zelten, die die Militärregierung zur Verfügung stellte, leben die Studenten in guter Kameradschaft einträchtig beieinander. Menschen der verschiedensten Rassen und Nationen, mit verschiedenen

Religionsbekenntnissen verstehen sich hier bei gemeinsamer Aufbauarbeit ausgezeichnet. Hier sind die jungen Menschen bei der Arbeit von früh bis spät mit nacktem Oberkörper und dem Spaten in der Hand alle gleich und nur die verschiedenen Sprachen unterscheiden sie voneinander. Das gemeinsame Ziel, am friedlichen Aufbau zu helfen, verbindet sie alle, und ist ein deutliches Zeichen für den Verständigungswillen der Jugend, die sich hier über alle Grenzen und Vorurteile hinweg kennenlernt.

Nach jeweils vier Wochen wechselt die Lagerbesatzung und neue Männer und Frauen ziehen in die Zelte ein um die Arbeit ihrer Vorgänger fortzusetzen, wozu sich für den nächsten Monat sogar Studenten und Studentinnen aus Indien angesagt haben.

H. S.



Unsere Bildmontage zeigt von rechts nach links: Studierende auf dem Weg zur Arbeit, Bereitung des Essens und Steineputzen

## „Heimat-Zeitung“ — Freitag, 30. Juni 1950

### Goßnersche Mission

In Mainz-Kastel hat auf dem Bauplatz der Goßnerschen Mission am Rheinufer in der Eleonorenstraße, wieder ein reges Treiben begonnen. In dieser Woche reisen etwa 50 deutsche und ausländische Studenten an, um wie im vergangenen Jahr auch jetzt beim Aufbau des Studentenheimes mitzuhelfen. Die Studenten kommen aus Amerika, Australien, Algerien, Indien, England, Frankreich, Holland, Jugoslawien, Schweden und aus der Schweiz. Diese Studenten bezahlen ihre Reisekosten selbst und kommen lediglich zu dem Zweck nach Mainz-Kastel, um hier der Goßnerschen Mission beim Aufbau zu helfen und durch gemeinsame Arbeit und Gespräche zu zeigen, daß die Christen in aller Welt einen gemeinsamen Weg suchen.

Zu einem Lagerabend wird die Bevölkerung eingeladen werden, damit dieses Lager nicht nur wie eine Insel mitten in der deutschen Bevölkerung wirkt. — Am Sonntag, 2. Juli findet ein Missionsfest in der Gustav-Adolf-Kirche in Amöneburg statt, bei dem folgende Themen behandelt werden: Pfarrer Merten, Wiesbaden: Wer regiert auf unserer Erde? — Dr. Willy Kramp, Villigst in Westf.: Ich trage Verantwortung für den anderen. — Pfarrer Symanowski, Kastel: Wir sind für Frieden und Einheit.

In der Pause findet Verkauf von Tee, Kuchen und Eis statt, wozu bereits Spenden der Bevölkerung eingegangen sind und noch erwartet werden. Die Veranstaltung beginnt um 15 Uhr und endet gegen 18 Uhr. Die Kinder werden gleichzeitig vom Missions-Studentenkreis der Universität Mainz mit Erzählung, Gesang und Spiel unterhalten.



# Die Jugend der Welt baut sich ein Haus

Studenten aus Europa und Übersee zeigen in Gemeinschaftsarbeit den Weg zur Völkerverständigung

In Anwesenheit des Rektors der Mainzer Johannes-Gutenberg-Universität, Professor Isele, sowie eines Vertreters der kirchlichen Welthilfeorganisation, des Polizeipräsidenten Becker und des Professors Donovan von der amerikanischen Landeskommision wurde gestern nachmittag in Kastel das in elfmonatiger Arbeit von Studenten aus aller Welt gebaute Missions-Studentenheim feierlich eröffnet.

„Für mich beginnt jetzt der schwerste Teil des ganzen Aufbaus: eine Rede zu halten. Steine karren und Mörtel schleppen war einfacher,“ erklärte gestern der Direktor des Studentenhelms, Pfarrer Simanowsky, lächelnd seinen Gästen. Die glaubten es ihm und seinen Studenten; denn das, was dort in wenigen Monaten geleistet wurde, ist in der heutigen Notzeit beispielhaft. Der Gedanke, dieses Haus zu errichten, wurde aus der Not geboren. Für viele Studenten war es völlig unmöglich, in der jungen Universitätsstadt Mainz, die als erste einen Lehrstuhl für Missionskunde einrichtete, eine Unterkunft zu bekommen. Als Pfarrer Simanowsky aus Berlin zu Anfang des Jahres nach Wiesbaden kam, ging er sofort daran, für die zukünftigen Missionsärzte und -pfarrer ein Heim zu bauen. Mit wenigen fing er an. Tag für Tag — so, wie es ihr Studium ermöglichte — wirkten die jungen Männer an der Baustelle. Einer von ihnen ist gelernter Maurer, und obwohl ihm der Krieg beide Hände raubte, stand seine Arbeitsleistung um nichts hinter der der anderen zurück. Doch mit der Arbeit allein war es nicht getan. Bauen kostet Geld. In großzügiger Weise unterstützten Kirche, Privatwirtschaft und französische Militärregierung die jungen Studenten.

Das schönste Erlebnis für alle war die Zusammenarbeit junger Menschen aus aller Welt während der Semesterferien: Christliche Studenten aus England, Frankreich, Holland, Schweden, der Schweiz und sogar aus Indien und Madagaskar kamen, um bei dem Werk mitzuhelfen. Diese Jungen mußten ihre Reise selbst bezahlen. In Kastel lebten sie in amerikanischen Armeezelten zusammen und

lernten während ihrer Arbeit und bei der persönlichen Unterhaltung Jugendliche aus aller Welt kennen und verstehen.

Jetzt steht das Haus: seinen Eingang schmückt ein großes, von Mainzer Kunststudenten verfertigtes Fresko, in dem symbolisch die internationale Zusammengehörigkeit der Menschen guten Willens gedeutet wird. Im Innern sind Schlaf- und Arbeitsräume für zwölf Studenten und den Direktor, ergänzt von einem großen Gemeinschaftsraum und einem kleineren Studierzimmer. Eine blitzsaubere Küche

läßt vermuten, daß die Studenten auch in dieser Hinsicht zu ihrem Recht kommen.

Kaum ist dieses Werk vollendet, sind schon neue Baugruben ausgehoben, über denen bis zum nächsten Jahr ein Anbau entstehen wird, um der doppelten Anzahl Studenten Unterkunft zu gewähren. Im nächsten Semester erwartet die Mainzer Universität Studenten aus Indien, Schweden und Holland. Sie sind gewillt, nach Abschluß ihres medizinischen oder theologischen Studiums im Auftrag der Gossner-Mission nach Indien zu gehen, wo heute 175 000 Christen betreut werden. „Als ich hierher kam, hatte ich das Gefühl, zu Hause zu sein“, sagte gestern nachmittag eine Inderin, die dem jungen Werk die Grüße indischer Freunde überbrachte. GL

Es leuchten die Sterne

# Der gestirnte Himmel und der Astronom

Den Menschen in der Großstadt bleibt der Sternenhimmel — es klingt merkwürdig — beinahe verborgen. Lampen und Laternen, Leuchtreklamen und Neonröhren verdunkeln das Wunder des Firmaments, das wieder zu entdecken, dieser Aufsatz unseres astronomischen Mitarbeiters helfen will. Dabei lebt auch die Erinnerung wieder auf an die noch nicht wieder betriebsfähige Wiesbadener Sternwarte in der Oranienstraße und an die ehemalige Astronomische Gesellschaft „Urania“.

Wenn wir in klarer Nacht zu den Sternen aufschauen, kommt uns kaum der Gedanke, daß sie außer zu romantischer Betrachtung auch Anlaß zu ernster Forschung geben. Wer denkt schon daran, wenn er sich zu bestimmter Zeit verabredet oder das Zeitzeichen hört, daß zur Angabe der genauen Zeit auch der Astronom gehört, der sie bestimmt. Häufig wird er mit dem Astrologen verwechselt, der menschliches Schicksal aus den Sternen vorhersehen will. Man stellt

der stark von astronomischen Daten abhängt.

Diese Aufgaben sind nur ein Teil der Beschäftigung des Astronomen. Gerne gibt er sich auch der Forschung hin. Er beobachtet Sonne und Mond und verfolgt den Lauf der Planeten. Die Fixsterne untersucht er auf die Arten des vorkommenden Lichtes und schließt auf Temperatur und Beschaffenheit der Oberfläche. Aus der Dauer des Lichtwechsels ver-

änderlicher Sterne kann er die Entfernung von Sternsystemen, wie der kosmischen Spiralnebel berechnen. Besonderes Interesse hat er an der Verfolgung von Kometen mit Schweifen, die er gerne interessierten Menschen zeigt. In der noch nicht wieder betriebsfähigen Wiesbadener städtischen Sternwarte in der Oranienstraße bot sich dazu häufig Gelegenheit. Zwischen den beiden letzten Kriegen bildete sich die Astronomische Gesellschaft „Urania“, die Lichtbildvorträge und Sternführungen veranstaltete und mitunter bis zu 100 Wissendurstige versammeln konnte. Vielleicht kommen für Sternwarte und Gesellschaft wieder bald die Stunde der Auferstehung.

DrK

## Wohnungstausch mit Hindernissen

betrieben — Von der Hilfe des Zufalls und weiter

on das alte deutsche Recht. So hört man, den privaten Vermittlungen, daß es recht zu werden. Jeder will sich ja schließlich der Bewohner und Räume kommt nicht Mieter los zu werden, sind nicht mehr ner gewöhnt und oft genug sind die Ein-

neuen Hauswirt schon lange, alle sind zufrieden — auch heute noch.

„Wenn man nichts zu bieten hat, ist der Tausch nicht so leicht“, sagt eine Geschäftsfrau. „Nachdem wir abgebrannt waren, hausten wir in der beschädigten Frontspitze eines Hinterhauses. Von Januar bis Oktober waren wir auf dem Wohnungsamt vorgemerkt, haben nun aber, wie wir sie für unser Geschäft brauchen, eine ordentliche Parterrewohnung in der Innenstadt. Natürlich mußten wir die Bombenschäden auch hier reparieren lassen. Und die Hauptsache, mein Mann hat wieder viele Kunden.“

Wenn die Leute so in Wut sind, so



# Die Jugend der Welt baut sich ein Haus

Studenten aus Europa und Übersee zeigen in Gemeinschaftsarbeit den Weg zur Völkerverständigung

In Anwesenheit des Rektors der Mainzer Johannes-Gutenberg-Universität, Professor Isela, sowie eines Vertreters der kirchlichen Welthilfeorganisation, des Polizeipräsidenten Becker und des Professors Donovan von der amerikanischen Landeskommision wurde gestern nachmittag in Kastel das in elfmonatiger Arbeit von Studenten aus aller Welt gebaute Missions-Studentenheim feierlich eröffnet.

„Für mich beginnt jetzt der schwerste Teil des ganzen Aufbaus: eine Rede zu halten. Steine karren und Mörtel schleppen war einfacher,“ erklärte gestern der Direktor des Studentenheims, Pfarrer Simanowsky, lächelnd seinen Gästen. Die glaubten es ihm und seinen Studenten; denn das, was dort in wenigen Monaten geleistet wurde, ist in der heutigen Notzeit beispielhaft. Der Gedanke, dieses Haus zu errichten, wurde aus der Not geboren. Für viele Studenten war es völlig unmöglich, in der jungen Universitätsstadt Mainz, die als erste einen Lehrstuhl für Missionskunde einrichtete, eine Unterkunft zu bekommen. Als Pfarrer Simanowsky aus Berlin zu Anfang des Jahres nach Wiesbaden kam, ging er sofort daran, für die zukünftigen Missionsärzte und -pfarrer ein Heim zu bauen. Mit wenigen fing er an. Tag für Tag — so, wie es ihr Studium ermöglichte — wirkten die jungen Männer an der Baustelle. Einer von ihnen ist gelernter Maurer, und obwohl ihm der Krieg beide Hände raubte, stand seine Arbeitsleistung um nichts hinter der der anderen zurück. Doch mit der Arbeit allein war es nicht getan. Bauen kostet Geld. In großzügiger Weise unterstützten Kirche, Privatwirtschaft und französische Militärregierung die jungen Studenten.

Das schönste Erlebnis für alle war die Zusammenarbeit junger Menschen aus aller Welt während der Semesterferien: Christliche Studenten aus England, Frankreich, Holland, Schweden, der Schweiz und sogar aus Indien und Madagaskar kamen, um bei dem Werk mitzuhelfen. Diese Jungen mußten ihre Reise selbst bezahlen. In Kastel lebten sie in amerikanischen Armeezelten zusammen und

lernten während ihrer Arbeit und bei der persönlichen Unterhaltung Jugendliche aus aller Welt kennen und verstehen.

Jetzt steht das Haus: seinen Eingang schmückt ein großes, von Mainzer Kunststudenten verfertigtes Fresko, in dem symbolisch die internationale Zusammengehörigkeit der Menschen guten Willens gedeutet wird. Im Innern sind Schlaf- und Arbeitsräume für zwölf Studenten und den Direktor, ergänzt von einem großen Gemeinschaftsraum und einem kleineren Studierzimmer. Eine blitzsaubere Küche

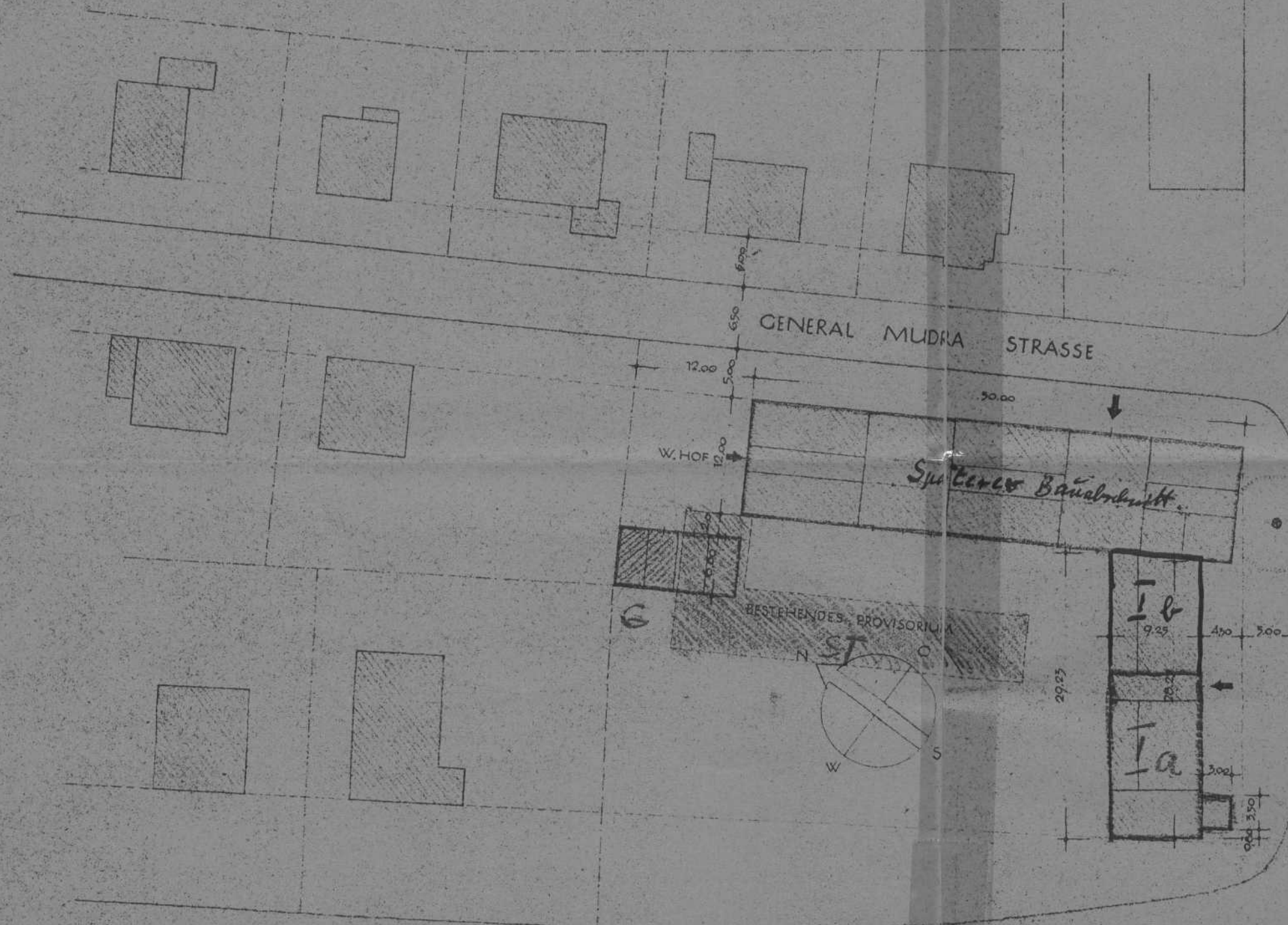
läßt vermuten, daß die Studenten auch in dieser Hinsicht zu ihrem Recht kommen.

Kaum ist dieses Werk vollendet, sind schon neue Baugruben ausgehoben, über denen bis zum nächsten Jahr ein Anbau entstehen wird, um der doppelten Anzahl Studenten Unterkunft zu gewähren. Im nächsten Semester erwartet die Mainzer Universität Studenten aus Indien, Schweden und Holland. Sie sind gewillt, nach Abschluß ihres medizinischen oder theologischen Studiums im Auftrag der Gossner-Mission nach Indien zu gehen, wo heute 175 000 Christen betreut werden. „Als ich hierher kam, hatte ich das Gefühl, zu Hause zu sein“, sagte gestern nachmittag eine Inderin, die dem jungen Werk die Grüße indischer Freunde überbrachte.



# STUDENTENHEIM DER GOSSNERSCHEN MISSION IN MAINZ-KASTEL

LAGEPLAN M 1:500



AM FORT HESSEN

ELEONOREN STRASSE

UFER-BÖSCHUNG

UFER-MAUER

← DER RHEIN →

- G erstellte Garage
- ST bestehendes Studentenheim
- Ia Rohbau erstellt  
Innenausbau begonnen
- Ib Noch ohne Dach.  
Bis zu den Fenster-  
stürzen II. Stockwerk  
bereits hochgemauert.

KASTEL 30. APRIL 1949

DIE ARCHITEKTEN:

*Arzob. Kirschke*

478,20



# Eine Tür in die Welt

In Kastel entsteht ein interessantes Studentenheim

In Kastel ist auf dem ehemaligen Gelände des Rudervereins am Fort Hessen ein reges Treiben zu beobachten. Rundfunk und Presse haben bereits berichtet, daß hier von der Goßnerschen Mission ein ökumenisches Missionsstudentenheim errichtet wird. Studenten der Universität Mainz räumen den Schutt der ausgebrannten Halle fort und gehen an die Errichtung eines massiven Behelfsbaus, der schon in wenigen Wochen bezogen werden wird. Die Architekten Oberbaurat Petzold und Dipl.-Ing. Kirschstein haben den Bau so sorgfältig vorbereitet, daß der Studenteneinsatz ohne Unterbrechung erfolgen und dieser erste Bauabschnitt in kürzester Zeit abgeschlossen werden kann.

Wer ist nun eigentlich der Bauherr? Welchen Zweck soll dieses Studentenheim erfüllen?

Die Goßnersche Mission ist eine mehr als hundert Jahre alte evangelische Missionsgesellschaft mit dem Sitz in Berlin. Ihr Missionsfeld ist in Indien, wo sie heute noch Missionare und Missionsschwester in der Arbeit hat. Ihre Verbindung mit der jungen evangelischen Kirche in Vorderindien kam im letzten Sommer besonders dadurch zum Ausdruck, daß zwei führende Inder aus dieser Kirche die Gemeinden in den Westzonen und in Berlin besuchten und auf großen Missionsveranstaltungen der evangelischen Kirche sprachen.

Als Mainz 1946 die Gutenberg-Universität und mit ihr auch eine evangelisch-theologische Fakultät erhielt, erkannte die Goßnersche Mission sofort die Möglichkeit, hier ein Zentrum für die Missionsarbeit in wissenschaftlicher und praktischer Hinsicht zu schaffen. Sie stiftete deshalb der Gutenberg-Universität einen Lehrstuhl für allgemeine Religionswissenschaft und Missionskunde, der mit Prof. lic. Holsten besetzt wurde. Die Universität berief ihrerseits Professoren für die Fachgebiete Afrika und China und sie beabsichtigt auch, einen Indologen heranzuziehen. So ist in Mainz in einzigartiger Weise durch die Initiative der Goßnerschen Mission ein missionswissenschaftliches Zentrum im Entstehen.

Zur vollen Auswirkung kann diese begonnene Arbeit aber dann kommen, wenn nicht nur Studenten der deutschen Missionsgesellschaften, sondern auch ausländische Studenten hier ihrem Studium nachgehen können. In anderen Ländern ist es seit langem üblich, daß Missionare und Missionsärzte bereits während ihrer Ausbildung mit den Studenten anderer Völker, besonders auch mit den Studenten von den Missionsfeldern leben und studieren. Damit dies nun auch in Deutschland möglich werde, hat die Goßnersche Mission sich die große Aufgabe gestellt, ein solches internationales Studentenheim in Mainz-Kastel zu errichten. Pfarrer Symanowski, der 1947 in Ber-

lin das „Seminar für kirchlichen Dienst“ aufbaute und bis Ende 1948 leitete, ist mit der Durchführung des Planes beauftragt. Er war bis 1945 illegaler Pfarrer der Bekennerkirche in Ostpreußen und hat dort mehrfach in Gefängnis und Gestapohaft gesessen. Im November 1948 weilte er zum Besuch der Missionsausbildungsstätten einige Wochen in England.

Es ist also zu erwarten, daß in Kastel in Kürze ein buntes Gewirr von Menschen verschiedener Nationen herrschen wird. Allerdings sind diese Menschen eins in ihrem Glauben. Mit tatkräftiger Unterstützung der französischen Cimade aus Mainz entsteht jetzt das Behelfsheim. Pfarrer Symanowski arbeitet selbst mit den Studenten und Maurern mit; besondere Beachtung verdient sein schwerkriegsbeschädigter Freund aus Wiesbaden, der beide Hände verlor, aber zum Erstaunen aller der eifrigste Arbeiter auf der Baustelle ist. Von Ende Juli bis Ende September werden zwei internationale Studentenarbeitslager stattfinden, mit denen das endgültige Studentenheim schon in Angriff genommen werden soll.

Es ist dem Weitblick des Oberbürgermeisters von Mainz und seiner Dienststellen, wie auch des Kasteler Beirates zu danken, daß alle Schwierigkeiten der Geländeschaffung usw. schnell überwunden werden konnten.

Was aber nicht so offensichtlich in Erscheinung tritt, ist vielleicht bei der Arbeit der Goßnerschen Mission in Mainz-Kastel noch bedeutungsvoller: ihrem Wesen als äußerer Mission entsprechend sucht sie die außerhalb der Kirche stehenden Menschen auch in Deutschland selbst. Ihrer Initiative ist es zu danken, daß jetzt in Berlin 300000 Kinder evangelischen Religionsunterricht erhalten. Sie begann im letzten Sommer eine mühevolle, aber auch verheißungsvolle Missionsarbeit im zerstörten und schwer heimgesuchten Oderbruch der Ostzone mit Hilfe eines Wohnwagens, in dem Pfarrer und Religionslehrer leben. Sie will nun in Kastel gerade auch solche junge evangelische Christen ausbilden, die als Arbeiter in die Fabriken und Bergwerke gehen und hier — durch keine sozialen Unterschiede getrennt — ihren Zeugendienst tun. Die Mission hat immer den Drang zur Peripherie. An die äußere Grenze der Kirche sollen diese Missionare auf das Missionsfeld Deutschland geschickt werden. Sie werden es gewiß nicht leichter haben als jene, welche nach Indien oder sonstwohin gesandt werden.

So wird hier in Kastel in doppeltem Sinn eine Tür aufgetan: in die Welt der Völker, aber auch in die Welt, von der die Kirchen in Deutschland selbst umgeben sind. Ein Werk, das aller Förderung wert ist.



Pfarrer Symanowski (zweiter von links) mit seinen treuesten Mitarbeitern auf der Arbeitsstätte. Sein Nachbar, ein Student, ist im Kriege an beiden Armen und Händen schwerverwundet worden und läßt sich dennoch bei der Arbeit von keinem Kameraden übertreffen.

Aufnahme:  
Don Weaver (USA)

## Mission nach außen und innen

Neue Wege der kirchlichen Verkündigung werden aber auch nunmehr hier in den Westzonen und speziell unter der Industriebevölkerung gesucht. Bereits am 1. Oktober dieses Jahres sollen für einige Wochen 12 junge Bergwerksleute aus dem Ruhrgebiet in das Heim der Gossnerschen Mission einziehen, um hier gemeinsam zu überlegen, wie man als Christ im Betrieb unter den Berufskollegen Zeugnis von seinem Glauben geben kann. Kurz gesagt: es geht um den missionarischen Dienst in Deutschland selbst. Dieser soll nicht von einer Kanzel und in einem kirchlichen Raum erfolgen, sondern an der Arbeitsstelle, in der Mittagspause und am Feierabend. Der Prediger wird also nicht warten, bis jemand zu ihm kommt, sondern wird als Zeuge Christi genau an derselben Stelle im Bergwerk, in der Fabrik, im Lager oder wo es sonst sei, stehen wie die Menschen, an die er seine Botschaft heranbringen will.

Die Gossnersche Mission glaubt, daß sich junge Menschen, Theologen und Nichttheologen zu diesem Dienst bereithalten werden. Das Missionsfeld Deutschland ist gewiß nicht einfacher als das in Indien, wo die Gossnersche Mission ihre Arbeiter hat. Es ist eine Aufgabe, die viel Glauben, Geduld und Kraft erfordert, gerade deshalb aber auch des Einsatzes junger Menschen wert ist. Werden die Kirchengemeinden diese Missionsaufgaben verstehen und tragen? Wird es Menschen in der Industrie, in den Betriebsleitungen und Betriebsräten, unter Arbeitgebern und Arbeitnehmern geben, die dieses Angebot annehmen und mit Rat und Tat zur Verwirklichung mithelfen? Solche Menschen zu finden und mit den Gedanken der „Mission nach außen und nach innen“ bekannt zu machen, soll dieses Missionsfest am Sonntag in Amöneburg dienen.

Sym.



### DER MISSIONSWAGEN IST WIEDER DA!

Wenn die Leute nicht zur Kirche kommen, dann muß die Kirche zu ihnen gehen, um ihnen Gottes Wort zu bringen. Im Dienst dieser Aufgabe steht der Missionswagen, der zunächst in Mainz-Kastel seinen Standort hat.



Beitrag für "Aktuelles aus der Christenheit", 7.9.1981 (oder 11.9.)

Es ist mittlerweile eine Binsenweisheit, daß die Kirche, zumal die evangelische, seit dem 19. Jahrhundert zur Arbeitswelt und zu den Arbeitern kaum noch eine Beziehung hat. Einer der ersten, ~~für~~ nach dem Zweiten Weltkrieg mit Leidenschaft daran gingen, dieses Versäumnis wettzumachen, ~~feiert~~(e) am 8. September seinen siebenzigsten Geburtstag: Horst Symanowski, vielen als der "Zementpfarrer" aus Mainz bekannt. Seit 1948 entwickelte er bei der Gossner-Mission in Mainz das "Seminar für Kirchlichen Dienst in der ~~ARKHIXXWXXXK~~ Industriegesellschaft", das die Kirche mit den Problemen der Arbeitswelt konfrontieren wollte. Seit 1956 werden dort Pfarrer, Vikare und kirchliche Mitarbeiter in Halbjahreskursen mit der Arbeitswelt vertraut gemacht: Sie arbeiten in Betrieben, wie es Symanowski selbst einige Jahre gemacht ~~hatte~~ hatte, sie reflektieren diese Erfahrung in sorgfältiger Vor- und Nach~~xxxxxxx~~garbeit, sie machen sich Gedanken, was die Frohe Botschaft in dieser Welt konkret heißen kann. Viele Absolventen dieser Kurse arbeiten heute in den Industriepfarrämtern, die in den fünfziger und sechziger Jahren in allen Landeskirchen der EKD eingerichtet wurden. Einer davon ist der stellvertretende Leiter des Amtes für Industrie- und Sozialarbeit der Evangelischen Kirche von Hessen und Nassau, Dr. Christian Müller. Ihn fragte ich nach Zielsetzung und Inhalt der kirchlichen Industriearbeit dieser "Mainzer Richtung":

O-Ton  
Müller

"Kirchliche Industriearbeit ist nach dem Zweiten Weltkrieg..... zu diesen Fragen äußert!"

Die nächste Gelegenheit, Sachlichkeit und Parteilichkeit unter Beweis zu stellen, bietet die EKD-Synode im Frühjahr 1982; erstmals seit 1955 wird sie sich wieder mit Problemen der Arbeitswelt befassen.

L. Leunhöfer

kleiner, weil die Christen wegen ihres Einsatzes für die Menschenrechte zunehmend verfolgt wurden. In dem Bürgerkrieg gegen Indianer, Bauern, Arbeiter, demokratische Politiker und engagierte Christen befanden sich bereits Tausende auf der Flucht. Auch würden die Bauern von ihrem Land vertrieben und die Ernten vernichtet. Den Opfern der Repression will "Brot für die Welt" jetzt helfen. Die Flüchtlinge wie auch die Familien von versteckten, verschwundenen und ermordeten Personen erhalten Lebensmittel, Kleidung und Medikamente. Auch werden Erste-Hilfe-Kurse durchgeführt und Gesundheitsposten eingerichtet. (245/25.8.81)

### Papier für Bibeln in Polen

Osterreicher helfen auch in Uganda und in Indonesien

Wien (epd). Die Österreichische Bibelgesellschaft hat jetzt drei Projekte ausgewählt, für die im Geschäftsjahr 1981/82 eine Summe von 700.000 Schilling (rund 100.000 Mark) aufgebracht werden soll. An erster Stelle stehen Bibeln für Polen. Die polnische Bibelgesellschaft in Warschau hat die Möglichkeit, Bibeln, Neue Testamente und Evangelien von staatlichen Druckereien herstellen zu lassen, verfügt aber nicht über das nötige Dünndruckpapier. Es muß aus dem westlichen Ausland zur Verfügung gestellt werden.

Ferner ist eine Übersetzung des Alten Testaments in die Luganda-Sprache, also für Uganda vorgesehen. Eine Übersetzung der Psalmen war bereits fertiggestellt worden. Als Banditen aber unlängst den Übersetzer überfielen, raubten sie auch das Manuskript. Auch die Bibelverbreitung in Indonesien soll fortgesetzt werden. In diesem Land ergeben sich besondere Schwierigkeiten durch die Tatsache, daß hier 837 Sprachen und Dialekte gesprochen werden. (246/25.8.81)

### Begründer der Kirchlichen Industriearbeit 70 Jahre alt

Pfarrer Horst Symanowski war 32 Jahre lang bei der Gossner Mission tätig

Mainz (epd). Der als "Zementpfarrer" bekanntgewordene Begründer der Kirchlichen Industriearbeit, Pfarrer Horst Symanowski (Mainz), wird am 8. September 70 Jahre alt. Der 1911 in Nikolaiken (Polen) Geborene kam im Jahre 1942 zur Gossner Mission. Unter seiner Leitung entstand in Mainz-Kastel das "Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft", in dem seit 1956 Pfarrer und Vikare die Möglichkeit haben, sich mit der Arbeitswelt vertraut zu machen. Die Mainz-Kasteler Arbeit Symanowskis gab wesentliche Impulse zum Aufbau der kirchlichen Industriearbeit in der Ökumene, vor allem auch in Ländern der Dritten Welt.

1971 wurde die Friedensarbeit der Gossner Mission mit der Verleihung des "Nagelkreuzes" der Kathedrale von Coventry (England) gewürdigt. Die Gossner Mission wurde damit in den Kreis der mehr als 30 "Zentren des Nagelkreuzes von Coventry" aufgenommen, die im Interesse von Frieden und Völkerverständigung zusammenarbeiten. In den 70er Jahren setzt sich Industripfarrer Symanowski wiederholt für die Aufhebung von Radikalerlaß und "Berufsverbot" ein. In einem Schreiben an die Pfarrer der Gemeinden in der EKD forderte er 1977 dazu auf, die "Anwendung des Radikalerlasses in den eigenen Reihen abzulehnen". (247/25.8.81)





Horst Symanowski:

## DER „ZEMENTPFARRER“ WIRD 70 JAHRE ALT

**H**orst Symanowski: Viele erinnern sich dankbar daran, daß dieser Pfarrer ihnen irgendwann in ihrem Werdegang unbequem geworden ist.

Vielleicht ist das seine eigentliche Lebensaufgabe. Jedenfalls hat er sich nicht nur selber geweigert, es sich im weiten Feld kirchlicher Ämter und Dienste irgendwo bequem zu machen. Und er hat nicht nur verhindert, daß die Ergebnisse seiner Arbeit zu einer dauerhaften kirchlichen Institution gerinnen, in der andere sich unter Berufung auf seinen Namen niederlassen und sich wohl fühlen können. Vielmehr hat er in Kirche und Mission für einige Unruhe gesorgt, die sich keineswegs gelegt hat, seitdem er selber nicht mehr im aktiven Dienst ist.

Viele seiner zeitweiligen Schüler oder Weggefährten hat Horst Symanowski regelrecht mit dieser Unruhe angesteckt. Zu ihr gehört ein gewisses Unbehagen, ob sie sich nicht zu früh oder zu endgültig in einer bestimmten

Position haben festnageln lassen, sei es innerhalb oder außerhalb von Theologie und Kirche. Es muß damit zusammenhängen, wenn bei dem einen oder anderen von ihnen ein Knacks in der Biographie aufgetreten ist. Es gehört wohl zu Horst Symanowskis Auftrag, daß die von ihm ausgehende Beunruhigung sich nicht nur rhetorisch niederschlägt.

Ordentlich verfaßte Kirchen erleben das als Spannung, und so hat es bei ihm selber schon angefangen, mitten im Krieg. Horst Symanowski war schwerverwundet in die ostpreußische Heimat entlassen worden. Der Führer konnte ihn für seinen Krieg nicht mehr brauchen. Aber nun zeigte sich: Auch die Kirchenleitung in Königsberg konnte ihn für eines ihrer ordentlichen Pfarrämter nicht brauchen. Horst Symanowski war der Bekenntenen Kirche verpflichtet und wollte davon nicht lassen. Das machte seinen kirchlichen Dienst „illegal“, so hieß das damals.

Die „Illegalen“ in der Bekenntenen Kirche bestanden darauf, sie wollten Gott mehr gehorchen als den Menschen. Konsistorien empfanden es als verheerend, daß dabei Staatsgewalt und kirchliche Obrigkeit „den Menschen“ zugerechnet wurden; was Gott will, entnehmen die „Bekenntenen“ der Schrift. Man kann nicht sagen, daß diese Frage seither ausgestanden ist. Wer weiß, in welcher Form sie uns demnächst wieder begegnet.

Die Gossner Mission, in Ostpreußen „zu Hause“ und der Bekennt-

nen Kirche eng verbunden, übernahm den „illegalen“ Pfarrer. Und dabei ist es geblieben: 32 Jahre lang, bis zu seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst, war er Mitarbeiter dieser Missionsgesellschaft, und was immer ihn zu einem neuen Versuch, zu einer ungewohnten Form kirchlichen Dienstes herausforderte, geriet dabei in das Wirkungsfeld dieser kleinen lutherischen Mission. Viele Kuratoren der Gesellschaft und viele Missionsfreunde in den Gemeinden bemerkten mit einiger Verwunderung, manche auch mit Besorgnis, zu welch ungewohnten Horizonten sich das „Missionsgebiet“ dabei ausweitete und wie damit auch das Verständnis von Mission verändert wurde.

Aber von Anfang an konnte Horst Symanowski in der Gossner Mission eine Handlungsfreiheit in Anspruch nehmen, die ihm keine Landeskirche und wohl auch keine andere Missionsgesellschaft gewährt hätte. Wo er eine Aufgabe anpackte, gerieten die Grenzen der klassischen Arbeitsteilung zwischen Kirche hier, Äußerer Mission dort durcheinander – auf heilsame Weise, so empfanden es die, die nach einer lebendigen Form des christlichen Bekenntnisses in der heutigen Welt suchten – auf verwirrende Weise, so erschien es den im Institutionsdenken befangenen, manchmal aber maßgeblichen Kirchenleuten, deren Einsicht doch auch gebraucht wurde. Die ansteckende und mitreißende Art, die Horst

Symanowski hat, hat oft mehr ausgerichtet können als die Versuche, die neue, durch eine veränderte Welt herausgeforderte Weise christlichen Zeugnisses begrifflich im theologischen Denken der Gesprächspartner aus Kirche und Mission unterzubringen.

Die Stationen waren zuerst durch den Krieg und die Kriegsfolgen bestimmt: Katechetenbetreuung in Ostpreußen, Arbeit auf einer Kolchose in Köslin, Zurechtfinden in Berlin, wo die Gossner Mission ihre Arbeit neu konzentrierte. Auch hier zunächst Katechetenausbildung und Eröffnung des „Seminars für kirchlichen Dienst“ in Zehlendorf: Religionsunterricht und Religionslehrer-Ausbildung waren ein lange brachliegendes Feld. „Kirchlicher Dienst“ durch Nicht-Pfarrer – das blieb auch später auf andere Weise eines der Grundthemen, mit denen Horst Symanowski die „Pastorenkirche“ beunruhigte. Zu einem denkwürdigen „missionarischen Aufbruch“ kam es, als Horst Symanowski und einer seiner Katecheten – der heute die Gossner Mission in der DDR leitet – mit Zirkuswagen durch das zerstörte und kirchlich verwaiste Oderbruch zog: Kirche unterwegs.

Die Übersiedlung der Familie Symanowski nach Mainz-Kastel 1949 geschah eigentlich mit dem Auftrag für das neue Gossner-Zentrum „West“, die missionstheologische Ausbildung an der Universität Mainz zu unterstützen und ein Studentenwohnheim zu betreiben. Da-

zu kam es auch; aber unter Pfarrer Symanowski konnte es dabei nicht bleiben. Die Arbeit veränderte sich; sozial gesehen verlor sie schnell ihren „akademischen“ Schwerpunkt zugunsten eines... „proletarischen“! Unter den Bedingungen der industriellen Umgebung, unter dem Eindruck eigenen Erlebens als Arbeiter unter Arbeitern wurde das Gossnerhaus schließlich nicht Studenten-, sondern Lehrlings- und Jungarbeiterwohnheim; das bald entstandene „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“ hatte nicht die Universität zum Gegenüber, sondern den Schichtbetrieb der umliegenden Fabriken.

„Es geht um ein glaubhaftes Zeugnis für Jesus Christus in unserer Industriegesellschaft“, schrieb das Gossner-Team, das beim Ausscheiden von Horst Symanowski die Weiterführung des Seminars in Mainz übernahm. Nach wie vor lassen sich dort alljährlich junge Theologen unbequeme Fragen und beunruhigende Eindrücke in ihr kirchliches Rüstzeug hineinschie-

ben. Wenn sie heute darüber diskutieren, klingt das manchmal anders als vor zwanzig, dreißig Jahren. Aber es sind noch immer die alten Symanowski-Fragen, die mit geschlecht formulierten Antworten nicht aus der kirchlichen Welt zu schaffen sind.

Horst Krockert  
WEG UND WAHRHEIT



## Einige biographische Daten von Horst Symanowski

Horst Symanowski, geboren am 8. September 1911 in Nikolaiken/  
Polen, damaliges Masuren.

Zur Gossner Mission stieß Pastor Symanowski im Jahre 1942 als sogenannter "illegaler junger Bruder" der Bekennenden Kirche. Er war kriegsverletzt aus dem Heeresdienst entlassen worden und hatte ein Angebot des Konsistoriums in Königsberg/Pr., sich legalisieren zu lassen, abgelehnt. Daraufhin berief ihn die Gossner Mission in ihren Dienst und machte ihn zu ihrem Vertrauensmann in seiner Heimatprovinz Ostpreußen.

Im Jahre 1945 wurde Pastor Symanowski aus Königsberg ausgewiesen und kam mit seiner Familie nach Berlin, wo er die Arbeit in der Gossner Mission wieder aufnahm. Er gründete und leitete das "Seminar für Kirchlichen Dienst in Berlin-Zehlendorf", in dem Katecheten für die öffentlichen Schulen Berlins ausgebildet wurden. Während dieser Zeit begann auch die Wohnwagenarbeit der Gossner Mission in der DDR, in der sich Pastor Symanowski als erster persönlich einsetzte.

1948 siedelte er nach Mainz-Kastel über, mit der Absicht, ein Studentenheim für zukünftige Missionare und Missionsärzte aufzubauen. An Ort und Stelle entdeckte Pastor Symanowski jedoch eine ganz andere Aufgabe, die für ihn zum Lebenswerk werden sollte: Den kirchlichen Dienst am Menschen in der Industrie.

In einem Hühnerstall begann im Februar 1949 in Mainz-Kastel am Rhein mit einer geliehenen Schreibmaschine die Arbeit der "Gossnerschen Mission, Zweigstelle West". Geld war nicht vorhanden. Der Missionsdirektor hatte den Pastor in Berlin mit den Worten verabschiedet: "Mit Geld kann jeder bauen, Du mußt es mit Glauben tun!" Mit jungen Christen aus 7 verschiedenen Ländern wurde in einem ökumenischen Arbeitslager eine massive Baracke von 40 Metern Länge erbaut, die im Herbst 1949 eingeweiht wurde. In verschiedenen weiteren Arbeitslagern wurde der II. Bauabschnitt 1950 begonnen, nämlich ein 2-stöckiges, fast 30 m langes solide gebautes Haus, das am 2. März 1956 eingeweiht wurde. Während dieser Periode arbeitete Symanowski selbst mehrmals in der Industrie und wurde als sogenannter "Zementpfarrer" zum Begründer einer neuen Kirchlichen Industriearbeit.



Auf der EKD-Synode in Espelkamp 1955 wurde er zum Initiator kirchlichen Engagements auf diesem bedrängenden Gebiet.

Die Krönung seiner Arbeit bildete der Aufbau des "Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industrie(gesellschaft)", zu dem fast alle Landeskirchen Pastoren und Theologen entsenden. Aus der Mainz-Kasteler Arbeit erwachsen wesentliche Impulse zum Aufbau der Urban Industrial Mission in der Ökumene. Zur Welt-Missionskonferenz in Mexiko 1963 gab Horst Symanowski Anregungen zu deren Aufbau, vor allem in Ländern der Dritten Welt.

Im Jahre 1968 konnte Pastor Symanowski auf 25 Jahre Dienst in der Gossner Mission zurückblicken. In der Würdigung zu diesem Tag schrieb D. Hans Lokies: Pastor Symanowski schlug an ein Tor, das sich für ihn allein öffnete. "Durch dieses Tor ging er allein hindurch und fand dahinter sein Lebenswerk. Als der erste deutsche Arbeiterpfarrer entdeckte er eine neue Art der Industriemission mit ihren menschlichen Problemen und Sachfragen."

1971 wurde die Friedensarbeit der Mainzer Gossner Mission insbesondere gewürdigt, indem sie zum "Zentrum des Nagelkreuzes von Coventry" ernannt wurde. Im Rahmen einer Feierstunde überreichte Rev. Kenyon Wright (Coventry) Pastor Symanowski eine Nachbildung des historischen Nagelkreuzes, das nach der Zerstörung der St. Michaels-Kathedrale von Coventry am 14. Nov. 1940 aus drei der langen mittelalterlichen Nägel vom Dachgebälk zusammengefügt worden war. Das Kreuz trägt die Inschrift: "Dies ist ein Symbol der christlichen Bruderschaft zwischen der Kathedrale von Coventry und dem Gossner-Haus."

Nach 32 Jahren aktiver Arbeit in der Gossner Mission ist Horst Symanowski am 1.1.1975 in den wohlverdienten Ruhestand getreten.

1.1. 1975

## 32 Jahre mit Horst Symanowski

Horst Symanowski ist zum Jahresende in den Ruhestand getreten. Damit gehen 32 Jahre aktiver Arbeit in der Gossner Mission zu Ende. Sie umfassen die Zeit des Kirchenkampfes in Ostpreußen, die Aufbauphase im zerstörten Berlin nach Kriegsende, den Neubeginn eines missionarischen Dienstes im Oderbruch, aus dem die Gossner Mission in der DDR hervorgegangen ist, und Mainz-Kastel: die Entwicklung eines ganz neuen Arbeitsfeldes der Kirche in der Industriegesellschaft.

Dieses Abschiedswort soll in einer Weise geschrieben und gelesen werden, wie es der Persönlichkeit von Horst Symanowski entspricht. Er will keine Aufmerksamkeit für seine Person, sondern für die Sache. Deshalb erscheint dieser kurze und bescheidene Artikel zu einem Zeitpunkt, an dem er schon mitten in seinen neuen Beziehungen steht und die Arbeit des Mainzer Zentrums mit der nächsten Generation schon weitergeht.

Auf eine Übergabe ohne Bruch hat er seit langem hingearbeitet. So stark er auch alles, was er getan hat, prägte, so stark entwickelte er von Anfang an eine Team-Arbeit, um weder das Seminar noch die Industrieprojekte oder gewerkschaftliche, politische und ökumenische Beziehungen an seine eigene Person zu binden.

Wir respektieren Horst Symanowskis Wunsch, auch bei diesem einschneidenden Ereignis nicht in den Vordergrund zu treten und drücken deshalb unsere Dankbarkeit ihm gegenüber aus, indem wir berichten, welche Schwerpunkte der von ihm aufgebauten Arbeit jetzt weitergeführt werden.

Es geht um ein glaubhaftes Zeugnis für Jesus Christus in unserer Industriegesellschaft. Die Hoffnung, die wir in seine Auferstehung, seine Zuwendung zu den Menschen und seine Gerechtigkeit setzen, muß zu unserem andauernden Versuch führen, diese Zuwendung und Gerechtigkeit mit unseren Mitmenschen zu gestalten. Dafür hat uns Horst Symanowski ein paar Regeln eingeprägt, zum Beispiel für den Schwerpunkt unserer Arbeit im internationalen Raum, insbesondere in Afrika: Wir können dort nur mitarbeiten, solange wir hier im eigenen Land und in der eigenen Kirche tun, was unter den Bedingungen unserer Zeit von Christen verlangt wird. Nicht theoretische Einsichten in christliche Ziele und Aufgaben legitimieren die Gossner Mission, sich an Urban Industrial Mission in Afrika und Asien zu beteiligen, sondern die eigene Seminar-Arbeit in der evangelischen Kirche in Deutschland, eigene Projekte mit Arbeitern, Nachbarschaftsgruppen, Entfremdeten. Die zweite Regel ist ein Satz, den Jesus zu seinen Jüngern sagte, und den die Kirche oft vergißt: „So soll es nicht sein unter Euch“. Es geht um Macht, Ehre, Vorrechte – das heißt, um das unbrüderliche Ausstechen der Mitmenschen. „Sondern so jemand unter Euch will gewaltig sein, der sei Euer Diener.“ Auf unsere Arbeit übertragen heißt das: Wir müssen unsere Kraft und Möglichkeiten zur Entwicklung der anderen Menschen einsetzen. Wenn einzelne oder



ganze Gruppen in unserer Gesellschaft an den Rand gedrückt, übergangen oder verachtet werden, so liegt die Aufgabe der Gossner Mission in einer Solidarität mit ihnen, sei es hier in der Bundesrepublik, sei es in der Dritten Welt. Die Frage von Macht und Ohnmacht gehört zu unseren Schwerpunkten. Konkret führt uns das im Augenblick zu einer Beschäftigung mit den Ursachen und Auswirkungen der Arbeitslosigkeit und zu einem langfristigen Projekt über multinationale Konzerne. Welche Rolle kann die kirchliche Industrie- und Sozialarbeit in diesem Problemfeld übernehmen? Muß sie selber mächtig werden, um gegen die Machtgiganten überhaupt angehen zu können? Oder zeigt das Wort Jesu einen anderen Weg, gerade nicht das Machtspiel der Welt mitzuspielen und gerade darum im Geiste Christi wirksam werden zu können?

Vor dem Arbeitszentrum Mainz der Gossner Mission liegt die Aufgabe, Mission im Bereich von Stadt und Arbeitswelt weiterzutun. Die eine Generation hat aufgebaut, die nächste baut jetzt daran weiter und dankt für alle Möglichkeiten, die ihr dafür geschaffen wurden.

Das Team des Arbeitszentrums Mainz



Horst und Isolde  
Symanowski



## Das große Versöhnungsgebet der Kathedrale von Coventry:

*»Alle haben gesündigt und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten.«*  
(Römer 3, 23)

Den Haß, der Rasse von Rasse trennt, Volk von Volk, Klasse von Klasse:

Vater, vergib!

Das habsüchtige Streben der Menschen und Völker, zu besitzen, was nicht ihr eigen ist:

Vater, vergib!

Die Besitzgier, die die Arbeit der Menschen ausnutzt und die Erde verwüstet:

Vater, vergib!

Unser Neid auf das Wohlergehen und Glück der anderen:

Vater, vergib!

Unser mangelndes Teilnehmen an der Not der Heimatlosen und Flüchtlinge:

Vater, vergib!

Der Hochmut, der uns verleitet, auf uns selbst zu vertrauen, nicht auf Gott:

Vater, vergib!

*»Seid aber untereinander freundlich, herzlich und vergebt einer dem andern gleichwie Gott euch vergeben hat in Christo!«*

(Epheser 4, 32)

## Friedensarbeit der Mainzer Gossner-Mission gewürdigt

Zum »Zentrum des Nagelkreuzes von Coventry« ernannt

Im Rahmen einer Feierstunde, bei der man auch der Zerstörung von Mainz am 27. Februar 1945 gedachte, ernannte Rev. Kenyon Wright (Coventry) die Mainzer Gossner-Mission am Wochenende zum »Zentrum des Nagelkreuzes von Coventry« und überreichte Pfarrer Horst Symanowski (Mainz) eine Nachbildung des historischen Nagelkreuzes, das nach der Zerstörung der St. Michaels-Kathedrale von Coventry am 14. November 1940 aus drei der langen mittelalterlichen Nägel vom Dachgebälk zusammengefügt worden war und das noch heute in den zur Gedenkstätte umgestalteten Ruinen zu sehen ist. Damit wurde die Gossner-Mission in die Reihe von mehr als dreißig derartigen Zentren aufgenommen, die sich seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges besonders um Frieden und Völkerverständigung verdient gemacht haben. Das Kreuz trägt die Inschrift: »Dies ist ein Symbol der christlichen Bruderschaft zwischen der Kathedrale von Coventry und dem Gossner-Haus.«

Wie Wright in seiner Ansprache vor geladenen Gästen aus Kirche und Kommune betonte, bedeute Versöhnung nicht nur gegenseitiges Verstehen, sondern den Aufbau von Strukturen auf allen Ebenen der pluralistischen Gesellschaft, die Gerechtigkeit verwirklichten. Er sprach auch die Hoffnung aus, daß Mainz und Coventry mehr noch als bisher als Teil jenes Netzes von mehr als dreißig Zentren zusammenarbeiten möchten.

Pfarrer Symanowski wertete die Überreichung des Kreuzes als eine Anerkennung der in Mainz geleisteten Arbeit zu Versöhnung und Frieden, »die ja oft als politische Aktion verleumdet wird, die nicht von kirchlichen Stellen betrieben werden sollte«. Für ihn habe Versöhnung innerhalb der Ökumene im weltweiten Sinne jedoch politische Gestalt, führte er weiter aus und impliziere etwa auch den Abbau antikommunistischer Propaganda. »Wir müssen aus den christlichen Emotionen heraus und hin zu einem politischen Verstehen und Handeln kommen.«

## Beachten Sie bitte!

Die Konten der Gossner-Mission:

Postscheckkonto: Berlin West 520 50

Bankkonto: Berliner Bank Depka 4, Kto. Nr. 74 80

Postscheckkonto Hannover 1083 05

Wir suchen für dieses Mitteilungsblatt neue Leser!

Geben Sie uns bitte Anschriften bekannt.

Ab 1971 erfolgt die Versendung der »Gossner Mission« nur noch an Abonnenten bzw. Spender. Unentgeltlich erhalten Interessierte die vierseitigen »Mitteilungen aus der Arbeit der Gossner Mission«.



1968

# Pfarrer Horst Symanowski

25 Jahre im Dienst der  
Gossner - Mission

Von D. Hans Lokies, Anderten b. Hannover



An einem Februartag des Jahres 1943 tat sich für uns beide, Bruder Horst Symanowski und mich, eine Haustür gleichzeitig auf, durch die wir zusammen eintraten. Dabei stellten wir uns gegenseitig vor, da wir uns persönlich noch nicht kannten. Diese Begegnung hat für mich symbolische Bedeutung behalten. Als wir uns später in guter Arbeitsgemeinschaft immer neuen Aufgaben zuwandten, war es so, als ob sich jedesmal für uns eine Tür öffnete, durch die wir gemeinsam hindurchschritten — gleichviel wer zuerst geklingelt hatte: er — wie bei jenem ersten „zufälligen“ Zusammentreffen vor der Tür des Haberberger Pfarrhauses in Königsberg/Ostpreußen — oder ich. Damals suchten wir beide den Vertrauensmann der Gossner-Mission für Ostpreußen, Pfarrer Ernst Müller auf, der während des Krieges bei einem Ausgang auf solch tragische Weise ums Leben gekommen ist, daß niemals festgestellt werden konnte, ob er das Opfer eines Unfalls oder eines Verbrechens geworden war. Im Gespräch zu dritt stellte es sich heraus, daß Bruder Symanowski, wegen seiner schweren Kriegsverletzung eben aus dem Heeresdienst entlassen, von einer Unterredung im Evang. Konsistorium in Königsberg herkam. Man hatte ihn dort als einem der illegalen jungen Brüder, die nicht mehr das Konsistorium, sondern den Bruderrat der Bekennenden Kirche als ihre Kirchenleitung ansahen, das Angebot gemacht, sich (mit fester Anstellung, Gehalt und Pension) legalisieren zu lassen — aber unter Bedingungen, die er kompromißlos ablehnte. So hatte er im Augenblick keinen kirchlichen Auftrag. Bruder Müller und ich, die wir gleich ihm zur Bekennenden Kirche gehörten, machten ihm darauf den Vorschlag, hauptamtlich als unser Mitarbeiter in den Heimatdienst der Gossner-Mission zu treten. Er erklärte sich dazu bereit, das Gossnersche Kuratorium in Berlin gab seine Zustimmung: Und so kam Horst Symanowski zur Gossner-Mission.

Vielleicht war es unsere gemeinsame Auffassung von Mission, die ihm diesen Schritt leicht machte: Mission nicht als Spezialistentum, sondern als totale Sendungsaufgabe der Kirche in der Welt. Oder wie wir es später oft formuliert haben: Mission Verkündigung des Evangeliums nicht nur nach draußen an die Nichtchristen, sondern auch nach drinnen an die der Kirche Entfremdeten in unserem eigenen Volk; und endlich in einer dritten Dimension nach vorne an die zukünftige Generation. Aus diesem Grunde hatte ich schon 1934 die Arbeit des „Bundes für christliche Erziehung im Haus und Schule“ mit der Gossner-Mission verbunden.

Dazu kam die notorisch gebrochene Stellung der Gossner-Mission zu sich selber als Verein oder Gesellschaft. Schon vor mehr als hundert Jahren hatte sich ihr Gründer, Johannes Gossner, ausdrücklich dazu bekannt, daß allein die ganze Kirche verantwortliche Trägerin aller Missionsarbeit sein sollte. So genügte es uns als seinen gleichgesinnten Nachfahren nicht,

daß sich die Missionsgesellschaften fast krampfhaft abmühten, die Missionsverantwortlichkeit wie einen seidenen Faden um jeden einzelnen Arbeitszweig der Kirche (Kindergottesdienst, Jugendarbeit, Frauenhilfe, Männerwerk und die Kirchenbehörde selbst) dichter und dichter zu wickeln. Statt dessen sollte — so stellten wir es uns vor — die Mission als der ursprünglich erste Trieb und stärkste Zweig am Baum der Kirche wie ein abgebrochener Ast in ihn wieder aufgepfropft werden und mit ihm zusammenwachsen. Die Stunde für eine solche Strukturveränderung schien uns in der Zeit des Kirchenkampfes gekommen zu sein, als die Kirche wieder Kirche wurde. Die Vorbehaltlosigkeit und Entschiedenheit, mit der sich die Gossner-Mission an die Bekennende Kirche von Anfang an anschloß, hatten auch unter diesem Aspekt ihre Begründung.

Mit alledem sollte hier der Wurzelboden aufgedeckt werden, aus dem in der jüngsten Vergangenheit alle, auch die neuesten Arbeitszweige der Gossner-Mission in Ost und West herausgewachsen sind. Als mich darum Bruder Symanowski kürzlich bei unserem letzten Zusammensein fragte, wie ich zu seiner Arbeit in Mainz-Kastel stünde, konnte ich mich nur mit ihm solidarisch erklären und antworten: „Du weißt ja, Horst, daß wir aus einer Wurzel stammen.“ Auf dieser breiten Basis nahm denn auch Horst Symanowski mit voller Handlungsfreiheit und Eigeninitiative seine Arbeit in Ostpreußen auf. In einer unermüdlichen Reisetätigkeit setzte er sich für die Bekennende Kirche ein, hielt in den Gemeinden die Missionsliebe wach und tat auch auf dem katechetischen Gebiet, was kräftemäßig möglich war, insbesondere für die Betreuung der von Berlin nach Ostpreußen evakuierten Schulen, in denen die Lehrer die Erteilung des Religionsunterrichtes niedergelegt hatten. In solchen Zeiten kann ein einzelner Fall große Wellen schlagen. Mir ist jene junge Lehrerin unvergeßlich geblieben, die an einer dieser Schulen unterrichtete. Weder getauft, noch konfirmiert, kam sie durch eine von Bruder Symanowski beauftragte Katechetin (meines Wissens eine Vikarin) zum ersten Mal mit Gottes Wort in Berührung und ließ sich im Gemeindegottesdienst taufen — öffentlich vor der Schülerschaft, dem Kollegium und, was mehr wiegt, vor der Partei: eine Erwachsenentaufe auf dem deutschen Missionsfeld.

Aber die Zeit für eine Entfaltung seiner Arbeit war Bruder Symanowski nur kurz zugemessen. Schon brachen die deutschen Fronten im Osten, eine nach der anderen, zusammen. Bald überrollte die russische Offensive Ostpreußen, sie überrollte auch Bruder Symanowski, der mit seiner Familie zuletzt auf einer Kolchose bei Köslin festgehalten wurde, ehe er wieder zu uns stieß: in Berlin 1945. Hier hatte inzwischen die Bekennende Kirche die Kirchenleitung übernommen. Diese berief mich, obwohl ich hauptamtlich im Dienste der Gossner-Mission blieb,



zum Leiter der neu gebildeten Kirchlichen Erziehungskammer mit dem Auftrag, den katechetischen Dienst in Ost- und West-Berlin aufzubauen; eine echt missionarische Aufgabe. Denn auf Grund eines neuen Schulgesetzes erhielt die öffentliche Schule in Berlin den Charakter einer weltlichen Schule, aber mit einem Religionsunterricht, der von der Kirche auf der Basis völliger Freiwilligkeit erteilt werden sollte. Im Mai 1945 meldeten sich ca. 300 000 Kinder in Ost und Westberlin freiwillig zum kirchlichen Religionsunterricht. Es fehlte uns an Lehrkräften und an Mitteln; denn auch finanziell sollte der Religionsunterricht in den Schulen von der Kirche getragen werden! Im Grunde eine menschenunmögliche Aufgabe, der wir — wie auf dem Missionsfelde eigentlich ständig — jetzt einmal auch zu Hause gegenüberstanden. Wir mußten nun um Kollekten, Gaben und Spenden bitten und saßen, wo bisher immer noch die Mission gesessen hatte, nämlich — wie sich Bischof Dibelius einmal ausdrückte: „in der Armenecke der Kirche“. Erst nach 5 Jahren wurden die Ausgaben für den Religionsunterricht von der Kirchenleitung etatisiert. Die dringendste Aufgabe war aber die Ausbildung von Katecheten. Sie wurde Bruder Symanowski übertragen, dem es damals in der Trümmerstadt Berlin trotz größter Schwierigkeiten gelang, das Seminar für kirchlichen Dienst, verbunden mit einem Internat, in Zehlendorf zu eröffnen. Versteht sich, daß das Personal des Internats, insbesondere der Kirche meist aus Ostpreußen stammte. Die Leitung des Seminars lag in den Händen von Bruder Symanowski. Führend aber im Lehrbetrieb war sein Freund und Leidensgefährte Lic. Günther Schultz, der nach ihm von Köslin in Berlin eingetroffen war und von uns für den Dienst in der Gossner-Mission gewonnen werden konnte: Ein Neutestamentler, dessen streng schriftgemäße und aufrüttelnde aktuelle Exegese ganz nach unserem und der Katecheten Herzen war.

Über all' dieser Arbeit aber hatten wir in der Leitung der Gossner-Mission niemals unseren Heimatdienst im Osten jenseits der Zonengrenze aus den Augen verloren. Unter der neuen

kommunistischen Regierung war zwar alles, was mit Mission zusammenhing, verboten: Die Missionsseminare mußten schließen, die Missionsblätter stellten ihr Erscheinen ein, und für Missionarsaussendungen gab es keine Ausreisegenehmigungen mehr. Ein Zustand, der uns aus der Geschichte der Gossner-Mission nur zu gut bekannt war, nämlich aus der Zeit, als nach dem ersten Weltkrieg die britisch-indische Regierung die Einreise von deutschen Missionaren nach Indien für 10 Jahre untersagte. Nach dem damaligen starren, einseitigen Begriff von Mission („nur nach draußen“) blieb für die Missionsgesellschaft in der Heimat nur die einzige Möglichkeit: aktiv zu warten oder passiv abzusterben. Für uns aber, die wir den Missionsbegriff neu zu fassen gelernt hatten, lag jetzt im Osten der Weg der Mission nach drinnen offenkundig frei.

Die Frage war nur: Wie? Da kam zu uns ein junger Mann mit Ideen, der sich eine Zeitlang mit dem Gedanken trug, Katechet zu werden, ein Sohn des bekannten „Posaunengenerals“ der Kirche Berlin-Brandenburg, Pfarrer Reiche, mit einem Vorschlag, den er schon ohne Erfolg dem Konsistorium gemacht hatte. Er fragte uns, ob wir uns nicht entschließen könnten, den kirchlichen Wiederaufbau im zerstörten Oderbruch mit einem Wohnwagen in Angriff zu nehmen. Für Bruder Symanowski und mich war es wie ein Stichwort: Wir waren zu einem solchen Wagnis sofort bereit. Das Kuratorium der Gossner-Mission bewilligte auf unseren Antrag den damals erheblichen Betrag von DM 12 000 für den Ankauf des Wohnwagens. Aber als wir endlich den damals vielleicht einzigen, neuen Zirkuswagen in Berlin ausfindig gemacht hatten, betrug der Kaufpreis DM 32 000. Dennoch kauften wir ihn, weil wir von dem an unserem Projekt interessierten kirchlichen Hilfswerk ein Darlehen von DM 20 000 erhielten — jedoch nur unter der Bedingung, es bis zu der kurz bevorstehenden Währungsreform zurückerstattet zu haben. Andernfalls sollte der Wohnwagen in den Besitz des Hilfswerkes übergehen. Da ich gerade eine Einladung zu einem großen Jugendtag in Leer/Ostfriesland erhalten hatte, als zweiter Redner neben Pastor v. Bodelschwingh/Bethel, flog ich mit einem Militärflugzeug nach dem Westen. Am Schluß meiner Predigt in einer überfüllten Kirche kündigte ich zum ersten Mal unseren Wohnwagen ab und bat um Spenden für unseren Sonderdienst im Oderbruch. Die erste Gabe kam buchstäblich angefliegen — durch das Fenster der Sakristei — als ich gerade dabei war, meinen Talar einzurollen: Ein weißer Umschlag mit der Aufschrift „Für Ihren Wohnwagen“, Inhalt DM 500. Es war ein herrlich schöner Sommertag. Ich stürzte ans Fenster, sah aber nur noch, wie ein weißer Rock um die Ecke fegte. Die Geberin ist anonym geblieben.

Von Ostfriesland fuhr ich nach dem Revens-Mindener Land, und in 14 Tagen war die ganze Summe beisammen. Eine Pfarrfrau, besorgt, daß mir das viele Geld unter den damaligen unsiche-

Kindergottesdienst im Wohnwagen



ren Verhältnissen abhandeln kommen könnte, nähte mir die Geldscheine zwischen Rock und Futter ein, so daß, wenn ich mich nur ein wenig bewegte, alles an mir knisterte. Ich kam aber sicher und rechtzeitig in Berlin an, suchte sofort das Büro des Hilfswerks auf, legte das Geld auf den Tisch und sagte: „Unser Wagen“.

Diesem Wagen sind zwei weitere Wohnwagen gefolgt: als Geschenk der Holländischen Kirche und des Lutherischen Weltbundes. Mit dem ersten Wagen aber fuhr am 4.8.1948 als erster Bruder Symanowski, begleitet von dem Katecheten Bruno Schottstädt, in den Oderbruch und begann mit einer Arbeit, die methodisch einen Neuanfang unserer Heimatarbeit im Osten bedeutete. Wir betrachteten die Wohnwagenarbeit als eine Art Praktikum für unsere Katecheten, zumal für solche, die einmal in den Dienst der Gossner-Mission zu gehen wünschten. Schon früh in der Anfangszeit tauchen denn auch die Namen von Katecheten auf, die in einer engen Verbindung mit „Gossner“ geblieben sind: Wolf-Dieter Gutsch, Willibald Jacob und Gerhard Johann. Bruder Symanowski sorgte, wenn er selbst nicht „draußen“ war, von Berlin aus dafür, daß junge, gleichgesinnte Berliner Pastoren, an erster Stelle Bruder Lic. Günther Schultz, in einem bestimmten Turnus den Katecheten im Wohnwagen zur Seite traten. So entstand dort beim kirchlichen Wiederaufbau im Oderbruch ein Arbeitsmodell, das bis auf den heutigen Tag Einfluß auf die Arbeitsweise der Gossner-Mission-Ost ausübt, in deren Führung die Brüder Schottstädt und Gutsch stehen.

Dann trat im Februar 1949, also ein volles Jahr nach dem Beginn der Wohnwagenarbeit, das alle überraschende Ereignis ein, daß Bruder Symanowski von Berlin nach Mainz-Kastel am Rhein übersiedelte. Das wurde bei der damaligen Berlin-Lage nicht gerne gesehen; wenn damals ein Berliner Pastor nach dem Westen wegzog, geriet er unversehens in den Verdacht einer Art von kirchlicher Fahnenflucht. So mußten wir Bruder Symanowski Schützenhilfe geben, selbst gegenüber seinen eigenen Freuden, die ihm den Fortgang von Berlin schwer verdachten. Er selbst ging nicht gerne, für ihn war es der schwerere Weg, zu gehen als zu bleiben — und gerade darum, so sagen wir im Rückblick, der richtige.

Auch der Auftrag, mit dem Bruder Symanowski Berlin verließ, war schwer, ja wie so oft in der Missionsgeschichte — scheinbar unmöglich. Ihm lagen folgende Erwägungen zu Grunde:

In Zukunft würden als Missionare für Indien nur noch Volltheologen ausgesandt werden können. Darum Aufbau eines Studentenheimes — statt eines Missionsseminars — im engsten Kontakt mit einer Universität, die einen Lehrstuhl für Religions- und Missionswissenschaft besitzt. Im Studentenheim Aufnahme und Betreuung von Studenten, die sich für den Missionsdienst entschließen: Theologen, Mediziner, Pädagogen u. a., einbezogen in den Bauplan auch Wohnung

und Büro für den Leiter der Gossner-Mission-Zweigstelle West, um intensiver als von Berlin aus die Beziehungen zu den westdeutschen Missionsgemeinden zu pflegen.

Nun wurde 1946 in Mainz eine neue Universität eröffnet und Dr. Wilhelm Jannasch, seit Jahren Pfarrer der Bekenntnisgemeinde Berlin-Friedenau, mit dem Gossner-Haus als Gemeindezentrum, zum ersten Dekan der Theologischen Fakultät berufen. Bei seiner Verabschiedung bat ich ihn, für die Erweiterung seiner Fakultät um eine Missionsprofessur Sorge zu tragen. Er sagte zu und hielt auch sein Versprechen. Es gelang ihm die Zustimmung der beteiligten Kirchen, der zuständigen staatlichen Stellen und auch der französischen Hohen Kommission für die Errichtung eines religions- und missionswissenschaftlichen Lehrstuhls zu erreichen. Auch unser Vorschlag, Pastor Lic. Walter Holsten, den Verfasser einer missionstheologisch fundierten Geschichte der Gossner-Mission, als ordentlichen Professor auf diesen Lehrstuhl zu berufen, wurde angenommen. Alles schien im guten Gange. Da erreicht uns im letzten Augenblick ein Telegramm von Prof. Dr. Jannasch: „Entscheidung gefallen für außerordentliche Professur mit Holsten als Honorarprofessor — es sei denn, daß Gossner-Mission ordentliche Professur stiftet“. Es war eine bittere Enttäuschung für uns. Wir hatten bis zuletzt geglaubt, ohne finanzielle Verpflichtungen auskommen zu können. Da aber auf Grund von Zusicherungen, die Dr. Jannasch uns gab, die Hoffnung bestand, daß es sich um eine Übergangslösung handelte und der Staat die Stiftungsprofessur in eine staatliche umwandeln würde, sobald Prof. Lic. Holsten in der Universität festen Fuß gefaßt und sein Lehrfach sich als fruchtbar und unentbehrlich erwiesen hatte, gingen wir, wenn auch schweren Herzens, auf das Wagnis ein und stifteten — sage und schreibe — ein Professur. Es ist ja dann auch alles so gekommen, wie Dr. Jannasch es vorausgesagt hatte. Aber die Zwischenzeit war für uns alle, die Missionsleitung, Prof. Lic. Holsten und im besonderen für Bruder Symanowski eine harte Geduldsprobe; denn er war, weil er die Zahlungen von Mainz-Kastel aus anzuweisen hatte, unmittelbar betroffen. Wie

Das neue Gossner-Haus in Mainz-Kastel





er damals den äußeren und inneren Druck, der auf ihm lastete, durchgehalten hat, das wissen nur Gott und er, gemeinsam mit Isolde, seiner Frau — im Namen des Gossner-Hauses Berlin möchte ich sagen: auch unserer Isolde — allein.

Tatsache ist, daß die Gutenberg-Universität in Mainz zu ihrem Lehrstuhl für Religions- und Missionswissenschaft mit Hilfe der — gewiß durchaus problematischen Initiative der Gossner-Mission gekommen ist. Sie ist meines Wissens auch die einzige deutsche Universität, die versuchsweise eine Kombination von theologischem und medizinischem Studium eingeführt hat, um Missionsärzte auszubilden.

Eine glücklichere Hand hatte die Gossner-Mission bei dem Erwerb eines Grundstückes für den Bau eines Studentenheimes. In einem der Wintermonate 1948/49 besuchte ich die mit meiner Familie befreundete Familie des Architekten Erich Petzoldt, die sich noch rechtzeitig von Königsberg/Ostpr. abgesetzt und ein Eigenheim in Mainz-Kastel, dicht am Rheinufer aufgebaut hatte. Zum ersten Mal sprach ich dort von den Plänen der Gossner-Mission, sich in Mainz niederzulassen, und fragte Erich Petzoldt, der damals als Baumeister in der Mainzer Stadtverwaltung tätig war, ob er uns ein geeignetes Grundstück für den Bau eines neuen Gossner-Hauses am Rhein nachweisen könnte. Da zog er mich ans Fenster und zeigte auf das unmittelbar an seinen Garten angrenzende Gelände hin. Dort hatten einst die Bootshäuser eines Rudervereines gestanden und waren nach dem Kriege nicht wieder aufgebaut worden. Das Grundstück gehörte der Stadt Mainz, und er hielt es für möglich, daß wir es zu günstigen Bedingungen bekommen könnten. Als ich das nächste Mal zusammen mit Bruder Symanowski nach Mainz kam, zeigte ich ihm das Grundstück, bat ihn aber, selbst noch einmal beide Ufer des Rheins abzufahren und zu sehen, ob er ein besseres finden könnte. Er fand kein besseres. So wurde denn das erstgefundene Baugrundstück in Mainz-Kastel von der Gossner-Mission durch Vermittlung des Architekten Petzoldt, dem wir dafür großen Dank schulden, zu wirklich günstigen Kaufbedingungen erworben.

Bruder Symanowski begann seine Arbeit in Mainz-Kastel — wie er selbst es einmal beschrieben hat — in Decken eingehüllt, mit einer geliehenen Schreibmaschine und einem Stempel „Gossner-Mission, Zweigstelle West“ in einem Hühnerstall. Es war in der Tat der mit spartanischer Einfachheit zu einer Studentenbude ausgebaute Hühnerstall im Garten der Familie Petzoldt. So fing Bruder Symanowski zu bauen an — aber womit? Viel Geld war damals in den Kassen der Gossner-Mission nicht vorhanden. 1945, am Ende des Krieges, war ihre Jahreseinnahme von normal 250 000 bis 300 000 DM auf jährlich 35 000 DM abgesunken und stieg nur langsam von Jahr zu Jahr höher. Nun hat Bruder Symanowski oft erzählt, daß ich ihm



Horst Symanowski 1953 im Kreis von Mitarbeitern in Mainz-Kastel

beim Abschied von Berlin auf seine Frage: „Bauen ja, aber womit?“ geantwortet habe: „Mit Geld kann jeder bauen, Du mußt es mit Glauben tun!“ So pathetisch pflegte ich sonst nicht vom Glauben zu sprechen. Aber den Sinn jenes Satzes habe ich in der Tat, anders formuliert, oft zum Ausdruck gebracht, und zwar immer mit einer kleinen Spitze gegen die Kirche als etablierte Institution: „Wenn die Kirche vor einer neuen Aufgabe steht, sieht sie erst ihren Etat ein, und wenn dafür kein offizieller Posten eingetragen ist, stellt sie die Aufgabe zunächst zurück; anders die Mission: Wenn sie sich vor eine neue Aufgabe gestellt sieht, packt sie zu — in der Erwartung, daß Gott schon die Mittel darreichen wird, wenn sich die Aufgabe als echt erweist“. Natürlich durch die Hilfe von Menschen; die Irrlehre von der Unmittelbarkeit Gottes habe ich nie geglaubt, seitdem ich weiß, daß Gott in Christus Mensch geworden ist.

In Mainz-Kastel fand Bruder Symanowski eine echte Aufgabe und Gottes Hilfe durch viele Menschen. Es war eine andere Aufgabe wie die, mit der er seine Arbeit begann, obwohl er auch ein Studentenheim erbaute — zuerst. Es war eine Aufgabe, von der wir noch etwas ahnten, so daß ich an das Cromwell-Wort denken muß: „Der kommt am weitesten, der nicht weiß,

Bischof D. Scharf im Gespräch mit H. Symanowski



wohin er geht". Während des Bauens entdeckte nämlich Bruder Symanowski, daß das zukünftige Gossner-Haus in ein Industriezentrum zu liegen kam; das Hauptwerk der Dyckerhoffschen Zementindustrie.

Und dann? Ja dann ist die Vorgeschichte der Gossner-Mission in Mainz-Kastel zu Ende. Jetzt beginnt ihre eigentliche Geschichte, die andere schreiben müssen. Dennoch will ich die Frage beantworten, indem ich an den gleichnishaften Anfang meines Berichtes erinnere.

Dann schlug Bruder Symanowski allein an ein Tor, das sich für ihn allein öffnete. Durch dieses Tor ging er allein hindurch und fand dahinter sein Lebenswerk. Als der erste deutsche Arbeiterpfarrer entdeckte er eine neue Art der Industriemission mit ihren menschlichen Problemen und Sachfragen. Bei dem Aufbau des Gossner-Hauses am Rhein halfen ihm seine Arbeiterfreunde, die Studenten und Pastoren, die er aus der ganzen Ökumene zu Arbeitslagern

einlud, die Werkleitung Dyckerhoff, die ihm die Steine schenkte, die in diesen Arbeitslagern hergestellt wurden, so daß jeder Stein einen ökumenischen Baustein darstellt. Ihm halfen die Kirchen in Holland und in der Schweiz, der Ökumenische Rat in Genf und vor allem seine eigene hessische Landeskirche. Gott half ihm durch Menschen. Dafür wollen wir Gott danken in dem Jahre, in dem Bruder Symanowski auf 25 Jahre seines Dienstes in der Gossner-Mission zurückblickt.

Und wenn ich einen Wunsch für die Zukunft aussprechen darf, so ist es der: daß die Industriemission in Mainz-Kastel auch mit einer Industriemission „draußen“ einsetzen möchte, sei es in Indien, sei es anderswo. Den Einwand der Mainz-Kasteler Brüder, daß das „Modell Mainz-Kastel“ nicht übertragbar sei, lasse ich nicht gelten, auch wenn sie als Fachleute sprechen. Ist es als „Copie“ nicht übertragbar, so doch, wie alles in der Mission, übersetzbar.



denken und zu handeln. Nachfolgend werden einige Punkte aufgeführt, auf die die Lutherische und Anglikanische Kirche in Zusammenarbeit sofort ihre Aufmerksamkeit richten sollte. Missionsarbeit an der **Universität** und den Colleges sowie besondere seelsorgerliche Arbeit unter den **christlichen Studenten**. Die christliche Studentenbewegung in Ranchi muß um ihre Existenz schwer kämpfen. Wenn diese Bewegung von den beiden Kirchen nicht genügend unterstützt und angeleitet wird, kann sich diese nicht behaupten und den Kirchen nicht in ihrer Missionsarbeit an der Universität dienen. Die Errichtung eines Studentenzentrums in Ranchi ist für die christliche Erziehung der Studenten an den Colleges und an der Universität besonders notwendig. Die Einrichtung dieses Zentrums sowie die Einstellung entsprechend ausgebildeter Kräfte, die die Arbeit unter den Studenten in Ranchi ermöglichen, sind aussichtsreiche Gebiete für eine Zusammenarbeit unter den Kirchen.

„Kommt und helft uns.“ Gott hat diese Kirchen für die Erfüllung Seiner Mission dorthin bestimmt. Darf man diese Kirchen bei der Ausführung dieser Aufgabe allein lassen? Nein, denn es gibt noch andere kleinere Kirchen, wie die Baptisten-Kirche; die Methodisten-Kirche, deren Aufgabe und Arbeit in Dhanbad liegt; die „Church of Christ“, die Mennoniten-Kirche, und die Mar-Thoma-Gemeinden sind auch in einigen Bezirken zu finden. Diese Kirchen und noch andere, deren Namen hier nicht erwähnt wurden, haben in der Mission der Kirche in diesem Industriegebiet Indiens eine Rolle zu spielen. Auch wenn alle diese Kirchen Hand in Hand arbeiten, scheinen ihre Kräfte nach menschlichem Ermessen der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. „Kommt und helft uns“ – ist ein Aufruf an alle Kirchen.



Holzpflug – wie lange noch?

*Aus: Die Gossner-Mission Sept. 4/5 1964*

## Aus der Arbeit des Gossner-Hauses in Mainz-Kastel

von P. Horst Krockert

### Mission ist ansteckende Liebe

Mission geschieht überall da, wo Menschen von Gottes Liebe so bewegt sind, daß ihre Dankbarkeit **ansteckend** wird. Denn „mit dem Reich Gottes geht es zu wie mit einem Sauerteig“! Kein Evangelisationsfeldzug, keine Missionsstrategie, keine sogenannte „Modernisierung des kirchlichen Lebens“ wird so überzeugend wirken, wie die unauffällige Ansteckungskraft von Menschen, die mit ihrem Herrn unter der Welt leiden, aber auch mit ihrem Herrn die Welt lieben gelernt haben.

Jeder Mensch hat eine natürliche Ansteckungskraft. Denn so hat der Schöpfer seine Menschen gemacht: Niemand denkt, redet und handelt für sich allein. Wir färben aufeinander ab, darin besteht ein gut Teil unserer menschlichen Verantwortung. Das fängt in der Kinderstube an, geht weiter im Beruf, setzt sich fort im öffentlichen Leben, ist auch im Altersheim noch nicht zu Ende.

Fragt sich nur: **Wovon** lassen wir uns anstecken, und womit stecken wir wiederum unsere Mitmenschen an – unsere Kinder, unsere Kollegen, unsere Freunde? Mißtrauen und Lieblosigkeit etwa können sich genau so übertragen wie Hoffnung und Freude. Was für eine Art „Klima“ verbreiten wir um uns? Ob wir zu einer schlechten Sache tapfer genug **Nein** sagen und zu einer guten Sache fröhlich genug **Ja**, ob wir genug Herz aufbringen für die **Menschen** und genug Teilnahme für ihre **Probleme**, ob uns das Mühen Einiger um Lauterkeit im öffent-

lichen Leben, Menschlichkeit in der Arbeit, Frieden unter den Völkern, Gerechtigkeit und Freiheit zwischen Rassen und Klassen **kalt läßt** oder mit **in Bewegung** bringt: In alledem wird sich zeigen, ob wir angesteckt sind von der Liebe Gottes in Christus. Das heißt, darin wird sich zeigen, ob **wir selber missioniert sind**. Sind wir es, so sind wir unweigerlich auch **Missionare!** Dazu müssen wir uns dann nicht erst noch aufraffen, so wenig sich der Sauerteig zum Angriff auf das Mehl entschließen mußte. Und das Missionsfeld ist die Welt, in der wir leben.

### Missionsfeld „Welt der Arbeit“.

Menschen, die von der Liebe Gottes angesteckt und vom Dank bewegt sind, haben heute an vielen Stellen unserer Welt die Möglichkeit mitzugestalten, mitzureden, mitzuarbeiten, mitzuleiden und mitzulieben. Das geschieht in Betrieben und Büros, in der Familie und der Öffentlichkeit, in Organisationen und Ämtern, im politischen Leben und in der Wirtschaft. Hier sind sie die Zeugen Jesu Christi.

Das Gossner-Haus in Mainz-Kastel hat die Aufgabe, dieses Missionsfeld – die Welt, in der wir leben – zu studieren und in Kirchen und Gemeinden dafür zu werben, daß die missionarische Verantwortung darin entdeckt und gefördert wird.

An erster Stelle steht dabei seit Jahren **die Welt der Arbeit**. Auch der moderne Industriebetrieb be-

ruht auf nichts anderem als auf **menschlichen Beziehungen**, die auf eine bestimmte Weise geordnet sind. Unsere Frage ist: Läßt die moderne Produktion dem arbeitenden Menschen genug Raum, sich als mitdenkendes und mithandelndes Geschöpf Gottes zu entfalten – oder muß sie notwendig den Menschen zu etwas erniedrigen, das nur noch „funktioniert“? Wie können Christen in der industriellen Welt mithelfen, daß **auch in der Arbeit** der Mensch nicht weniger Würde genießt als Gott sie ihm in Jesus Christus zugestanden hat?

**Horst Symanowski** hat zusammen mit Fritz Vilmar ein Buch herausgegeben\*) in dem Teilnehmer an früheren Kasteler Industrieseminaren ihre Eindrücke aus der Arbeitswelt wiedergeben. Das hat Unruhe ausgelöst und zahlreiche Gespräche mit Industriellen- und Gewerkschaftsgruppen sind die Folge. Horst Symanowski ist viel unterwegs, um all den Einladungen und Aufforderungen nachzukommen. Die anderen Mitarbeiter bereiten derweil das nächste Industriepraktikum für Theologiestudenten vor, das Ende August bis Mitte Oktober stattfinden wird. Es ist das erste Mal, daß dabei auch **katholische** Theologiestudenten in Betrieben unterzubringen sind: Man hat das Gossner-Haus um Vermittlung gebeten, und wir tun das sehr gern. Auch für den nächsten Halbjahreskurs des Gossner-Haus-Industrieseminars für Pfarrer und Vikare (November bis April) laufen die Vorbereitungen an. Es werden auch Teilnehmer aus der Schweiz und den USA dabei sein.

#### **Missionsfeld „Stadt“.**

Im letzten Winter wurde das Interesse der Gossner-Mitarbeiter auf einen weiteren Brennpunkt menschlicher Beziehungen gelenkt. Was wird in der stürmischen Entwicklung der modernen Industriegesellschaft aus **unseren Städten**? Es gab eine Zeit, da hat nicht nur die Kirche, sondern auch der Wohnort das schöne Wort „Gemeinde“ für sich in Anspruch genommen. Kann davon noch die Rede sein? Ist es eine unausweichliche Entwicklung, daß unsere Gemeinwesen äußerlich wurden, aber nach innen verkümmern? Daß sie den Menschen nicht mehr zur gemeinsamen Gestaltung des Lebens **dienen**, sondern in die Isolierung treiben und den Gemeinsinn zerstören? Das Werden und Wachsen unserer Städte und Siedlungen ist kein „Schicksal“, das man nur hinnehmen kann. Es geschieht aus dem Zusammenwirken menschlicher Interessen und Entscheidungen. Was bedeutet es, daß auch hier **Christen** mitbeteiligt sind – also Menschen, die im Umgang mit ihrem Herrn **mehr** gelernt haben als nur ihre eigenen Interessen wahrzunehmen? Die missionarische Verantwortung der christlichen Gemeinde an ihrem Ort kann ja nicht nur darin bestehen, rechtzeitig einen Bauplatz für die Kirche zu suchen und im Gemeindehaus genügend Veranstaltungen für jedermann anzubieten. Vielmehr wird sich gerade im Klima unseres Gemeinwesens bemerkbar machen, ob hier „Sauerteig“ vorhanden ist. Nämlich das verantwortliche Füreinander-Dasein und Füreinander-Denken von Menschen, denen die Liebe Gottes den Blick geschärft hat für das, was uns gemeinsam nützt.

\*) „Die Welt des Arbeiters. Junge Pfarrer berichten aus der Fabrik“.

An drei Gossner-Sonntagen wurden jeweils nach einer Bibelarbeit, die den Weg wies, die Probleme unseres Zusammenlebens in den Städten und unserer Mitverantwortung als Zeugen Jesu Christi besprochen. Ein Stadtbaurat beantwortete die Fragen nach seiner Vorstellung von einem gesunden menschlichen Gemeinwesen; ein städtischer Beigeordneter erläuterte die Gefahren, die aus der wachsenden Verseuchung der Luft und der Gewässer auf uns zukommen. Das war ein Anfang; wir müssen uns noch besser und gründlicher informieren, um die Aufgaben klarer erkennen zu können, die sich uns stellen. Gegenwärtig läuft im Gossner-Haus ein Seminar mit Pfarrern aus der Umgebung; das Thema ist: „Welche Aufgaben hat die christliche Gemeinde in neu entstehenden Wohnsiedlungen?“

#### **Andere Aufgaben**

Wieder auf ein anderes Gebiet führte der Wunsch einer Gruppe amerikanischer Pastorenehepaare und kirchlicher Mitarbeiter. Sie kommen im Juli ins Gossner-Haus, um mit deutschen Gesprächspartnern über „die Familie in der modernen Industriegesellschaft“ zehn Tage lang Fragen, Erfahrungen und Einsichten auszutauschen.

Die Fülle der Aufgaben für missionarische Verantwortung in unserer Welt hält die kleine Mitarbeiterschar in Kastel ständig in Bewegung. Es ist unmöglich, die Begegnungen, Gespräche und Arbeitstagen aufzuzählen, die hier stattfinden und die alle diesen einen Auftrag zum Gegenstand haben. Viele Kreise und Gruppen – kirchliche und weltliche – sind an einer Zusammenarbeit mit dem Gossner-Haus interessiert. Die Kontakte zu anderen Stellen kirchlicher Sozialarbeit werden intensiver: Gerade die missionarische Bedeutung der **Gesellschaftsdiakonie** ist uns in diesem Jahr wichtig geworden. Der „Mainz-Kasteler-Konvent“ hat dazu eine Reihe von Thesen verfaßt, die demnächst in der „Kirche in der Zeit“ veröffentlicht werden. Enger und wirksamer werden auch die ökumenischen Verbindungen des Gossner-Hauses. **Industriemission** geschieht nun schon – unter sehr verschiedenen Bedingungen und in unterschiedlichen Formen – in allen Erdteilen. Gegenseitige Hilfe und besserer Erfahrungsaustausch tut not und wird auch schon in Angriff genommen.

#### **Die missionarische Gemeinde.**

Nicht zuletzt aber muß mit Gemeinden, Gemeindekreisen und Gemeindepfarrern gearbeitet werden. Denn die „Sauerteig“-Wirkung des Evangeliums ist ja keine Sache von „Fachleuten“. Die missionarische Verantwortung der Kirche kommt zum Ausdruck als missionarische Verantwortung der **Gemeinden** und ihrer Glieder in Stadt und Land!

Darum arbeiten die Gossner-Leute von Kastel sehr viel mit Pastoralkollegs, Dekanatskonferenzen und Synoden, Missionsarbeitskreisen, Presbyterien, Frauen-, Männer- oder Arbeitskreisen, die ins Gossner-Haus kommen oder die dessen Mitarbeiter zu sich rufen. Dadurch soll ins Bewußtsein gebracht und dringend gemacht werden, was schon **Vater Gossner** erkannte. „Hören wir auf, Missionare zu sein, dann hören wir auf, Christen zu sein!“



# Grundzüge der Arbeit in Mainz-Kastel

## DAS NEUESTE

### Gabe aus Österreich

Für die Blindenarbeit der Tabita-Schule in Govindpur hat zu unserer großen Freude die Leiterin der Evangelischen Frauenarbeit in Österreich, Frau Direktor Hartmann, eine Gabe von 100 000,— Schilling (16 000 DM) vermitteln können, die aus einer Sammlung für Notstände in Übersee stammt, zu der beide christliche Kirchen in Wien während des vergangenen Frühjahrs aufgerufen hatten.

### Missionstag in Dortmund

Wieder begingen am ersten Sonntag nach Trinitatis die evangelischen Gemeinden der Synoden in Dortmund ihren alljährlichen Missionstag. Neben Mitarbeitern der Rheinischen und Betheler Mission standen auch viele Vertreter der Gossner-Mission auf Dortmunder Kanzeln. Auf der abendlichen Abschlußversammlung hielt Missionsinspektor Dr. Busse-Bethel in diesem Jahr den Hauptvortrag über den Sendungsauftrag der Christenheit in Afrika. Etwa 70 Gemeinden des großen westfälischen Industriezentrums überbrachten während der Feststunde ihre Missionsgaben. Das Dortmunder Beispiel unter der Leitung von Pfarrer Jung ist jedes Jahr neu ein stärkendes Beispiel dafür, wie die Integration der Missionsaufgabe in das Leben der Gemeinden unserer Landeskirchen Schritt um Schritt gefördert werden kann.

### Wichtige Konferenz in Ranchi

Die Gossner-Kirche wird vom 8.—18. Oktober Gastgeberin der **Konferenz Lutherischer Kirchen Asiens** sein. Die geplante Zusammenkunft, die zum zweiten Mal stattfindet, sollte ursprünglich in Indonesien gehalten werden. Daß der Lutherische Weltbund sich nun doch für Ranchi entschieden hat, bedeutet einen von unseren Brüdern in Chota Nagpur dankbar empfundenen Vertrauensbeweis. Wir begleiten die geplanten Beratungen mit großem Interesse und herzlichen Segenswünschen. Über ihren Ertrag hoffen wir Gutes berichten zu können.

### 1. Beginn und Ansatz

Ausgangspunkt der Arbeit in Mainz-Kastel ist sachlich wie historisch die Mission. Sie wurde in der örtlichen Situation sehr bald als Sendung in die entkirchlichte Industrielwelt erkannt, d.h. man sah praktisch die Notwendigkeit, als Theologe in einen Betrieb zu gehen.

### 2. Theologen im Betrieb

Die Gründe, aus denen heute noch daran festgehalten wird, daß Theologen befristet in den Betrieb gehen, sind folgende:

- a) Das letzte Ziel ist die Entstehung eigenständiger „eingeborener“ Gemeinden in einem kirchenfernen Sektor der Gesellschaft und ihre Befähigung zum Dienst an der Gesellschaft.
- b) Um eine solche Arbeit beginnen zu können, muß man die Lebens- wie die Arbeitsverhältnisse „erfahren“ haben, man muß die Atmosphäre kennenlernen. Durch Konfrontation mit der betrieblichen Wirklichkeit muß jede „Übersetzung“ immer wieder sachlich auf Ideologieverdacht hin überprüft werden.
- c) Die Erfahrung lehrt, daß es für den Theologen, der eine industriediakonische Arbeit beginnt, unerlässlich ist, an einer Stelle in einem Betrieb zu arbeiten, bis sich eine wenn auch noch so kleine Dienstgruppe gefunden hat. Ist diese da, so kann sich der Theologe aus dem Betrieb zurückziehen. Er erhält nun seine Informationen durch andere Team-Mitglieder, die er wiederum theologisch beraten und zurüsten wird.
- d) Damit der Theologe diese Zurüstung leisten kann, muß er die theologische Relevanz betrieblicher Phänomene erkennen und beurteilen können. Dabei kommt ihm seine eigene Betriebserfahrung wesentlich zugute.

### 3. Ökumene

Missionarisches Denken und Handeln hat in Mainz-Kastel von Anfang an in ökumenischer Dimension stattgefunden. Dazu gehört der Zusammenhang mit einer Missions-Gesellschaft (Gossner-Mission in Indien), ebenso wie die Zusammenarbeit mit industriediakonischen Werken anderer Kirchen, die Beziehung zu Industrie-Pfarrämtern und ihren Teams in der DDR ebenso wie die Mitarbeit im theologischen Beraterstab der Weltmissionskonferenz von Mexico-City. Heute richtet Mainz-Kastel sein Augenmerk auch auf industriediakonische Aktivitäten in den Jungen Kirchen.

### 4. Seminar und Konvent

Das **Seminar** für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft steht in seiner Weise einzig da.

Bisher hat keine Landeskirche etwas Ähnliches eingerichtet, nämlich eine Stätte der Ausbildung junger Theologen, an der diese ganz konzentriert und systematisch auf die Herausforderungen der Industriegesellschaft und auf den diakonischen Apostolat in ihr vorbereitet werden. Von besonderer Bedeutung ist dabei der enge Kontakt mit dem arbeitenden Menschen, der nicht nur durch die Fabrikarbeit der Theologen, sondern durch alltägliches Zusammenleben mit den Jungarbeitern im Gossner-Wohnheim hergestellt wird. Aus den Seminaren ist der **Konvent** herausgewachsen. Von ihm gehen Kritik und Impulse aus, die sich mehr und mehr auch auf die Arbeit in Mainz-Kastel, v. a. auf die entstehenden Modelle auswirken.

### 5. Modelle

Der weitaus größte Teil der ehemaligen Seminarteilnehmer versieht ein Gemeindepfarramt. Dennoch sind inzwischen Modelle kirchlichen Dienstes in der Industrie in den Landeskirchen Hamburgs, Hannovers, Westfalens, des Rheinlands, Kurhessens und Hessen-Nassaus entstanden. Sie wollen stellvertretend die notwendigen Experimente machen, vor Fehlern warnen, Anstöße geben und Maßstäbe setzen für Kirche und Gesellschaft. Die Modelle nehmen gegebene gesellschaftliche Größen und Strukturen wahr und suchen sie zu verändern und zu verbessern. Im Laufe der Zeit wächst eine Dienstgruppe heran, die mit dem Evangelium lebt und eigenständige Formen der Gemeinschaft und Diakonie entwickelt.



*Aus: Gossners Missionsblatt  
Jubiläumsausgabe Dez. 61*  
Pastor Horst Symanowsky

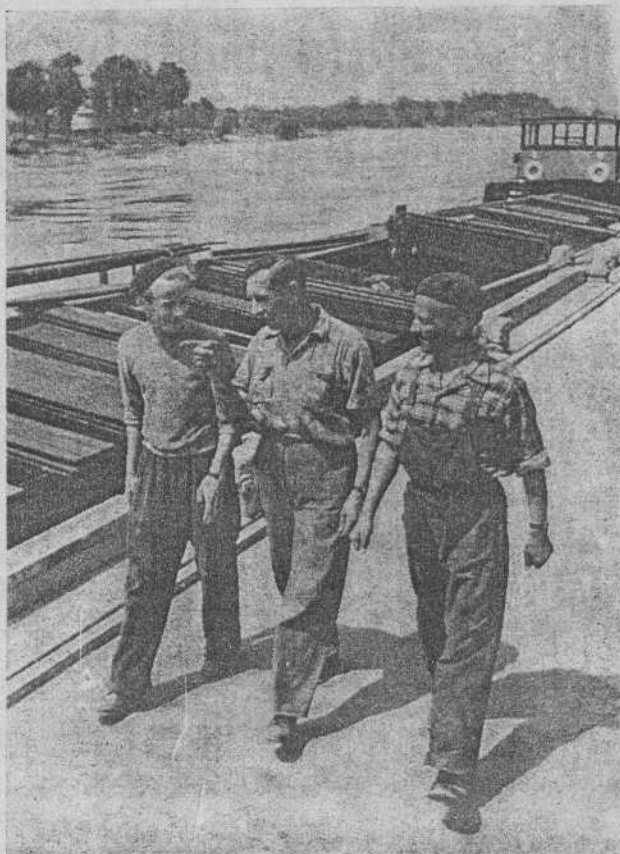
## Ein Zehntel von 125 Jahren

— das ist die Zeit, auf die das jüngste Kind der Goßner-Mission zurückblicken kann. Vor 12 ½ Jahren wurde ich vom Kuratorium der Goßner-Mission hierher an den Rhein geschickt, um die Zweigstelle der Goßner-Mission mit einem ökumenischen Missionsstudentenheim aufzubauen. Der 1946 eröffneten Johannes Gutenberg-Universität mit einer Evangel. Theol. Fakultät hatte die Goßner-Mission einen Lehrstuhl für Allgemeine Religionskunde und Missionswissenschaft gestiftet. Er wurde mit einem Mitarbeiter der Goßner-Mission, Prof. lic. Holsten, besetzt. Am 7. März 1949 hielt ich vor der Fakultät in der Universität einen Vortrag über „die missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland“. Er ist noch ganz unter dem Eindruck der Arbeit mit dem ersten Wohnwagen im Oderbruch verfaßt: „Eine Kirche, die nicht gewillt ist, sich in die Trümmer und Kellerlöcher zu den Menschen zu setzen, hat das Recht verspielt, später an die Türen der Häuser zu klopfen. Diese Menschen bewegen uns und lassen uns keine Ruhe; nicht nur die Menschen im Oderbruch, sondern genauso die in den Fabriken und Bergwerken des Westens, alle Menschen, die nicht mehr verstehen können, was wir hinter den Kirchenmauern tun. Wir müssen es ihnen sagen, aber nicht so, daß wir darauf warten, daß sie zu uns kommen, sondern wir müssen zu ihnen gehen, uns mit ihnen an den Tisch setzen, vielleicht ihre Arbeit tun. Wir möchten in Deutschland wieder Boten, Herolde unseres Herrn sein, die zu den Unwissenden, zu den Fernstehenden gehen...“ Dieser Ruf wurde verstanden: es kamen noch im selben Monat Studenten verschiedener Fakultäten, arbeiteten auf unserem Bauplatz am Rhein und gingen später in die Fabriken, um das Baumaterial für das Goßner-Haus zu fabrizieren. Über 500 junge Christen aus allen Erdteilen kamen in die ökumenischen Aufbau- und Lager nach Mainz-Kastel. In kurzer Zeit war der Name „Goßner“ zwischen Mainz und Wiesbaden bekannt. Was bedeutet er?

Die Zeitungen schreiben damals, daß sich hier Menschen zusammenfinden, die dem Frieden dienen und anderen helfen wollen. Vorübergehend sprechen sie von „Idealisten“ und „Völkerverständigung“. In kirchlichen Kreisen versteht man die Anfänge in Mainz-Kastel als einen neuen volksmissionarischen Versuch. Andere sprechen von einer Beeinflussung

durch die französischen Arbeiterpriester. Es gibt auch Stimmen, die das ganze Unternehmen — finanziell gesehen — für Hochstapelei und — kirchlich gesehen — für Schwärmerei halten. Aber diejenigen, die sich an die Arbeit gemacht hatten, fanden keine Zeit für Selbstbetrachtung und Analyse, es sei denn, daß sie vor Gemeinden standen und nun erklären mußten, in wessen Auftrag sie kamen. Ein junger Genfer Student erklärte bei einem Missionsfest in Krumbach bei Gießen: „Wir haben viele Botschafter in Genf, die mit großen Wagen durch die Straßen fahren. Wir 50 junge Christen aus aller Welt auf dem Bauplatz der Goßner-Mission am Rhein haben nur Schubkarren, Pickel und Schaufel, aber wir sind auch Bot-

Auf dem Wege zur Arbeit. In der Mitte P. Symanowski





schafter, und zwar Botschafter an Christi Statt, und versuchen auf unsere Art zu bezeugen: laßt euch versöhnen mit Gott.“ Und so hat es in diesen Jahren viel Vergebung und manchen Neuanfang gegeben, oft erst nach Jahren erkannt, noch öfter wohl bis zum heutigen Tage unserem Blick verborgen. Diese Jahre des Anfangs waren schwer, aber herrlich.

Mit den Häusern und der Zahl der nun nicht mehr nur vorübergehend in ihnen wohnenden Menschen wuchsen auch die Probleme. Wieviele junge Menschen, Lehrlinge, Jungarbeiter und Studenten haben wir nicht vor Fehlritten und bösen Wegen bewahren können? Wieviele haben im Goßner-Haus Jesus Christus nicht kennengelernt? 12 1/2 Jahre können eine drückend lange Zeit angesichts von Versagen und Schuld gegenüber Menschen sein, besonders wenn man mit ihnen nicht nur vorübergehend zusammen ist, sondern in jahrelanger Hausgemeinschaft miteinander lebt. Wer heute im Goßner-Haus das allwöchentliche Herrenmahl mitfeiert, der begreift, woher die Kraft zu immer neuem Anfang trotz dauerndem Schuldigwerden an den Menschen kommt. Je länger wir in diesem Haus arbeiten, umso mehr verstehen wir, daß wir täglich das Wort von der Versöhnung durch Gott brauchen, um unsere Arbeit zu tun.

Sie erstreckt sich nicht nur auf die etwa 130 im Haus zusammenlebenden Menschen, sondern auch auf die vielen anderen, die am „kleinen“ Freitagabend und einmal im Monat an dem „großen“ Freitagabend sowie den „Goßnersonntagen“ teilnehmen. Arbeitgeber und Arbeitnehmer, Angestellte und Beamte finden sich zusammen, um über gemeinsamen oder sie trennenden Fragen „das geistliche Brot zu brechen“, wie es einmal *Rosenstock-Huessy* als Wesen einer Arbeitsgemeinschaft beschrieben hat. Wie man miteinander redet; ob man es auch noch tut, wenn der andere nicht der eignen Meinung zufällt; was man selbst aufzugeben bereit ist, um mit dem andern ein Stück Weges zusammengehen zu können: zeigt, was man selbst von Versöhnung und Vergebung, von Hingabe und Bruderschaft verstanden hat. Nicht in Worten, sondern in der Verwirklichung zeigt sich dann, ob die Kraft Gottes hinter uns steht oder fehlt.

Ist das Goßner-Haus durch die ökumenischen Aufbaulager schon mit vielen Menschen und Kirchen in der Welt verbunden, so werden die nun im Goßner-Haus am 1. Dezember beginnenden Seminare für „Dienste in Übersee“ noch einmal diesen Weg fort-

setzen. Unter der Leitung des seit 10 Jahren im Haus als Heimleiter wirkenden Diakon *Weissinger* und von Pastor *Jaekel* mit seiner über 2 Jahrzehnte reichenden Erfahrung in Asien werden Handwerker für ihre Aufgaben in Übersee zugerüstet, zu denen sie sich von Gott gerufen wissen. Sie wollen mithelfen, daß Hunger, Armut und Elend in den Entwicklungsländern verschwindet. Sie gehen nicht hinaus, um zu verdienen, sondern um zu dienen. Das ist weltweite gesellschaftliche Diakonie, die ihren Grund in dem Wort des Apostels Paulus hat: „Die Liebe Christi dringet uns also.“

Durch das „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“ und die „Industriepraktika für Studenten“ wirkt das Goßner-Haus in die verschiedenen Landeskirchen hinein. Durch ehemalige Teilnehmer an den Seminaren sind Modelle kirchlicher Sozialarbeit in 4 Landeskirchen entstanden. Umgesetzt in die jeweils andere Situation einer Landeskirche, wird in solch einem Modell der Versuch gemacht, die missionarische Grundlinie des Goßner-Hauses bis in die Einzelgemeinde auszuziehen. Mit großer Freude sehen wir diese Arbeit wachsen und sind dankbar, daß sie mehr und mehr die Anerkennung der Kirchenleitungen sowie des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland findet. Daß sie auch Gegner hat, ist wohl nur recht; daß sie scharf unter die Lupe genommen wird, gehört wohl zu der apostolischen Mahnung, alles zu prüfen und das Beste zu behalten.

Am Schluß zurück zum Anfang: im Referat vom 7. 3. 1949 heißt es: „Wir werden gewiß nicht aufhören zu den Heiden in Indien oder, wo es sonst sei, zu gehen. Wir werden ihnen aber nicht predigen dürfen und selbst verwerflich werden. Auch die Heidenmission im fernen Land gibt uns keine Absolution für unser Schweigen gegenüber dem Heidentum im eigenen Lande. Wir werden mehr lernen müssen, daß unser Botendienst in anderen Erdteilen und in unserem eigenen Land ein und dieselbe Sache ist, in der man nicht das eine tun und das andere lassen kann. So möchten wir „die missionarische Verantwortung der Kirche in Deutschland“ verstanden wissen. Wenn die Goßner-Mission ihres Anfanges vor 125 Jahren gedenkt, so fragen wir uns nach einem Zehntel dieser Zeit in Mainz-Kastel, ob auch wir dem Anfang treu geblieben sind und bitten Gott, daß er die Arbeit des Goßner-Hauses in Kastel so segnen möchte, wie die der ganzen Goßner-Mission bisher.“

Unser Mitarbeiter (fraternal worker) aus USA Pastor Bob Starbuck mit seiner Frau Jo und seinem Söhnchen Erik



DANK, DANK, DANK:

Dank zuerst Gott und dem Vater Jesu Christi, der uns täglich unsere Schuld vergibt und mehr als ein Jahrhundert unsere Arbeit gesegnet und behütet hat;

Dank den Kirchenleitungen daheim und in der Ökumene, die uns von Kirche zu Kirche geholfen haben;

Dank den Pfarrern und Pfarrfrauen, den Gemeinden und Missionsarbeitskreisen, die uns in unserem Dienst durch ihre Fürbitte, Mitarbeit und Gabe getragen haben.

DANK, DANK, DANK!

Die Goßner-Mission

● **Sünf Jahre**  
**„Seminar für Kirchlichen Dienst**  
**in der Industrie“**

VON  
HORST SYMANOWSKI, MAINZ-KASTEL

Sonderdruck aus der Zeitschrift „Deutsches Pfarrerbblatt“, Juni 1961





Fünf Halbjahreskurse des „Seminars für kirchlichen Dienst in der Industrie“ sind im Gossner-Haus in Mainz-Kastel am Rhein bisher durchgeführt worden. Zehn Landeskirchen aus Ost- und Westdeutschland haben zu diesen Kursen Pfarrer und Vikare entsandt; dazu kamen junge Theologen aus USA, England, Finnland, Island, Holland und Österreich. Ein vorläufiges Fazit dieses halben Jahrzehnts Seminararbeit soll hier vorgelegt werden<sup>1</sup>.

### Der Lehrplan

Die Halbjahreskurse begannen jeweils am 1. November und verliefen in drei Abschnitten.

**Erstes Drittel:** Vorlesungen über Volkswirtschaft, Betriebslehre, Sozialgeschichte, Soziologie, Sozialismus, Marxismus, Geschichte der Parteien und Gewerkschaften, Betriebsbesichtigungen, Diskussionen mit Betriebsleitern und Betriebsräten.

Die Dozenten kamen von Universitäten, Hochschulen, wirtschaftskundlichen und sozialpädagogischen Instituten sowie von den Zentralen der sozialpolitischen Verbände in dem stark industrialisierten Raum der Rhein-Main-Spize (Mainz-Wiesbaden-Frankfurt-Darmstadt und Mannheim-Ludwigshafen).

**Zweites Drittel:** Acht Wochen Arbeit in der Produktion oder im Büro umliegender Betriebe. Als Normalarbeiter mit verlängertem Wochenende, als Schichtarbeiter mit Nacht- und Sonntagsarbeit, als Pendler mit mehrstündigem Anmarschweg vom und zum Betrieb oder als Büroangestellter lernte der Theologe den Arbeitsrhythmus und die Existenzprobleme des Menschen in der heutigen Industriegesellschaft kennen.

Die Seminarteilnehmer sollten in diesen zwei Monaten die im ersten Drittel gehörten Analysen und Aussagen über den Menschen des Industriezeitalters kritisch prüfen. Sie sollten aber auch an sich selber feststellen, wie weit die Lebens- und Denkgewohnheiten ihres eigenen Theologendaseins den Gegebenheiten dieses Industriezeitalters standhalten, wie weit sich etwa ihr Beten und Bibellese, ihr Denken über sich und andere, über Kirche und Welt, über christliche und nichtchristliche Existenz, wie weit sich die bisherige Gestaltung ihrer



Beziehungen zum Mitmenschen als einzelnen oder in der Gruppe, ihre Freizeit- und Sonntagsgestaltung und vieles andere durchhalten läßt. Und sie sollten sich fragen lassen, in welcher Weise die Verkündigung des Evangeliums von Jesus Christus und der christliche Glaube Bedeutung gewinnen für Menschen, deren Leben und Denken von diesen Bedingungen geprägt werden. Dazu gehört eine gewisse kritische Distanz zu dem eigenen Pfarrerberuf, in dem man steht oder auf den man sich vorbereitet, und zu den Leitbildern und Selbstverständlichkeiten kirchlichen Lebens, die man jetzt einmal „von außen“, mit den Augen des Arbeitskollegen, sehen lernt. „Man kann sich selber fragen: Was hältst du als Arbeiter von dir als Pastor? Was hältst du von dem, was sich hier von der Maschine her gesehen als Kirche darstellt?“

Letztes Drittel: Gespräch über die Konsequenzen für das Zeugnis der Kirche in der gegenwärtigen Gesellschaft, für das theologische Denken und die theologische Ausbildung. Dieser Teil war in allen Kursen der schwerste, weil schnell deutlich wurde, wie sehr der Theologe hier überfordert ist: „Ist es nicht ein Zeichen erschreckender Hilflosigkeit, daß die in historischer und systematischer Hinsicht bis in die feinsten Verästelungen und Differenzierungen entwickelte Theologie für die Erfassung der sozialen Wirklichkeit des Lebens und Arbeitens zahlloser Millionen nicht einmal die notwendigsten Kategorien besitzt?“ Diese Feststellung Heinz-Dietrich Wendlands<sup>3</sup> bringt ziemlich genau die Stimmung der Seminarteilnehmer nach den ersten beiden Dritteln des Kurses zum Ausdruck. Hier wurde eine neue Aufgabe mit mühevoller und konsequenter theologischer Arbeit sichtbar, zu deren Bewältigung das letzte Drittel unserer Kurse nur eben ein Anfang sein konnte. Er bestand im wesentlichen in einer Umschau bei den theologischen Denkern der Gegenwart, welche Hilfen sie für das Zeugnis der christlichen Gemeinde in der gegenwärtigen Gesellschaft, für die christliche Existenz in einer Welt auf neuen Wegen anzubieten haben. Die Arbeit muß nun weitergehen in den Kreisen ehemaliger Seminarteilnehmer, wie sie sich in einzelnen Landeskirchen gebildet haben; durch sie angeregt in den örtlichen Pfarrkonventen, in den Predigerseminaren, Akademien und anderswo. Alljährlich treffen sich die früheren Seminarteilnehmer für eine Woche in Mainz-

Rastel, um einander das Ergebnis ihrer theologischen und praktischen Weiterarbeit vorzulegen, voneinander zu lernen und so das im letzten Drittel der Halbjahreskurse begonnene Gespräch fortzuführen. Weitaus die meisten der ehemaligen Seminarteilnehmer wollen diese Verbindung aufrechterhalten, die von Seiten des Seminars durch Rundbriefe gefördert wird.

### **Industriepraktikum für Studenten**

Inzwischen ergab sich die Notwendigkeit, außer diesen ausschließlich für Pfarrer und Vikare bestimmten Halbjahreskursen auch ein Industriepraktikum für Theologiestudenten einzurichten. Es findet alljährlich in den Ferienmonaten August bis Oktober statt. Hier steht die Arbeit in den Betrieben ganz im Vordergrund. Das Praktikum gliedert sich in drei Tage allgemeine Einführung, acht Wochen Arbeit in der Produktion und drei Tage abschließendes Gespräch. Wegen des für die Studenten meist notwendigen Arbeitsverdienstes kann die Zeit des Arbeitseinsatzes nicht zugunsten des theoretischen Teils verkürzt werden. Dafür kommen die Teilnehmer aber auch während der Industriearbeit wöchentlich zweimal zusammen, um über die ihnen empfohlene Lektüre oder über Probleme ihrer Arbeitswelt zu diskutieren.

Absicht des Praktikums ist es, die jungen Theologen schon während ihres Studiums mit der Wirklichkeit der Industriegesellschaft zu konfrontieren, das Wissen um deren Leben in ihr Studieren mit hineinzunehmen, ihnen deutlich zu machen, daß das theologische Zeugnis von der Hoffnung und der Zukunft des Menschen ein Zeugnis der Hoffnung für diese Menschen sein muß: „Die Gesellschaft weiß ohne die Kirche nichts von der wahren Zukunft des Menschen und seinem Ziel; die Kirche aber erkennt nur durch die Konfrontierung mit der Gesellschaft und durch das Suchen nach dem Menschen in seiner sozialen Wirklichkeit, wo und wie sie heute ihren Dienst ausrichten kann und muß“.

### **Industrie und Gesellschaft**

Der Name des Seminars für kirchlichen Dienst „in der Industrie“ ist nun freilich, wie wir inzwischen erkannt haben, problematisch. „Die Industrie“ ist nicht die ganze Gesellschaft; für den einzelnen ist sie nicht das ganze Leben. So ist es zumindest begreiflich, daß manche Landeskirchen dem



Angebot des Seminars skeptisch gegenüberstehen, weil sie, wie sie sagen, keine „Spezialisierung“ ihrer Pfarrer wünschen, weil sie eine „Aufsplitterung“ der theologischen Ausbildung in allerlei engumgrenzte Sondergebiete vermieden wissen möchten. So hat der Name des Seminars zu einem zu engen Verständnis seiner Absicht (etwa im Sinne einer Zurüstung zur „Industriemission“ oder „Arbeiterpastoration“) verführt — das wurde bei der Gründung des Seminars nicht bedacht. Denn in Wirklichkeit ist es ja die Frage nach unserer heutigen Gesellschaft, die das Seminar bewegt — der Gesellschaft der Gegenwart als einem Ganzen, als dem Lebensraum des heutigen Menschen, in dem wir alle leben und in den hinein die christliche Gemeinde — ebenfalls als ganze — sich zum Zeugnis gesandt wissen mußte.

Vielleicht sollte sich das Seminar deshalb besser „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industriegesellschaft“ nennen. Freilich wäre auch das ein Provisorium, denn „... der eigentliche Name für dieses unser Zeitalter ist noch nicht gefunden“. Aber der Begriff der „Industriegesellschaft“, der geläufig geworden ist und mit dem auch das Seminar arbeitet, bringt doch eine Erkenntnis zum Ausdruck, hinter die wir nicht zurück zu können meinen: daß das wesentliche Kennzeichen dieser Gesellschaft die Veränderung der Arbeit des Menschen ist<sup>6</sup>, also „die Tatsache, daß wir es heute mit einem einzigen großen Prozeß der Industrialisierung zu tun haben, der nach und nach und in mannigfach abgewandelten Erscheinungsformen die ganze Welt ergreift“. Dieser Prozeß hat keineswegs nur das Leben der Industriearbeiter verändert<sup>8</sup>, er hat vielmehr eine neuartige Gesellschaft hervorgebracht, wie es sie noch nie zuvor in der Geschichte des Menschen gegeben hat. Er hat nicht nur die Formen der Arbeit, die Auffassung vom Sinn der Arbeit und das Verhältnis zwischen Arbeit und Leben weit über den Bereich des Industriebetriebes hinaus — auch im „landwirtschaftlichen Produktionsbetrieb“, auch in Handel und Gewerbe, auch in Verwaltung und Büro — verändert; er verändert auch die Intimsphäre der Familie, er verändert auch das weltweite Zusammenleben der Völker. In diesem rapiden Wandlungsprozeß ist uns die Orientierung verlorengegangen — und darum, wie Paul Tillich es ausdrückt, „der Mut

zum Sein". Eine Orientierung an vergangenen Vorstellungen von der Gesellschaft des Menschen ist Romantik<sup>9</sup>. Hier im Seminar zerbrechen sehr schnell mitgebrachte Klischeevorstellungen von den Ordnungen menschlichen Zusammenlebens, unkritisch übernommene Leitbilder von Familienleben und „Beruf“, Individuum und Gemeinschaft, Herrschaft und Unterordnung, Eigentum und Verfügungsrecht, Institutionen und Organisationen.

### Gesellschaft und Kirche

Dieses Fragwürdigwerden gewohnter Vorstellungen führt bei den Seminarteilnehmern nicht selten zu einer Krise. Sie fragen: Warum hat man uns diesen radikalen Wandel, dem der einzelne Mensch und die ganze Gesellschaft unterworfen sind, nicht früher bewußt gemacht? Warum mußte sich vor allem unser Studieren, unsere Einführung in theologisches Denken, so abseits von diesen Erkenntnissen vollziehen?

In der Tat liegt hier ein gewichtiges Problem. Das Amt des Theologen — und die Vorbereitung darauf — unterliegt einem doppelten Erfordernis, von dem bei uns in der Regel nur die eine Hälfte erkannt und erfüllt zu werden scheint. Einmal muß sich der Theologe unbeirrt und entschlossen von den Bedingungen seiner unmittelbaren Lebenswelt, von den Apellen und Imperativen seiner Gegenwart weg an die Geschichte des biblischen Jesus „zurück“wenden. In der Ausschließlichkeit dieser Orientierung — in dem „solus Christus“ der Reformation! — liegt seine christliche Freiheit gegenüber der Welt, die erst dann wirklich auch Freiheit für die Welt sein kann. Zum anderen aber wird das Evangelium ausgerichtet „an die Gemeinde, die zugleich bezogen ist auf die Öffentlichkeit, auf die Gesellschaft... Die Gemeinde steht sich offenbar dadurch veranlaßt, über sich selbst hinauszugehen, aus dem eigenen Lebensbereich aufzubrechen und an der Bewegung, der die kirchlichen Grenzen transzendierenden Bewegung, teilzunehmen<sup>10</sup>“. Das heißt aber: Der Theologe darf und muß sich nun nicht minder unbeirrt und entschlossen der Gegenwart dieser Gemeinde, die die Gemeinde der Zeugen in dieser ihrer Gesellschaft sein soll, zuwenden: und auch diese Zuwendung ist ein theologischer Akt, ist Vollzug seines Amtes!



In jedem neuen Seminarkurs wurde deutlich, wie sehr das Bewußtsein des ersten Teils dieser doppelten Erfordernis die Theologen geprägt hat. Das theologische Studium hat die unbedingte Notwendigkeit der Beziehung auf das ursprüngliche apostolische Zeugnis, auf den geschichtlichen Ursprung der Gemeinde und ihres Glaubens heute nachhaltig ins Bewußtsein gerückt und die „Technik“ dieses Rückbezuges in Exegese und Systematik eindringlich vermittelt. Jene andere Wendung aber, die Zuwendung zur konkreten gesellschaftlichen Umwelt — die fehlte selbst bei Gemeindepfarrern, die schon lange Jahre an einem konkreten Ort in einer konkreten Umwelt arbeiteten! Oft sind die Vorstellungen von Familie und Arbeit noch patriarchalisch; über Beruf und Arbeitsethos wird geredet und gedacht, als lebten wir noch in einer bäuerlich-handwerklichen Gesellschaftsverfassung, zum Verstehen der politischen Strukturen unserer modernen Gesellschaft sollen immer noch wenige handliche Begriffe einer an früheren Zeiten orientierten Staatsmetaphysik, immer noch die Vorstellung von Obrigkeit und Unterordnung ausreichen, als lebten wir noch in den religiös fundierten, das Ethos verbindlich formenden Ordnungen unserer Väter<sup>11</sup>.

Die Verantwortung für einen solchen unfruchtbaren Konservatismus der gesellschaftlichen Orientierung ist nun freilich nicht den Pfarrern allein aufzubürden. Die Gemeinden, die „ihren Pfarrer nun einmal so haben wollen“, die weiterhin das Leitbild des Pfarrerstandes stärker prägen als die Theologen selber (was wiederum mit der sozialen Zusammensetzung der Gemeinden zusammenhängt), sind ebenso zu fragen, worin sie ihren Existenzgrund und ihre Aufgabe sehen. Das erkennen die Seminarteilnehmer, und sie schreiben im Rückblick auf das halbe Jahr konzentrierter Erfahrung in der modernen Industrielwelt: „Die Industriegesellschaft erfordert nicht neue Methoden kirchlicher Aktivität, sondern ein neues Sein der Gemeinde in der Welt. Das im Kirchenkampf erneuerte Ideal der Kerngemeinde, die zwar nach außen wirkt, sich aber von der Welt distanziert, ist überholt. Was gestern richtig war, ist heute falsch. Das statische Denken in zwei Bereichen: hier Kirche — da Welt, ist unbiblisch. Nur in der Begegnung des Evangeliums mit der Welt entsteht Gemeinde<sup>12</sup>.“

## Kirche und Welt

Wo aber findet solche „Begegnung des Evangeliums mit der Welt“ statt? In der sonntäglichen Predigt des Pfarrers? In besonderen volksmissionarischen Einfäßen von Predigern und Evangelisten? In der Alltagsexistenz des Christen?

Erkennen wir in der „Welt“ nicht nur ein Menschen-Konglomerat, eine Anhäufung von einzelnen mit ihren Gedanken und Taten, sondern die mannigfaltig gegliederte Gesellschaft<sup>13</sup>, so müssen wir fragen, in welcher Weise das Evangelium dem Menschen in ihr — in eben dieser gegliederten Gesellschaft — begegnet. (Wir meinen, daß es „den Menschen“ abgesehen davon, den Menschen „an sich“, für diese Begegnung nicht gibt). In dieser Gesellschaft: das heißt in den Strukturen, Institutionen und Gruppen, in denen der Mensch dieses neuen Zeitalters die neuartigen Beziehungen vom Ich zum Wir zu „organisieren“ gelernt hat. Diese aber liegen weithin außerhalb des Blickfeldes von Theologie und Kirche. Wir hängen offenbar mit einiger Behmut an den „natürlichen“ Ordnungen, die zerbrochen sind oder bestürzenden Veränderungen unterworfen werden. Den „künstlich“ gemachten Organisationsformen der Gesellschaft mit ihren Merkmalen der Öffentlichkeit und der Anonymität, ihren Verbänden und Interessengruppierungen, ihrem Verwaltungsapparat und ihren Kommunikationsmedien, stehen wir mißtrauisch oder feindselig gegenüber. Es ist das Verdienst Dietrich von Oppens, uns (in seinem hier wiederholt zitierten Buch „Das personale Zeitalter“) gezeigt zu haben, daß auch die versachlichte und organisierte menschliche Beziehung kein neutrales Gelände für das Evangelium ist! Die „Organisation“ der menschlichen Beziehungen — prävalentes Merkmal unserer Gesellschaft — wartet auf die Erfüllung durch das Evangelium; in der modernen Gesellschaft „erscheint wieder das zugleich in Frage stellende und doch begründende Verhältnis, das . . . das Evangelium gegenüber allen geschichtlichen Lebensformen besitzt“<sup>14</sup>. Es muß gelingen, den organisierten, in verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen zugleich lebenden und Verantwortung tragenden Menschen anzusprechen, bei ihm zu stehen, mit ihm zu denken und zu handeln: So kommt es zu der Begegnung zwischen Evangelium und Welt, die herbeizuführen die christ-



liche Gemeinde beauftragt ist. Andernfalls bleibt die Theologie im Zwiegespräch mit sich selbst, gibt es nur Monologe der Theologen vor einer um sich kreisenden Gemeinde unter den Kanzeln. Wie weitgehend die Kirchen in solcher Introvertiertheit verharren<sup>15</sup>, muß am deutlichsten der empfinden, der im ständigen, bewußten Umgang mit Menschen außerhalb der Kirche steht — Menschen, die in ihren Gesellschaftsgruppen mit großer Verantwortlichkeit arbeiten.

Mit solchen Menschen werden unsere Seminarteilnehmer in jedem Semester zusammengebracht, und in manchem Gespräch mit ihnen bestätigt sich die Erkenntnis Heinz-Dietrich Wendlands: "... daß sie viel mehr zu fragen haben als ein heutiger Theologe und Prediger ihnen beantworten kann<sup>16</sup>."

In der Tat: Wir wissen auf vieles keine Antwort. Aber es ist entscheidend wichtig, daß wir Theologen die Fragen der Menschen dieser unserer Gesellschaft zu hören lernen, und daß auch wir sie in der Mitverantwortung für eben diese Menschen durchdenken. Das wird in unserem Seminar versucht. Es seien hier nur einige dieser Fragen skizziert:

Was bedeutet die personale Würde und Verantwortlichkeit des Menschen vor Gott für die Ordnung und Organisation der Arbeit im industriellen Zeitalter? Was bedeutet sie für die Formen von Autorität und Unterordnung, Verfügungsgewalt und Verfügungwerden, die dieses Zeitalter entwickelt hat? Was bedeutet die Veränderung des Eigentums — vom Lebens-Mittel des einzelnen Eigentümers zum konzentrierten Produktions- und Machtfaktor in der Gesellschaft — für die gesellschaftlichen Schichten und den einzelnen in unserer Zeit? Was braucht der Mensch, um mit den mannigfaltigen Anforderungen in den verschiedenen — oft miteinander konflurierenden — Bereichen seines Lebens fertig zu werden? Welche Verantwortung hat der einzelne und haben die gesellschaftlichen und politischen Gruppen heute für den Frieden, und welche Verantwortung fällt in dieser und in all den anderen Fragen der christlichen Gemeinde zu? Was bedeutet das Christuszeugnis der Gemeinde und der christliche Glaube für die Beantwortung dieser und anderer Fragen, und für die Bewältigung der erkannten gesellschaftlichen Aufgaben?

Und was bedeutet endlich die Gesellschaft der Menschen, ihr geschichtlicher Weg, ihre Gegenwart und ihre Zukunft, ihre

Chancen und ihre Gefahren, für die Theologie? Heinz-Dietrich Wendland und Dietrich von Oppen lehren uns, daß die menschliche Gesellschaft mit ihren Lebensformen kein neutraler Raum für das Evangelium ist; andere haben vor ihnen noch weitergehende Aussagen gewagt, wie etwa Eugen Rosenstock-Huessy: „Natur und Gesellschaft... sind Früchte der Ausbreitung des Christentums.“ „... es ist von der Kirche her ein immer größerer Teil der Schöpfung dem Teufel entrissen worden. Diese jüngeren Gebiete (scil. der wiedervereinigten Schöpfung) sind außerhalb der Kirche gelegen, aber sie sind nicht gottlos<sup>17</sup>.“ Oder wie Dietrich Bonhoeffer, der uns aufforderte, die Gegenwart des Gekreuzigten und Auferstandenen in der Weltwirklichkeit ernst zu nehmen: „In Christus begegnet uns das Angebot, an der Gotteswirklichkeit und an der Weltwirklichkeit zugleich teilzubekommen, eines nicht ohne das andere. Die Wirklichkeit Gottes erschließt sich nicht anders, als indem sie mich ganz in die Weltwirklichkeit hineinstellt, die Weltwirklichkeit aber finde ich immer schon getragen, angenommen, versöhnt in der Wirklichkeit Gottes vor<sup>18</sup>.“ Auch wer dem einen oder dem anderen dieser theologischen Zeugen der Gegenwart nicht auf dem ganzen Wege folgen kann, wird anerkennen müssen, daß sie eine theologische Aufgabe erkannt und angegriffen haben, die auf die meisten von uns noch wartet. In der Tat werden wir — nach der so notwendigen, entschiedenen Wendung der Theologie zum Zentrum der Herrschaft Christi in den vergangenen vier Jahrzehnten — nunmehr bedacht sein müssen, daß uns darüber der Horizont dieser Herrschaft nicht aus den Augen kommt<sup>19</sup>; daß wir nicht unversehens das Reich des auferstandenen, siegreichen Herren zu einem kümmerlichen Sonntagsbezirk verprovinzialisieren. Wir müssen die Hoffnung wagen, daß er uns nicht nur in die Fremde einer „gottlosen“ Welt hinauschießt, um von uns in der Auseinandersetzung mit der verwirrenden Vielfalt einer feindseligen Weltwirklichkeit „christlicher Bewährung“ zu erwarten, sondern daß er schon immer vor uns in der Welt — auch in der Gesellschaft, in den Organisationen von Wirtschaft und Handel, Arbeit und öffentlichem Leben, Politik und Kultur — als deren auferstandener Herr auf dem Plan und am Werk ist! Als der Herr: das heißt so, daß wir dort immer nur noch seine Mit-



arbeiter werden, mit ihm in der konkreten Situation dienen und ... leiden können! Kreuz und Auferstehung dieses Herrn, in der versammelten Gemeinde gepredigt und gehört, müssen in der Welt erfahren werden.

In diesem — neutestamentlichen — Sinne dürfen wir uns nun auch zu dieser unserer gegenwärtigen Welt „belehren“, dürfen sie — als von Ihm angenommen — annehmen. Was könnte darin anderes zum Ausdruck kommen als unser Vertrauen darauf, daß wir von Ihm angenommen sind<sup>20</sup>! In diesem Vertrauen werden wir die Welt mit guten, nicht mit scheelen Augen ansehen, werden sie positiv betrachten: nicht als feindliches Gelände, in das hinein die Kirche Christi gelegentlich einen missionarischen Ausfall machen kann, sondern als den Raum, dessen Horizont der der guten Herrschaft des Auferstandenen ist; als den Raum, in dem Gott seine gewaltige Geschichte treibt.

In der Welt der Menschen nicht nur Gelegenheiten für das Evangelium, sondern seine Wirkungen zu entdecken, bedeutet für den Theologen ungeheuer viel. Er sieht sich nicht mehr nur von Mächten umgeben, die seiner Predigt hohnlachen, die ihm und der Gemeinde das Leben schwer machen: er lernt vielmehr in der „Säkularisierung“, in der Mobilität, in der Organisierbarkeit vieler gesellschaftlicher Beziehungen und in ihrer Befreiung von mancherlei irrationalen Tabus die positive Wirkung des Evangeliums begreifen, das damit ihn und alle Christen zu freier und getroster Übernahme von Verantwortung, zum persönlichen Engagement in diesen neuen Formen der Gesellschaft ruft<sup>21</sup>. Und indem er so zu verstehen beginnt, daß sein Herr nicht nur im Raum der Kirche, nicht nur in ihrem Reden und Handeln gegenwärtig ist — und indem er so über den Zaun des „kirchlichen Lebens“ hinausschauen, aus ihm heraustreten lernt, wird es ihm in ganz neuer Weise aufregend und lohnend, ein Theologe zu sein. Für die Leitung des Seminars ist die schönste Erfahrung, diese neue Freude an der Theologie erwachen und wachsen zu sehen.

### **Folgerungen: Weltoffene Gemeinde**

Schwer ist es freilich für viele der ehemaligen Seminarteilnehmer, diese neue Freude am Dienst des Theologen in der Wirklichkeit eines heutigen kirchlichen Amtes nicht alsbald

wieder erlahmen zu lassen. Er kehrt mit Erkenntnissen in sein Amt zurück, die Konsequenzen fordern. Wo aber ist in seinem Amt und in seiner Gemeinde Raum für solche Konsequenzen?

Die erste Folgerung aus den hier skizzierten Erkenntnissen müßte wohl sein, daß die Gemeinde mitten in der Welt für die Welt offen wird. Ihre Kennzeichen dürften nicht allein Sonntagsgottesdienst, Wochenbibelstunde und vertikale Gliederung in Männer-, Frauen- und Jugendgruppen sein, die der gesellschaftlichen Gliederung und ihren Gruppierungstendenzen heute nicht mehr entsprechen. Wären in einer mannigfaltig aufgefächerten Gesellschaft, die sich nicht mehr in wenige, stabile „Stände“ gliedert, neue Kennzeichen für eine christliche Gemeinde denkbar? Könnte es da etwa einen Abend für die Begegnung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern geben, einen anderen für die Aussprache aller Erzieher, vom Volksschullehrer über den Lehrlingsausbilder des Industriebetriebes bis zum Verkehrserzieher der Polizei? Eine Fülle solcher Möglichkeiten bietet sich in der Gemeinde an, wie sie in manchen außer- und übergemeindlichen Einrichtungen — etwa den evangelischen Akademien, den Studentengemeinden, dem Arbeiterwerk u. a. — schon erkannt worden sind. Es würde sich schon bald eine Verschiebung in der Zusammensetzung der Gemeinde zeigen. Neue Gesichter würden austauschen, und der Gottesdienst wäre eher eine Sammlung von Gruppen als von Einzelpersonen. Der Pfarrer einer solchen Gemeinde müßte viel zuhören können, und er müßte Zeit haben, die zur Sprache gebrachten Probleme als Theologe zu durchdenken. Das aber heißt, daß er viele Dinge nicht mehr tun könnte, die man heute allzu selbstverständlich von ihm erwartet! Er könnte nicht mehr im Massenbetrieb der Amtshandlungen zum „Amtshändler“ degradiert werden und in der „Betreuung“ derer aufgehen, die eine solche erwarten<sup>22</sup>. Es ist zu dieser Frage in letzter Zeit vieles geschrieben worden; solche Bücher gehören zur Lektüre in unserem Seminar<sup>23</sup>. Hier soll nur deutlich gemacht werden, wie schwierig es ist, als Theologe aus den Erkenntnissen der hiesigen Seminararbeit die praktischen Folgerungen zu ziehen — das heißt: als Pfarrer mitsamt der Gemeinde in ein neues Verhältnis zur Welt zu kommen; in ein — wie Heinz-Dietrich Wendland fordert — „dialonisches“ Verhältnis.



## Theologische Diaconie — diakonische Gemeinde

In ein diakonisches Verhältnis: Die Gemeinde soll teilhaben an der diakonia dessen, der gekommen ist „nicht um sich dienen zu lassen, sondern daß er diene“. Seinen Dienst annehmen, das bedeutet zugleich „gesinnt sein wie Jesus Christus auch war“ (Phil. 2, 5), heißt aus der Objekthaltung zum Subjekt bekehrt werden: zum dienenden Zeugen dieser diakonia Jesu. Von ihr zu r e d e n, sie durch W o r t e bezeugen: das ist e i n Teil des Zeugendienstes; sie zu t u n — in der Gestalt konkreten, verantwortlichen Dienens in der gegenwärtigen Gesellschaft — ist der andere Teil<sup>24</sup>.

Hier taucht freilich die Frage auf, ob unsere Gleichung „Theologe = Pastor“ nicht ein wenig zu selbstverständlich vollzogen wird<sup>25</sup>. Ein diakonisches Verhältnis der Kirche zur Welt erfordert viele Theologen, die nicht Pfarrer werden, die vielmehr dafür frei und dazu beauftragt werden, die praktischen gesellschaftlichen Probleme theologisch zu durchdenken. Wir brauchen Theologen, die den Gruppen, Organisationen und Einrichtungen des gesellschaftlichen Lebens zur Verfügung stehen, um dort die Hilfe zu leisten, die nun gerade i h r e Sache ist und die von Volkswirten, Soziologen, Psychologen, Juristen, Technikern und Ärzten a l l e i n nicht erwartet werden kann. Solchen Dienst außerhalb der kirchlichen Organisation zu leisten, steht bei uns leider noch häufig im Geruch der „Untreue“ gegenüber der Kirche (es sind doch so viele Pfarrstellen vakant!) oder erweckt gar den Vorwurf des Verrats an ihrer Sache. Als ginge es nicht gerade h i e r in besonderer Weise um die „Sache“ der Kirche! Hans Rudi W e b e r vom Laienreferat des Weltkirchenrates wies kürzlich (in einem unveröffentlichten Vortrag) auf das Kuriosum hin, daß in Frankreich bei einer Zusammenkunft protestantischer Theologen sich alle diejenigen, die an entscheidenden Stellen des gesellschaftlichen Lebens Dienst tun, als „vom kirchlichen Dienst b e u r l a u b t“ erwiesen. Ist ganz wesentlicher theologischer Dienst — nur mit „Urlaub von der Kirche“ möglich? Müßten wir solche Theologen nicht ganz im Gegenteil zu solchem Dienst geradezu entsenden, dazu ordinieren? Oder wäre solche gesellschaftliche Diaconie auch von der P a r o c h i a l g e m e i n d e aus möglich? Muß sie vielleicht von daher geschehen? Hier sind die Meinungen im Wider-

streit. Im Seminar glauben wir bisher, auf diese Frage mit einem Sowohl-als-auch antworten zu können. Der Soziologe warnt uns freilich: „Solange die Struktur der Gesellschaft relativ geschlossene Lebensräume aufwies, war es möglich, sie auf dem Boden der Ortsgemeinde zu spiegeln und zu gestalten. Seit die Aufgliederung der sozialen Lebensräume einsetzte, ohne daß sich zugleich die Gestalt der Ortsgemeinde änderte, ist diese Spiegelungsmöglichkeit (auch auf dem Lande!) mehr und mehr verlorengegangen, was einerseits zur Herausbildung der Kerngruppe derjenigen führte, die an der Peripherie der gesellschaftlichen Wandlung leben, andererseits aber zur Distanzierung all jener von der Ortsgemeinde, die der Aufgliederung der Lebensbereiche unterworfen sind... Solange wir von der heute nur noch juristisch bestehenden Ortsgemeinde als von einer soziologisch gefüllten Größe sprechen, folgen wir einer Fiktion, die fatale Folgen hat<sup>26</sup>.“ Ertragen wir die Feststellung des Soziologen, durchdenken wir sie, oder schieben wir sie (womöglich mit dem Urteil der „Unzuständigkeit“) als lästig beiseite? „Die heutige Ortsgemeinde vermag eine direkte Rolle in der Vermittlung der Botschaft oder als Hauptform des Glaubens nicht mehr zu spielen<sup>27</sup>.“

Wir wollen solchen Feststellungen gegenüber nun nicht die Alternative der sogenannten „Paragemeinde“ vertreten — ohnehin geistert dieser Begriff seit Evanston als eine Art Schreckgespenst durch kirchliche Tagungen und Diskussionen. Wir fragen vielmehr sehr ernsthaft, ob eine Verwandlung der traditionellen Ortsgemeinde möglich ist und (ohne erst eine Antwort auf diese Frage abzuwarten!) ob nicht daneben — etwa in neuentstehenden Industrieorten und Wohnvierteln — neue Gemeinden wachsen sollten, deren Merkmale schon im Entstehen nicht die pastorale Versorgung und gottesdienstliche Betreuung einer bestimmten Seelenzahl, sondern die oben beschriebenen gesellschaftsdiakonischen Kennzeichen sind. Es sollten dies Gemeinden sein, die ihren Gliedern keine Flucht aus der Welt in einen religiösen Sonntagsraum gestatten, sondern sie, nachdem sie die in der Welt des Alltags entstandenen Fragen und Probleme aufgenommen, verarbeitet, am Zeugnis der Bibel und im Gebet geprüft und beantwortet haben, dauernd wieder in Richtung auf eben diese Welt in Bewegung setzen.



## Nicht nur Zukunftsmusik

Es sind einige solcher Gemeinden im Entstehen — bei vollem Einverständnis der zuständigen Kirchenbehörden. Wir denken hier besonders an solche Stellen, an denen ehemalige Seminarteilnehmer arbeiten: in der „arche“ in Wolfshurg, im Baunatalprojekt bei Kassel, in Selsenkirchen-Buer-Hassel. Bezeichnend ist, daß diese Experimente — denn Experimente sind es freilich<sup>28</sup>! — an ganz normalen Schwerpunkten der Industrie unternommen werden, nicht etwa in besonders aus den Fugen geratenen „gesellschaftlichen Notstandsgebieten“. Was hier geschieht, ist kein kirchlicher Katastropheneinsatz: In einer zwar besonders fortgeschrittenen, aber nichtsdestoweniger für unser Zeitalter schon charakteristischen und in allernächster Zukunft für den Großteil unserer Gemeinden durchaus normalen Situation soll ein neuer Typ der Gemeinde entstehen, der geeignet ist, in unserer heutigen Gesellschaft in *kerygma*, *diakonia* und *koinonia* die Herrschaft Jesu Christi zu bezeugen<sup>29</sup>. Zuallererst wird in diesen Gemeinden eine *Wendung* im Verhältnis zwischen Theologen und Laien vollzogen. Die Laien sind nicht mehr die Helfer des Pastoren für die Ausübung seines Dienstes, sondern umgekehrt versteht er sich als der Helfer der „Laien“gemeinde, deren Sache nach Eph. 4, 12 das „Werk des Dienstes“ ist — der Kreise, die sich um den rechten, verantwortlichen Dienst in der Welt bemühen<sup>30</sup>. Diese grundlegende erste Veränderung zieht aber andere nach sich, die hier nur kurz angedeutet werden können: Sie haben sich dem Seminarteilnehmer zuerst im Zusammenleben mit 70 Jungarbeitern, Lehrlingen, Studenten und ausländischen Praktikanten im Gossner-Haus und bei vielen Begegnungen mit Menschen aus der Umgebung, die hier zusammenkommen, gezeigt<sup>31</sup>.

In allen Zusammenkünften, auch in den gottesdienstlichen an Sonntagvormittagen, ist jeder Anwesende zu Frage und Antwort und zum Gebet gerufen: Es gibt kein theologisches oder geistliches Monopol. Die Taufe — sofern sie gelegentlich auf Wunsch der Beteiligten und mit dem Dimissoriale des zuständigen Ortspfarrers in dieser „Modell“gemeinde vollzogen wird — ist Sache der ganzen Gemeinde; sie hat vorher lange Stunden über die Berechtigung, die Absicht und

das richtige Verstehen dieser Handlung unter sich und mit den Eltern und Vätern beraten. So wird die Taufe nicht als ein nun einmal übliches Ritual hingenommen, sondern als ein schwerwiegendes Ereignis empfunden, das Fragen auslöst und praktische Folgen fordert. Das Herrenmahl, das allwöchentlich am Tisch der täglichen Mahlzeit gefeiert wird, steht mitten im Alltag und begründet dort die Gemeinschaft zwischen dem Herrn der Welt und dieser um den Tisch sitzenden Schar, schafft die Gemeinschaft der Feiernden untereinander und stärkt sie zum Dienst in Kirche und Welt<sup>22</sup>. Nach der Verkündigung von Tod und Auferstehung des Herrn hilft man einander im Gespräch über den Tisch, der nun der Tisch des Herrn ist, zum Verständnis der gemeinsamen Aufgaben und des gemeinsamen Dienstes<sup>23</sup>.

### ***Ecclesia semper reformanda***

Die Seminarteilnehmer — die ja nicht nur aus deutschen Landeskirchen, sondern auch aus der Skumene kommen — sind durchaus kritisch und akzeptieren keineswegs alles „Neue“, das sie im Gossner-Haus sehen und hören. Aber sie erkennen Möglichkeiten kirchlichen Dienstes und kirchlicher Gemeinschaft in unserem Zeitalter, die sie vorher nicht kannten. Die Scheuklappen eines verengten kirchlich-konfessionellen und eines beschränkten gesellschaftlichen Horizontes fallen. Man bekommt Phantasie und Ideen: „Du stellst meine Füße auf weites Land!“ Ist es ein großer Schade, wenn der so gewonnene Elan bei den jungen Theologen hier und da über das Ziel zu schießen scheint, so daß Amtsbrüder und Oberkirchenräte sich beunruhigt fühlen? Niemand will „schokkieren um jeden Preis“ — und gibt es etwas Besseres, als wenn Theologen für die gute Sache des Evangeliums brennen? Die *G e f a h r* besteht viel eher darin, daß dieses Feuer — in der hermetischen Abgeschlossenheit eines kirchlichen Betriebes ohne Zufuhr von frischer Luft! — eines Tages erstickt, daß die Offenheit für neue Erfahrungen mit dem Heiligen Geist jener durch das fromm klingende Argument von der „Knechtsgestalt der Kleinen Herde“ getrösteten Selbstgenügsamkeit weicht, die einer der ärgsten Feinde dieses Heiligen Geistes ist. Mit ihm dagegen als mit einer realen Gegebenheit in der Ökonomie der Kirche zu rechnen, das heißt



heute: angesichts einer sich rasch ändernden Welt, die auch das Leben der Menschen verändert, eine *Änderung* der Kirche, eine *neue Gemeinde* wollen, die doch gerade in diesem Neuausbruch ihren Gehorsam gegenüber dem alten, ursprünglichen Sendungsauftrag bewährt! Das sollte in der Kirche der Reformation, in einer *ecclesia semper reformanda*, weder als Häresie noch als Sakrileg gelten<sup>34</sup>.

Das Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie — nun wohl richtiger: in der Industriegesellschaft — möchte mit seiner Arbeit einen Beitrag dazu leisten, daß unsere Theologen für ihren Dienst in einer uns noch weithin unbekannten, denkerisch unverarbeiteten, uns davoneilenden Welt *Mut* fassen. Gerade in ihrer Mobilität gibt diese Welt uns ja die größten Chancen; gerade darin *wartet* sie auf unseren Dienst: „Die sich im Alltag und Beruf vollziehende Weitergabe der Vergabung Gottes an jedermann ist der Weltberuf der Christen, ist ihr einzigartiges, unveräußerliches Apostolat...“<sup>35</sup> Wenn das Seminar und die durch seine Kurse gegangenen Theologen an diesem Apostolat mithelfen können, hat das Seminar seinen Sinn erfüllt.

#### Anmerkungen

<sup>1</sup> Vgl. auch die Abschlußberichte über Seminar I in „Die Mitarbeit“, 6. Jahrg. Nr. 4, über Seminar II ebd. 7. Jahrg. Nr. 7, und über Seminar III ebd. 8. Jahrg. Nr. 5.

<sup>2</sup> „Die Mitarbeit“ 6. Jahrg. Nr. 4.

<sup>3</sup> H. D. Wendland, *Die Kirche in der modernen Gesellschaft* 2. Aufl. S. 127 f.

<sup>4</sup> Wendland a. a. O. S. 183. — Sofern am Industriepraktikum unseres Seminars gelegentlich Studenten anderer Fakultäten teilnehmen, werden auch sie — als Glieder der Kirche! — in die theologische Fragestellung des Seminars mit hineingenommen.

<sup>5</sup> Dietrich von Oppen, *Das personale Zeitalter* (Handbücherei des Christen in der Welt, Bd. VII), 1960, S. 9.

<sup>6</sup> „Während 1850 15 v. H. der Arbeitsernergie von Menschen eingebracht wurde, 79 v. H. von Tieren und 6 v. H. von Maschinen, werden es bis 1960 entsprechend 3,1 und 96 v. H. sein.“ Aus: Erich Fromm, *Der moderne Mensch und seine Zukunft*, 1960, S. 96.

<sup>7</sup> v. Oppen a. a. O. S. 9.

<sup>8</sup> „Im Mittelpunkt unseres gesamten Arbeitslebens steht die industrielle Arbeitsform. Sie hat in zunehmender Stärke auch die Arbeitsformen der anderen Schaffensgebiete des Volkes ergriffen und in ihrer inneren Struktur sich angeglichen. Infolgedessen hat sich die soziale Problematik, die in der industriellen Arbeit entstanden ist und sich darin entfaltet hat, im 19. und mehr noch im 20. Jahrhundert auch in das übrige Arbeitsleben hinein ausge-

breitet und es im gleichen Sinne wie in der Industrie fragwürdig gemacht." Aus: Ernst Michel, Sozialgeschichte der industriellen Arbeitswelt, 3. Aufl. S. 9.

<sup>9</sup> Vgl. hierzu Paul Tillich, Der Mut zum Sein, 3. Aufl. S. 86 ff., und Wolfgang Schweitzer, Freiheit zum Leben (Handbücherei des Christen in der Welt, Bd. V), 1959, S. 149.

<sup>10</sup> Trutz Rendtorf, Theologie des Amtes in ihrem Bezug auf die Gesellschaft, in: Die Gemeinde in der modernen Gesellschaft, Hrg. Evang. Akademie Loccum (Hausverlag), S. 38. Rendtorf bezeichnet die oben dargestellte doppelte Erfordernis mit dem nicht sehr glücklichen Ausdruck einer zweifachen „Entfremdung“, den wir nicht übernehmen möchten, obwohl wir ihm in der Sache folgen.

<sup>11</sup> Vgl. hierzu v. Oppen a. a. O. S. 139 ff.

<sup>12</sup> „Die Mitarbeit“, 8. Jahrg. Nr. 5.

<sup>13</sup> „Sprechen wir hier abgekürzt von ‚der Gesellschaft‘, so haben wir dabei den konkreten Gesellschaftskörper im Auge, der sich geschichtlich zu einer relativen Einheit entwickelt und dieser Einheit politische Ordnung und Form gegeben hat, zugleich aber in das Stadium der technisierten, pluralistischen, industriellen Gesellschaft eingetreten ist.“ H. D. Wendland, Gesellschaftliche Diakonie, in: Aufgabe der gesellschaftlichen Diakonie, Kirche im Volk, Heft 25, 1960, S. 41.

<sup>14</sup> v. Oppen a. a. O., S. 50.

<sup>15</sup> Vgl. hierzu den Bericht von der Weltkirchenkonferenz in Evanston (Evanston Dokumente, Hrg. Focko Lüpsen, 1954), der diese Introvertiertheit in allen Kirchen der Welt feststellt.

<sup>16</sup> H. D. Wendland, Die Kirche in der modernen Gesellschaft, S. 250.

<sup>17</sup> Eugen Rosenstock-Huussy, Heilkraft und Wahrheit, 1952, S. 24.

<sup>18</sup> Dietrich Bonhoeffer, Ethik, 1949, S. 60.

<sup>19</sup> Vgl. hierzu die hilfreiche kleine Schrift von Jürgen Moltmann, Die Gemeinde im Horizont der Herrschaft Christi, 1959.

<sup>20</sup> „Das Angenommensein annehmen, obgleich man unannehmbar ist, das ist die Basis für den Mut des Vertrauens.“ P. Tillich a. a. O. S. 119.

<sup>21</sup> Vgl. v. Oppen a. a. O. S. 212 ff., aber auch den befreienden Vortrag des gleichen Verfassers: Strukturfragen der christlichen Gemeinde in der mobilen Welt, abgedruckt in der ob. Anmerkung 10 näher bezeichneten Loccumer Vortragssammlung.

<sup>22</sup> R. Bohren, Unsere Kasualpraxis — eine missionarische Gelegenheit? Theologische Existenz heute, NF Nr. 83, S. 11.

<sup>23</sup> Unter anderen: T. Rendtorf, Die soziale Struktur der Gemeinde, 1958; H. O. Wölber, Religion ohne Entscheidung, 1959; R. Köster, Die Kirchentreuen, 1959.

<sup>24</sup> Zur Frage der „Diakonia in der industriellen Welt“ vgl. den gleichnamigen Aufsatz von R. Starbuck, in: Aufgabe der gesellschaftlichen Diakonie (Kirche im Volk, Heft 25), S. 48 ff.

<sup>25</sup> Vgl. hierzu die Ausführungen des Verfassers in seinem Vortrag auf dem Münchener Kirchentag 1959, abgedruckt in: Gegen die Weltfremdheit, Theolog. Existenz heute, NF Nr. 79.

<sup>26</sup> J. Matthes, Die volksskirchliche Gemeinde in der Sicht des Soziologen, in der Anm. 10 zit. Loccumer Vortragssammlung, S. 151 f.

<sup>27</sup> Ebd. S. 153.

<sup>28</sup> H. D. Wendland, Kirche in der modernen Gesellschaft, S. 253: „Ohne Experimente keine Erfahrung, keine Erforschung der wirklichen Welt. Das gilt auch für das Handeln der Kirche... Wir können nicht kirchlich handeln oder predigen, ohne theologisch zu



denken, aber wir sollen auch nicht theologisch denken, ohne das Handeln und Reden zu wagen."

<sup>19</sup> Die Bedeutung dieser Trias für die Neuwerdung der Kirche kann im Rahmen dieses Berichtes nicht eingehender erörtert werden. Der holländische Theologe Hoekendijk hat sie präzisiert: Kerygma = Proklamation des Heils, Diakonia = Demonstration des Heils, Kolonia = Partizipation am Heil. Vgl. auch R. Starbuck a. a. O. und R. Bohren a. a. O., die diese ekklesiologische Trias aufnehmen.

<sup>20</sup> Eingehende Begründung dieser Wendung durch Hendrik Kraemer, *Theologie des Lalentums*, 1960. Vgl. auch Hans Ruedi Weber, *Mündige Gemeinde*, in: *Ökumenische Rundschau*, Heft 1, 1960, und G. W. Webber, *Gods Colony in Man's World*, New York, 1960, mit der Beschreibung der Praxis der East Harlem Protestant Parish of New York: "The real task of the colony is outside its walls in the world. The work of the colonists is where they spend their lives . . . The minister . . . is to prepare the colonists for their work and ministry in the world . . . The minister, that is to say the ordained clergy, exists in the church for the sake of the world, and the laity exists in the world for the sake of the church" (S. 129). Dazu besonders Markus Barth, "Solidarität mit den Sündern", 1961.

<sup>21</sup> Vom Verfasser des öfteren beschrieben, zuletzt in *Theolog. Existenz heute*, NF 79, neuerdings in Langhans "Gemeindeveranstaltungen . . .", 1961.

<sup>22</sup> Eine ähnliche Abendmahlspraxis findet sich in der Hauskirchen-Bewegung in Leeds (Schottland); vgl. E. Southcott, *The Parish comes Alive*, 1956.

<sup>23</sup> Wo — wie in der vorerwähnten Hauskirchen-Bewegung in Leeds — das Herrenmahl weiter in die Häuser wandert, versammelt es nicht nur die engere Familie, sondern eine oikos-Gemeinschaft nach neutestamentlichem Vorbild: Freunde und Arbeitskollegen mit ihren Familien, Paten und Patenkinder.

<sup>24</sup> Vgl. H. D. Wendland in *Kirche und Volk*, Heft 25, S. 44 f.

<sup>25</sup> Johannes Doehring, *Das Leben in der „offenen Gemeinde“*, in: *Die Gemeinde in der modernen Gesellschaft*, a. a. O. (Loccum) S. 137. Doehring fährt an der zitierten Stelle fort: „... Apostolat, hinter dem das Predigtamt wie der tragende Pfeller unter dem seine Kraft erst nutzbar machenden, weitertragenden Brückenbogen im Aspekt seiner Benutzer sogar zurücktreten muß. Sonst bietet die Kirche mit ihren 15 000 sonntäglichen Predigten allein auf evangelischen Kanzeln Deutschlands den Anblick vieler im Kriege zusammengeschossener Brücken. Die Pfeller stehen. Aber über den Abgrund können sie niemand mehr führen.“

Pfarrernotbundes, nahm für seine Heimatkirche als Delegierter an der Bekenntnissynode in Barmen teil, deren Beschlüsse er mitverantwortete, und stand wenige Wochen später vor einem Sondergericht in Schwerin, das ihn zu Gefängnisstrafe verurteilte. Von 1937 bis zum Kriegsausbruch ging er als Pfarrer der deutschen Evangelischen Gemeinde Haifa nach Palästina und lernte dort die missionarischen und politischen Probleme des Vorderen Orients kennen.

Von 1940 bis 1945 war er im württembergischen Kirchendienst tätig und wurde nach Ende des Krieges in die Leitung des Hilfswerks berufen, als dessen Generalsekretär er bis 1949 in Stuttgart tätig war. 1949 übernahm er die Leitung des Hilfswerks in Berlin für den Osten Deutschlands und war von diesem Zeitpunkt an in besonderer Weise mit wichtigen gesamtkirchlichen Problemen, insbesondere für die Kirchen in Berlin und in der DDR, befaßt. Unter seinen zahlreichen Nebenaufgaben hat das 1953 übernommene Amt des Kurators der Kirchlichen Hochschule in Berlin besondere Bedeutung (bis 1958). Im Blick auf seine gesamtkirchlich wichtige Tätigkeit verlieh ihm die theologische Fakultät der Universität Zürich die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber. Nach der Fusion von Innerer Mission und Hilfswerk wurde Dr. Berg gleichzeitig mit der Leitung der Ökumenischen Abteilung des Diakonischen Werkes betraut und hat in dieser Eigenschaft die Initiative für die Entwicklung der Aktion „Brot für die Welt“ ergriffen, die rasch in den Evangelischen Landes- und Freikirchen unseres Vaterlandes Wurzel geschlagen und große ökumenische Bedeutung gewonnen hat. Als Nachfolger von Bischof D. Hertrich-Hamburg wurde er nach dessen Tode in das Administrativ-Comitee der „Abteilung für zwischenkirchliche Hilfe“ in Genf berufen. Ab Januar 1960 holte ihn der Diakonische Rat in die Hauptgeschäftsstelle nach Stuttgart, damit er sich den in Verfolg der Aktion „Brot für die Welt“ stark gewachsenen ökumenischen Aufgaben hauptsächlich widmen könne.

Dem Kuratorium der Goßner-Mission gehört Herr Pfarrer Berg seit dem Jahre 1949 an und hat an der Entwicklung ihrer Arbeit seitdem lebendigen Anteil genommen.

50. Geburtstag von Pastor Horst Symanowski am 8. September dieses Jahres

Zur Goßner-Mission stieß Pastor Horst Symanowski bereits im Jahre 1942 als sogenannter „illegaler junger Bruder“ der Bekenntenden Kirche. Er war kriegsverletzt aus dem Heeresdienst entlassen worden und hatte eben ein Angebot des Konsistoriums in Königsberg/Pr., sich legalisieren zu lassen, abgelehnt. Die Gestapo wollte ihn dienstverpflichten. In diesem Augenblick berief ihn die Goßner-Mission hauptamtlich in ihren Dienst und machte ihn zu ihrem Vertrauensmann in seiner Heimatprovinz Ostpreußen. Dort betreute er den Freundeskreis der Goßner-Mission und setzte hier und dort an vor allem aus Berlin evakuierten Schulen Katecheten ein, die den von den Lehrern niedergelegten Religionsunterricht erteilen sollten.

Im Jahre 1945 wurde Pastor Symanowski auf Grund eines Gedenkgottesdienstes am Geburtstag Martin Niemöllers aus Königsberg ausgewiesen. Er kam



Pastor Horst Symanowski

nach einem Zwischenaufenthalt in Köslin im Oktober 1945 mit seiner Familie nach Berlin, wo er die Arbeit in der Goßner-Mission wieder aufnahm. In ihrem Auftrage gründete und leitete er das Seminar für kirchlichen Dienst in Berlin-Zehlendorf, in dem Katecheten für die christliche Unterweisung an den öffentlichen Schulen Berlins ausgebildet wurden. Während dieser Zeit begann die Wohnwagenarbeit der Goßner-Mission in der DDR, in der sich Pastor Symanowski als erster persönlich einsetzte.

1948 siedelte er auf Beschluß des Kuratoriums der Goßner-Mission nach Mainz-Kastel über, um dort ein Studentenheim für zukünftige Missionare und Missionsärzte aufzubauen. Das war die uranfängliche Absicht; aber an Ort und Stelle entdeckte Pastor Symanowski eine ganz andere Aufgabe, die für ihn zum Lebenswerk werden sollte: den kirchlichen Dienst an dem Menschen in der Industrie. Um für diese besondere missionarische Arbeit ein Zentrum zu schaffen, baute er in internationalen Arbeitslagern mit Pfarrern, Studenten und anderen Jugendgruppen das neue Goßnerhaus am Rhein auf, das am 2. März 1956 eingeweiht wurde.

Die Krönung seiner Arbeit bildete das Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie, zu dem fast alle Landeskirchen Pastoren und Theologen entsenden. Am 1. Dezember dieses Jahres beginnt im Goßnerhaus in Mainz-Kastel der erste Vorbereitungskursus für freiwillige Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die



sich im Rahmen der Aktion „Brot für die Welt“ zum Dienst in Übersee gemeldet haben. Dieser Auftrag zeigt deutlich, wie die missionarische Arbeit von Pastor *Symanowski* daheim mit der Missionsarbeit draußen, im besonderen der Goßner-Mission in Indien, zusammenfällt.

Die Leitung der Goßner-Mission ist Gott für alles dankbar, was ihr durch die Zusammenarbeit mit Pastor *Symanowski* für ihre Heimarbeit und ihren Missionsdienst in Indien neu zugewachsen und geschenkt worden ist, und erbittet für ihn und die Seinen auch für die Zukunft Gottes Leitung, Schutz und Segen.

Am 16. November begeht Fräulein *Else Lorentz* ihren 80. Geburtstag

(nebenbei bemerkt: am selben Tage, an dem auch Präses Lic. *Stosch* sowie Schwester *Hedwig Schmidt* und ihre Zwillingschwester *Erna* Geburtstag haben.) Fräulein *Lorentz* ist mit der Goßner-Mission schon als treues Mitglied der Bekenntnisgemeinde Friedenau, die sich im Goßner-Kirchsaal versammelte, verbunden. Seit langen Jahren versieht sie — scherzhaft die „Kirchmeisterin von St. Goßner“ genannt — den Saal- und Altardienst im Goßnerhause. Darüber hinaus ist sie die mütterliche Betreuerin unserer indischen Studenten. Besonders dankbar sind wir für die persönlichen Beziehungen, mit denen sie die Gemeinschaft in unserer Goßnersaalgemeinde pflegt und stärkt, im besonderen auch durch ihren Besuchsdienst bei den Alten und Kranken. Gott, der Herr, möge sie auch in den kommenden Tagen ihres Lebens segnen und behüten!

Fräulein *Else Lorentz*



Schwester *Hedwig Schmidt*

## 2. Aussendungen

Das Kuratorium der Goßner-Mission hat beschlossen, Schwester *Hedwig Schmidt* auf ihren eigenen Wunsch erneut auszusenden. Sie erhält den Auftrag, in der Gemeinde Govindpur ein Mädchenheim für Blinde und Krüppel aufzubauen, das von den Schülerinnen der dortigen Tabita-Schule betreut werden soll. Die zukünftigen Gemeindegliederinnen sollen während ihrer Ausbildungszeit neben ihrem Bibelstudium auch im diakonischen Dienst praktisch eingeübt werden, das ist die Absicht. Schwester *Hedwig Schmidt* reist auf Einladung und ausdrücklichen Wunsch der indischen Kirchenleitung aus (am 30. Dezember dieses Jahres, ab Genua).

Schwester *Anny Diller*, die seit 1. April 1961 in den Ruhestand getreten ist, siedelt zu dauerndem Aufenthalt nach Indien über, um mit ihrer verheirateten Schwester zusammenzuleben.

Ausreise der Geflügelzuchtmeisterin *Gunnhild Erler* und des Starkstromelektrikers *Horst Müller*

Sie gehen beide nach Khutitoli, um dort bei Dr. *Junghans* und seiner Frau in dem neu aufgebauten landwirtschaftlichen Zentrum mitzuarbeiten. Fräulein *Erler* und Herr *Müller* sind der Goßner-Mission durch „Dienste in Übersee“ (Stuttgart) zur Verfügung gestellt worden, einer neuen Dienststelle, die in Auswirkung der Aktion „Brot für die Welt“ entstanden ist. Bei ihr melden sich freiwillige Kräfte, die in

das Gossners Missionsblatt Juli 3/64

## Auf den Spuren des Industriearbeiters

Aus der Arbeit  
des Seminars für  
Kirchlichen Dienst  
in der Industrie

Vom 8. bis zum 15. April waren vierzig Pastoren aus verschiedenen Landeskirchen in Mainz-Kastel zusammen. Pfarrer *Horst Symanowski* hatte sie zu einem Wiederholungskursus eingeladen, der jährlich für ehemalige Teilnehmer des Seminars für Kirchlichen Dienst in der Industrie in Mainz-Kastel stattfindet. Die einen kamen aus ländlichen Gemeinden des Nordens und Ostens, andere aus Industriegebieten. Unter diesen berichteten einige von ihrem Dienst an wichtigen Stellen außerhalb der Ortsgemeinde.

Einer der Pastoren, der zur Zeit in Schottland das Leben der dortigen Kirchen kennenlernt, erzählte von interessanten Experimenten einer Gruppe von Theologen und Laien, die in einem Armenviertel in Glasgow eine neuartige Gemeindearbeit betreiben. Menschen, die von der Ortsgemeinde nicht erfaßt sind, werden hier angesprochen. Ferner berichtete er von Hauskreis-Gemeinden in Leeds und Fabrik-Gemeinden in Sheffield, die er besucht hatte — lauter Versuche, dort Dienst zu tun, wohin die übliche Ortsgemeinde vielfach nicht reicht.

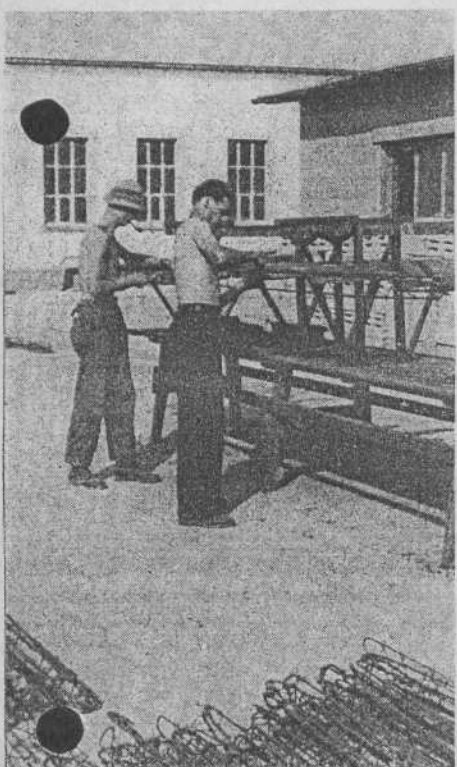
Ein Theologe, der bei den Farbwerken in Hoechst Arbeiterwohnheime betreut, hat sein besonderes Augenmerk auf die Probleme der italienischen Fremdarbeiter gerichtet. Er fuhr nach Sardinien und besuchte die zurückgebliebenen Familien. Dort stieß er auf einen tiefen Haß gegen die Kirche. Bei einem Vortrag in einem katholischen Priesterseminar erklärte er, warum er sich in Deutschland um italienische Arbeiter kümmert. Er tut dies aus der Erkenntnis heraus, daß die wichtigste Aufgabe der Dienst an den bedrängten Menschen ist, ganz abgesehen von ihrer Konfession.

Die Brüder aus Mitteldeutschland berichteten von den Aufgaben, die sich ihnen angesichts der wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen stellen, etwa bei dem seelsorgerlichen Dienst an den Menschen, die mit der Umwandlung ihres Eigentums in Gemeineigentum nicht fertig werden können. Sie meinten, im Westen solle man den katastrophalen Pfarrermangel des Ostens nicht nur negativ sehen; es ergebe sich dadurch an vielen Stellen eine Aktivierung der Laien, bis hin zur Übernahme von Amtshandlungen. Es ist dort die Aufgabe der Theologen, die Isolierung der Gemeinde nicht noch von innen her zu verstärken, sondern offen zu werden für den Dienst auch an den Atheisten. An vielen Stellen in der Zone schießen — wie bei uns — ganze Wohngebiete aus der Erde, die die Kirche dort zu neuen Wegen herausfordern.

Der Bericht aus der Volkswagenstadt Wolfsburg zeigte, wie in Westdeutschland über die ortsgemeindliche Arbeit hinaus kirchlicher Dienst in der Industrie getan werden kann. Der Kirchenvorstand (Presbyterium) dort hat einen Ausschuß für Industrie-Diakonie beauftragt, die Verbindung zu den Gemeindegliedern im Volkswagenwerk herzustellen. Dies geschieht durch zwei Theologen, die ständig im Werk arbeiten, und durch einen Gemeindepfarrer, der für die dadurch entstehenden Kontakte freigestellt ist — in Zusammenarbeit mit anderen Pfarrern und Gemeindegliedern. Ähnliche Versuche sind in Gelsenkirchen, in dem neuerrichteten Volkswagen-Zweigwerk Baunatal, Kassel, und in der Opel-Stadt Rüsselsheim im Gange.







Der Anstoß für diese kirchlichen Neuansätze ging von dem Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industrie in Mainz-Kastel aus. Was geschieht eigentlich dort? Das Seminar sammelt alljährlich aus den deutschen Landeskirchen und aus den Kirchen des Auslandes junge und alte Theologen zu einem Halbjahreskursus in den Wintermonaten, jeweils ab 1. November. Das Abstandnehmen von liebgewordener Thematik, von bekannten theologischen Begriffen und — zumindest während des Fabrikeinsatzes — von gewohntem Lebensrhythmus fällt den Theologen oft sehr schwer. Schnell erkennen sie aber auch, daß sie auf diese Weise dem Durchschnittsmenschen unserer Zeit nahekomen, ihn besser als früher in seinen Wünschen, Hoffnungen und seiner ganzen Lebensgestaltung verstehen. In den volkswirtschaftlichen Vorlesungen erkennen sie die Zusammenhänge zwischen Arbeit, Arbeitsergebnis, Sozialprodukt, Geld- und Kapitalmarkt, Innen- und Außenhandel, Reichtum der Industrieländer und Armut der Völker im raschen sozialen Umbruch. Wenn nach dieser Vorbereitung dann die zwei Monate Schichtarbeit in der Fabrik erlebt werden, hat sich vielen Theologen eine neue Welt erschlossen; die Arbeitswelt von heute.

Im Vordergrund steht nicht die Frage, welche Sprache wir wohl für die Menschen unserer Zeit finden sollten, damit sie in die Kirche kommen, oder die Frage nach Methoden und Formen kirchlicher Arbeit. Es geht nicht um die eigenen kirchlichen Gruppen und Grüppchen, sondern um die Probleme unserer Gesellschaft, und die Frage an die Theologen wird immer eindringlicher: Was könnt ihr mit eurer Kenntnis der Bibel und der Geschichte der Kirche Jesu Christi beitragen zum Durchdenken der gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit, zu ihrem Erkennen und zu ihrer Lösung?

Auch für Theologiestudenten gibt es ein Industriepraktikum im Gösner-Haus in Mainz-Kastel. Es läuft vom 31. August bis 25. Oktober und will einen bescheidenen Einblick in die moderne industrielle Arbeitswelt, in ihre Mechanisierung, Rationalisierung, Schichtarbeit, Akkordarbeit, Betriebsordnung usw., in die Auswirkung dieser Arbeit auf die ganze Existenz des Industriemenschen und in die sich daraus ergebende soziale Problematik der heutigen Industriegesellschaft vermitteln. Weiter sollen die Teilnehmer einen Einblick in die Kluft zwischen der Kirche und der Gesellschaft bekommen und sich neu auf die Aufgabe der Kirche und des Theologen in dieser Situation besinnen.

Das Praktikum beginnt mit einer dreitägigen Einführung in die Fragen: Was geht die soziale Frage uns als Gemeinde an? Und: Was haben wir als Theologiestudenten in den Betrieben zu suchen? Es folgt ein siebenwöchiger Fabrikeinsatz als Hilfs- und Schichtarbeiter in der metallverarbeitenden, chemischen oder Zementindustrie. Während dieser Fabrikarbeit gibt es zweimal wöchentlich Zusammenkünfte, in denen die eigenen Erfahrungen systematisch besprochen werden. Das Praktikum schließt mit einer dreitägigen Besprechung, in der die Bedeutung dieser Erfahrungen für das künftige Studium und die Aufgabe der Kirche in der Industriegesellschaft durchdacht werden.

Es geht in Mainz-Kastel nicht um ein neues Arbeiter Priestertum oder um die Bildung christlicher Betriebskerne, sondern um mündige Gemeinde, also eine Gemeinde mit Mund. Dieser Mund darf nicht nur im Chor geöffnet werden. Er muß in der Gemeinde gebraucht werden, um mitzureden von den großen Taten Gottes, um sie für unsere Zeit zu deuten. Deshalb wird der Theologe heute auch in der Gemeinde manchmal mehr hören als reden müssen. Er muß hören, wie das Evangelium den anderen trifft, an welcher Stelle seines Lebens es ihn beunruhigt oder wo es bedeutungslos wird.

Angesichts der vielen, oft nur klagend-beschreibenden Deutungen unserer gegenwärtigen Welt ist es ein Lichtblick, daß dieses Seminar zu einem nächsten Schritt ermuntern will, einem Schritt im Glauben nach vorne.

Ritter/Günneberg

(„Der Weg“, Nr. 18, 1961)

Pastoren bei der Fabrikarbeit

Auf Bild unten rechts (S. 15)  
gibt Pastor H. Symanowski  
Arbeitsanweisung

geredet wird, geradezu fröhlich auflachen, wenn der Anlaß nicht so ernst wäre.

Für denjenigen aber, der über die Demarkationslinie hinweg geführt worden ist („nicht aus eigener Vernunft noch Kraft“), werden gerade diese Widersprüche, „Ärgernisse“, „Torheiten“ in der Schrift zu seligen Widersprüchlichkeiten. Er versteht mit einem Male, daß die göttliche Torheit und die göttliche Schwachheit weiser und stärker sind, denn die Menschen (1. Kor. 1, 18-31). — Er weiß mit einem Male, daß Armut ohne Christus Armut bleibt, mit Christus aber in Reichtum verwandelt wird. Leid ohne Christus bleibt Leid; aber mit Christus wird es in Freude verwandelt. Und er begreift auch das letzte Geheim-

nis, daß der Tod ohne Christus wirklich Tod ist; aber mit Christus mündet er ins Leben ein, in ein vergängliches, unzerstörbares, ewiges Leben.

„Als die nichts innehaben, und doch alles haben; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Gezüchtigten, und doch nicht ertötet; als die Sterbenden, und siehe, wir leben!“ (2. Kor. 6, 9-10)

Und sollte der, der um diese Kräfte weiß, die von der Auferstehung Jesu Christi ausgehen, nicht an die Auferstehung des Auferstandenen selber glauben mit einer Gewißheit, die durch nichts überboten werden kann, auch nicht durch wissenschaftliche Beweise?

Lokies

*aus: Gossners Missionsblatt April 2/61*

## Ein Goßnersonntag in Mainz-Kastel am Rhein

Wir haben es im Goßnerhaus selbst und auch bei unseren Freunden außerhalb des Hauses meist mit Menschen zu tun, die den Kontakt zu einer Kirche verloren oder noch nie gehabt haben. Im Umgang mit ihnen hat sich im letzten Jahrzehnt gezeigt, daß es eine Reihe von Möglichkeiten gibt, auch mit diesen Menschen unter dem Wort Gottes zusammenzukommen, zu beten und zu loben, ja die Sakramente zu feiern. Hier soll in Kürze ein Sonntag beschrieben werden, an dem etwa 100—120 Menschen verschiedenen Geschlechts, Alters und Herkunft im Goßnerhaus zusammenkommen.

Die Vorbereitung erfolgt schon Wochen vorher. Ein solcher Goßnersonntag hat Seltenheitswert. Er wäre nicht jeden Sonntag durchzuführen, weder im Blick auf die gründliche Vorbereitung, noch im Blick auf die Teilnehmer. „Jeden Sonntag, das hält keiner aus.“ Damit meinen viele: Wir wollen Herr bleiben über unsere Zeit, gerade auch über die Sonntagszeit. Hier helfen keine theologischen Gegenstände. Man muß auch verstehen, daß Menschen, deren Zeit bis in Bruchteile einer Sekunde und auf ein Jahr hinaus genauestens eingeplant ist (Akkordminute, Schichtarbeit im Wechsel von Tag- und Nacht-, ja Sonntagsarbeit), nicht auch den freien Tag regelmäßig verplant wissen wollen. Wohl sind sie aber daraufhin anzusprechen, daß sie nach etwa 4 oder 6 Wochen einen halben Sonntag frei halten für das Gespräch über ein Thema, das sie beschäftigt und ihre Existenz betrifft. Dieses Thema ist nicht für sich allein im Blick auf einen einzigen Sonntag gewählt, sondern ist ein Teil des großen Themas, das manchmal über Monate von allen Seiten beleuchtet, durchdacht und besprochen wird. „Vertrauen und Mißtrauen in unserer Gesellschaft“ war einmal das Thema eines ganzen Winters, das an dem sogenannten „Großen Freitag-Abend“ einmal im Monat behandelt wurde. Soziologen, Betriebsführer und Betriebsräte kamen zu Wort. Und dann drängte alles auf die Frage zu: was

sagt die Bibel zu Vertrauen und Mißtrauen? Jetzt wurde mit Spannung der Goßnersonntag erwartet. Am besten ist es, ich schildere einen der letzten dieser Sonntage.

Das Generalthema des Winters war die „Demokratisierung des Arbeitsprozesses“. Wie kann heute in der arbeitsteiligen Welt der Einzelne ein verantwortlicher Mitarbeiter am Ganzen sein? Wo ist der Ort, an dem er verantwortliches Handeln lernt? Wo wird für ihn die Gesellschaft anschaulich? An einem Freitag wurde über die Familie geredet. Ist sie überhaupt unter solch einem Schlagwort wie „Demokratie“ zu fassen? Ist sie aber nicht auch der erste Ort, an dem der Mensch die große Gesellschaft im kleinen erlebt? An einem anderen Freitag wurde über die Stellung des Menschen an seinem Arbeitsplatz gesprochen. Hierüber hatten sich schon kleinere Kreise von Unternehmern, Gewerkschaftlern, Betriebsräten, einige Schichtgruppen vorher im Goßnerhaus unterhalten. Mehr und mehr kamen nun Fragen nach der Kirche auf: ist sie denn „demokratisch“ geordnet? Ihr Theologen redet doch allein in der Gemeinde, und die anderen antworten bestenfalls nur im Chor. Und so drängte es denn zu dem Goßnersonntag, zu dem unter dem Thema eingeladen wurde: Ist in der Kirche Demokratie nötig und möglich? Wer fordert sie? Die Bibel? Wer verhindert sie? Die Pfarrer? Eine biblische Vorbereitung in einem Kreis von etwa 20 Männern und Frauen am Freitag vor diesem Goßnersonntag hatte zwei Bibelstellen zur Grundlage: Eph. 4, 11 ff. und 1. Kor. 12. Diese Texte werden mindestens 8 Tage vorher in einer gegenwartsnahen Übersetzung (eventuell in einer eigenen) vervielfältigt den Gliedern des „Kleinen Freitag-Abend“ in die Hand gegeben. Hinweise auf die Bibelstellen allein genügen nicht. Manche haben keine Bibel zuhause oder finden die angegebenen Stellen nicht. Ein vervielfältigtes Blatt aber wird in die Manteltasche gesteckt, im Bus zur Arbeit oder auch in der Mittagspause gelesen.





„Wir sitzen im einfachen, doppelten oder dreifachen Kreis in unserem Saal —“

So entstehen schon Gespräche über die Texte vorher in der Woche am Arbeitsplatz, im Stammlokal oder in der Familie. Angefüllt mit Bemerkungen zu diesen Texten, mit Fragen und Bedenken kommt man zusammen. Bei der Vorbereitung an diesem Freitag meinte nach 2½stündigem Gespräch ein aus der Versuchsabteilung eines Werkes stammender Angestellter: 1. Kor. 12 müßte man malen können. Wir forderten ihn auf, es zu tun. Am Sonnabend erschien er mit einer großen Rolle von Plakaten, die er selbst an seinem freien Vormittag gezeichnet hatte und hängte sie ringsum an den Wänden des Saales auf: auf jedem nur ein Körperteil, die ganze Plakatfläche ausfüllend: ein Fuß, eine Hand, ein Auge, ein Ohr, eine Nase, ein Bauch.

Die Durchführung eines solchen Gossner-Sonntags ist in der Grundlinie stets gleich. Wir beginnen um 11 Uhr. Jeder weiß, daß mit dem Ende des Mittagessens um 14 Uhr offiziell Schluß ist, daß aber jeder noch bleiben kann, wenn er weiter diskutieren oder sich mit ein paar Freunden bei einer Tasse Kaffee zusammensetzen will. Die Zeit der „Veranstaltung“ ist also begrenzt und wird auch genau eingehalten.

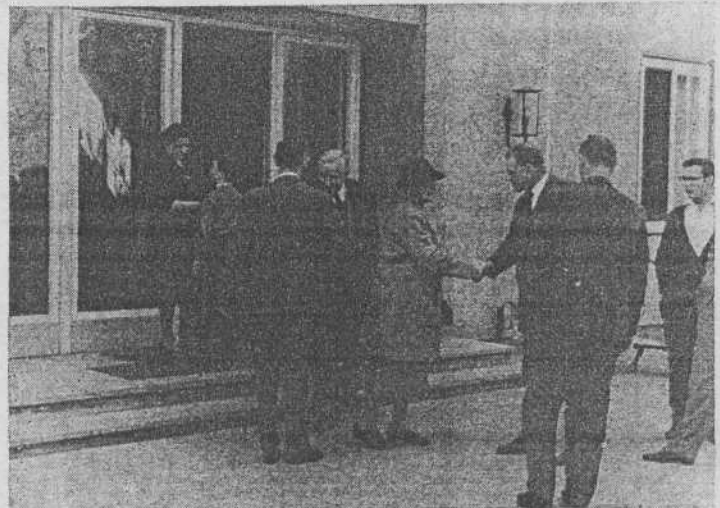
Der Beginn um 11 Uhr hat sich als günstig erwiesen. Man hat länger schlafen können. 14 Uhr als

Beim gemeinsamen Essen



Schlußzeit ist günstig, weil man dann am Sonntag-nachmittag noch etwas unternehmen kann (Ausflug, Besuch, Kino). Das Mittagessen, das etwa um 13.15 Uhr beginnt, schließt mit dem Dankgebet und der Verabschiedung derer, die nicht länger im Hause bleiben. Es ist immer eine einfache Suppe mit trockenem Brot dabei und wenn möglich — einem Apfel als Nachtisch. Ein Preis ist dafür nicht festgesetzt. Jeder gibt, was ihm das Essen und dieses Zusammen-sein wert war; mancher macht es dann an einem

Vor- und Nacharbeit im kleinen Kreis



Jeder kennt jeden persönlich

Sonntag mit einem Geldschein für vorangegangene Sonntage mit. Mancher Arbeiter gibt seine Jahresgabe, wenn er die Weihnachtsgratifikation oder den Jahresbonus erhalten hat. Eine Kollekte an solch einem Sonntag wird nicht angekündigt und eingesammelt. In dem Winter, als die Aktion „Brot für die Welt“ gestartet war, beschloß die an dem Gossner-Sonntag versammelte Gruppe eine Aktion „Traktor für Indien“ in einem Industriewerk zu starten und brachte in den folgenden Wochen bis zum nächsten Gossner-Sonntag 7 000,— DM zusammen.

Zurück zu dem Sonntag, zu dem Demokratisierungsthema. Wir sitzen im einfachen, doppelten oder dreifachen Kreis in unserem Saal — je nach Zahl der Erschienenen. 200 bis 250 Stühle haben Platz. Es gibt in dem Oval kein oben und unten, keine Kanzel, keine besonders hervorgehobene Stelle. Nur zum Flügel ist der Kreis geöffnet. Der „Organist“ hat an der Vorbereitung des Themas teilgenommen und sich seine Gedanken dazu gemacht. Nachdem der an diesem Tag verantwortliche Leiter des Hauses alle begrüßt und noch einmal das durch Einladung und vielleicht auch durch die Presse bekannt gewordene Thema genannt hat, steht der „Organist“ auf und kündigt an, daß er nun auf dem Flügel eine Fuge von Bach spielen werde. Man möge doch darauf achten, wie keine Stimme und keine Melodie in dieser Fuge die anderen erdrücke, im Gegenteil helfe, daß das Thema vielgestaltig immer besser zum Ausdruck komme; daß hier in der Musik von Joh. Seb. Bach eine großartige Behandlung unseres Themas zu erkennen sei, eine Erklärung vielleicht gerade zu den Texten Eph. 4 und 1. Kor. 12. Er spielt. Dann fragt der Leiter dieses Vormittags, was sich der Maler dieser Gliedmaßen an den Wänden eigentlich dabei gedacht habe. Und nun erklärt dieser, daß er so heute unsere Gesellschaft und auch die Kirche sähe: einzelne Glieder oder gar nur Teile davon, ohne Verbindung zueinander, kein Organismus. Schnell bestätigen das andere, erzählen aus ihrer Situation im Wohnblock oder an der Arbeitsstelle. Wie kann aus solchen Einzelgliedern ein Leib werden? Man erkennt, daß der Mensch nicht einfach „Rädchen“ sein kann, das nach Verschleiß ausgewechselt wird gegen ein anderes. Ein „Glieder“ kann nicht ausgetauscht werden, es sei denn, daß man den Menschen zu einer Prothese erniedrigt. Aber wie steht es damit in der Gemeinde? Sind die Gemeindeglieder vielleicht doch nur Prothesen, die sich bewegen, wenn sie vom Pfarrer angestoßen werden? Woran kann heute noch die Gliedschaft erkannt werden? Worin sieht denn die Bibel Gliedschaft begründet und verwirklicht? Jetzt wird von dem gesprochen, was am Freitag in der kleinen Gruppe erarbeitet wurde auf Grund Eph. 4 und 1. Kor. 12. Es ist keineswegs die Regel, daß damit der Theologe beginnt. Seine Aufgabe ist nur die Gesprächsführung, die dann am besten ist, wenn man sie am wenigsten spürt. Nun kann auch an einem Punkt des Gesprächs der Text gelesen werden. Das kann auch unterbleiben, wenn im Gespräch die Sache, die der Text zum Inhalt hat oder von einem Gesprächsteilnehmer klar formuliert oder berichtet wurde, deutlich gemacht ist. Dieses Gespräch geht etwa 1½ Stunden. Am Ende fragt der Versammlungsleiter, was man sich angesichts dieses so besprochenen Themas nun wohl als Folgerung wünsche oder von Gott erbitte. Dann drücken erfahrungsgemäß 6—10 Frauen

und Männer oder Jugendliche ihren Wunsch in einem oder zwei einfachen Sätzen aus. Der Leiter faßt sie zusammen, vielleicht so: „Herr, du hast gehört, was wir wünschen und hoffen; du als der rechte Vater wirst wissen, was von unseren Bitten erfüllt werden kann; du wirst die rechte Auswahl treffen, weil du als unser Vater weißt, was gut und richtig für uns ist.“ Je nach der Situation wird das „Unser Vater“ gemeinsam gebetet oder auch nicht. Es darf nicht nur als formeller Bestandteil dieser Zusammenkunft verstanden werden, sondern muß als der an dieser Stelle notwendige Ruf zum Vater erwartet werden.

Wir singen auch, manchmal am Anfang und am Schluß, manchmal zwischendurch, um das lange Gespräch zu gliedern und einzelne Teile zusammenzufassen. Es ist außerordentlich schwierig, Lieder nach Inhalt und Melodie zu finden, die in dieser Gemeinde gesungen werden können. Man will nur das singen, was man versteht. Die meisten Lieder haben aber eine zu geschraubte, unverständliche und veraltete Sprache. So müssen die einzelnen Verse sorgfältig ausgewählt, manchmal in ihrem Text verändert werden. Das erfordert viel Arbeit in der Vorbereitung, nicht zuletzt mit dem Vervielfältigen dieser Lieder. Das Mittagessen schließt sich an. Man sitzt zu sechs an einem Tisch. Hier geht das Gespräch weiter, hier entstehen Anregungen für die weiteren Diskussionen am Nachmittag in der zurückbleibenden Gruppe. Am Nachmittag wird oft das Thema für den nächsten Gossneronntag geboren.

In diesem Bericht war nicht die Rede von Taufen Erwachsener und Kinder, von Aufnahmen in die evangelische Kirche und Trauungen, die im Rahmen des oben beschriebenen Gossnersonntags vorgenommen werden, nachdem das Dimissoriale der zuständigen Gemeindepfarrer eingeholt ist (bisher immer erteilt).

Wir wissen, daß die Formen von Gottesdienst, Taufe, Trauung usw., wie sie sich in den letzten zehn Jahren im Gossnerhaus gebildet haben, auch für diese Arbeit der Gossner-Mission in Mainz-Kastel keine endgültigen und keine allgemein verbindlichen sind. Wir sind auf der Suche immer bereit, aufzuhören, neu anzufangen und zu ändern. Es gibt keinen Stillstand. Alles geschieht zu dem Ziel, daß das Evangelium auch von solchen Menschen gehört werden möchte, die die Verbindung zu ihrer Ortsgemeinde und ihren überlieferten Formen verloren haben. Wir freuen uns am meisten über diejenigen, die so im Gossnerhaus staunend entdecken, wo Jesus Christus in ihrem Leben schon wirkt, wofür er sie als seine Mitarbeiter in Dienst nimmt, und die lernen, in anderen als in der gewohnten und von ihnen unverstandenen oder abgelehnten Art und Weise ein neues Lied zu singen.

Horst Symanowski



## Bei der Goßner-Mission in Mainz-Kastel am Rhein

Ein Dutzend Jahre besteht nun das Goßnerhaus in Mainz-Kastel. Aus kleinen Ansätzen – sprich Zelten und Baracken – ist ein großes Haus entstanden, das 130 Menschen beherbergt, wenn man den Hausstab mitzählt. „Sie haben ein Jugendwohnheim, also gehören Sie zur Inneren Mission?“ „Nein, die Goßner-Mission gehört zur Äußeren Mission.“ „Ach so, dann bilden Sie hier Missionare aus und senden Sie nach Indien?“ „Nein, das tut unsere Zentrale in Berlin-Friedenau.“ „Ja, was machen Sie denn eigentlich in Mainz-Kastel?“

Diese Frage wird häufig gestellt und ist nicht mit wenigen Worten zu beantworten. Dieses neue Missionshaus ist anscheinend auch ein neuer Typ für Missionsarbeit überhaupt, auf die althergebrachte Bezeichnungen wie ‚innen‘ oder ‚außen‘ nicht mehr passen.

Das *Jugendwohnheim* braucht nicht besonders beschrieben zu werden. Diese Art von Heim mit Lehrlingen, Jungarbeitern, ausländischen Praktikanten und Studenten gibt es überall in der Evangelischen Kirche. Das Besondere des Jugendwohnheims in Mainz-Kastel mag darin zu sehen sein, daß diese jungen Menschen die Probleme der etwa 30 Betriebe, in denen sie arbeiten, in das Goßnerhaus heimbringen, in dem sie dann durchgesprochen, diskutiert und mit den Theologen des „Seminars für kirchlichen Dienst in der Industrie“ aufgearbeitet werden. So bringen die

Bewohner die Themen mit, die oft Monate hindurch im Haus durchgesprochen und durch die die Theologen zur Konzentration auf die Beantwortung solcher ‚weltlicher‘ Fragen gezwungen werden.

Das „*Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie*“, das in den Monaten August bis Oktober Studenten zu einem Industriepraktikum aufnimmt, sammelt alljährlich aus den deutschen Landeskirchen und aus den Kirchen des Auslandes junge und alte Theologen zu einem Halbjahreskursus in den Wintermonaten (ab 1. Nov.). Die Abstinenz von liebgewordener Thematik, von bekannten theologischen Begriffen und – zumindest während des Fabrikeinsatzes – von gewohntem Lebensrhythmus fällt den Theologen oft sehr schwer. Schnell erkennen sie aber auch, daß sie auf diese Weise dem Durchschnittsmenschen unserer Zeit nahe kommen, ihn besser als früher in seinen Wünschen, Hoffnungen und Tätigkeiten verstehen. In den volkswirtschaftlichen Vorlesungen erkennen sie die Zusammenhänge zwischen Arbeit, Arbeitsergebnis, Sozialprodukt, Geld- und Kapitalmarkt, Innen- und Außenhandel, Reichtum der Industrieländer und Armut der Völker im raschen sozialen Umbruch. Wenn nach dieser Vorbereitung dann die 2 Monate Schichtarbeit in der Fabrik erlebt werden, hat sich vielen Theologen eine neue Welt erschlossen, unsere Welt von heute.



Das Goßner-Haus  
in Mainz-Kastel

Im Vordergrund steht nicht mehr die Frage, welche Sprache wir wohl für die Menschen unserer Zeit finden sollten, damit sie in die Kirche kommen. Zweitrangig wird die Frage nach Methoden und Formen kirchlicher Arbeit. Es geht nicht mehr um die eigenen kirchlichen Gruppen und Grüppchen, sondern nun sind die Probleme unserer Gesellschaft in den Blick gekommen, und die Frage an die Theologen wird immer dringlicher: was könnt ihr mit eurer Kenntnis der Bibel und der Geschichte der Kirche Jesu Christi beitragen zur Durchdenkung der gesellschaftlichen Probleme unserer Zeit, zu ihrem Erkennen und zu ihrer Lösung?

Die in der Gesellschaft vorhandenen Gruppen bieten sich geradezu an, zu erproben, was evangelischer Glaube und evangelische Ethik für unsere Zeit bedeuten. Worin besteht die Freiheit der Kinder Gottes für mich, wenn ich Arbeitgeber, Chef, Vorgesetzter oder wenn ich Arbeiter, Angestellter, Beamter bin? Was sagen evangelische Christen zum Eigentum im allgemeinen, zur Konzentration des Kapitals in wenigen Händen oder zur Streuung des Eigentums unter viele? Was bedeuten die Worte Jesu und die seiner Apostel zu solchen Fragen heute? Das will man heute gerade von den Theologen wissen. Deshalb werden sie mehr in den gesellschaftlichen Gruppen unserer Tage gebraucht als in denen der Gemeinde. Eine Frauenhilfe, eine Jugendgruppe, ein Altersheim braucht erfahrene Christen als Leiter, aber nicht unbedingt Theologen. Er wird vielmehr seine Zeit im Gespräch mit den Vertretern der verschiedenen volkswirtschaftlich und sozialpolitisch wichtigen Verbände zubringen müssen, als vor kirchlichen Gruppen eine Andacht zu halten. Das sollten diese in der Kirche des Priestertums aller Gläubigen nach 400 Jahren auch allein tun können. Zu mehr als der Vorbereitung der Gruppenleiter sollte der Theologe keinesfalls herangezogen werden.

Das erfordert allerdings eine *mündige Gemeinde*, also eine Gemeinde mit Mund. Er darf nicht nur im

Chor geöffnet werden. Er muß in der Gemeinde gebraucht werden, um mitzureden von den großen Taten Gottes, um sie für unsere Zeit zu deuten. Deshalb wird der Theologe heute auch in der Gemeinde manchmal mehr hören als reden müssen. Er muß hören, wie das Evangelium den anderen trifft, an welcher Stelle seines Lebens es beunruhigt oder bedeutungslos wird. Aus diesem Grunde reden im Goßnerhaus in Mainz-Kastel bei den Zusammenkünften am Freitag Abend oder an den Sonntagen die Gemeindeglieder mehr als die Theologen. Bei der Taufe diskutieren Eltern und Paten, bei erwachsenen Täuflingen diese selbst mit den Versammelten. Es wird nach dem Warum und dem Wozu des Taufens offen und radikal gefragt. Die Tauffrage wird so zur echten Frage an die für diese Taufe Verantwortlichen. Oft ist bis zum letzten Augenblick durchaus offen, ob auch wirklich mit Ja geantwortet wird oder nicht. Wer um eine Taufe im Goßnerhaus bittet, muß wissen, daß er nicht billig zu ihr kommt, sondern daß hier hart um Wahrheit und Ehrlichkeit vor der versammelten Gemeinde gerungen wird. Das geht gewiß auf Kosten der Feierlichkeit. Sie ist den hier Versammelten aber auch nicht besonders wichtig.

Manches Gemeindeglied wird diese gerade beim Abendmahl vermissen, das allwöchentlich am Montag Morgen, bei Konferenzen von mehreren Tagen auch jeden Morgen, am Frühstückstisch gefeiert wird. Aber dafür gehört das Herrenmahl zum Leben dieses Hauses, zur Kraftquelle für alle Arbeit im Haus und alle Arbeit, die von hier in die Betriebe und in die Verbände ausstrahlt. Daß auch die Kirchen von der so gestalteten Arbeit der Goßner-Mission in Mainz-Kastel profitieren, ist oft gesagt worden.

Ist sie nun 'innere' oder 'äußere' Mission? Wenn schon eine Bezeichnung gefunden werden muß, dann würden die Mitarbeiter im Goßnerhaus diese wählen: gesellschaftliche Diakonie.

Horst Symanowski



Die Freitagabend-Zusammenkünfte  
im Goßner-Haus in Mainz-Kastel





# Menschlichkeit

## Eine Betrachtung zum Weihnachtsfest 1959

Von Pfarrer Horst Symanowski, Mainz-Kastel

Viele Worte werden in diesen Tagen geredet und viele Lieder gesungen, die alle ein Thema haben: die Menschwerdung Gottes im Stall zu Bethlehem. Das heißt: Gott setzt unten an, wird selbst ein Wanderer, ein Unbehauster, ein Flüchtling, ein Deklassierter. So tief setzt er an, um zu verhindern, daß ein Mensch glaubt, den anderen verachten zu können. Seit diesem ersten Weihnachten ist Menschenverachtung im Grunde genommen unmöglich. Denn eher ließ Gott sich verachten

### Eine gute Sache

Es ist eine gute Sache, daß die Aktion „Brot für die Welt“ gerade in der Weihnachtszeit gestartet wurde. Das ist kein Trick, weil die Menschen in dieser Zeit besonders ansprechbar sind. Nein, hier wird die Möglichkeit gezeigt, wie wir heute zum Ausdruck bringen können, daß die Menschwerdung Gottes unsere eigne Menschlichkeit schafft. Vielleicht ist die Zeit für die Christenheit da, in der sie ohne vieles Reden zeigen muß, was Christsein heute heißt: wahrer Mensch sein und wahre Menschlichkeit bewahren. Wir werden schamrot, wenn dieser Maßstab bei uns angelegt wird. Wir können weder mit unserer völkischen noch mit unserer kirchlichen Geschichte bestehen. Und doch haben wir Weihnachten mit frecher Stirn als das „deutsche“ und darüber hinaus als das christlichste aller Feste feiern können — trotz himmelschreiender Unmenschlichkeit mitten unter uns, um

uns und wohl auch in uns! Hören wir auf, Entschuldigungen zu stammeln und uns über die Unmenschlichkeiten heute mit unchristlicher Sentimentalität hinwegzutäuschen. Es gibt unvorstellbares Elend, millionenfaches Leiden und frühzeitiges Sterben in der Welt. In unserer Welt. Und gleichzeitig gibt es zum ersten Male in der Geschichte der Menschheit die Möglichkeit, mit Hilfe der Technik die klassischen Feinde des Menschen zu besiegen: Armut und Hunger. Sie brauchen nicht mehr zu sein. Wir sind in diesem Prozeß schon weit vorangekommen. So weit sind aber Millionen noch nicht. Haben wir das Recht von unserer Stufe der Industrialisierung und von unserem Lebensstandard auf sie herabzublicken? Sind hier Ausreden und Ratschläge am Platze? Viel ist noch im eignen Land zu tun: die anderen sollen für sich selbst sorgen; mögen sie doch nicht so viele Kinder zeugen, ihren alten Aberglauben ablegen, so fleißig wie wir werden . . . So drücken wir uns an der Weihnachtsbotschaft vorbei, die uns auf die Menschen zu in Bewegung setzen will, die heute unten sind. Sicher gibt es die auch noch bei uns und wir dürfen an ihnen nicht vorbeigehen. Aber „unten“ im Weltmaßstab heißt: schreiender Hunger, in seinem Gefolge Seuche und Pest, millionenfaches Sterben von Kindern. Unter diesen Kindern sollten wir das Kind suchen, das in Lumpen gehüllt, in der Ecke einer Lehm- oder Bambushütte liegend auf die Henkersknechte Hunger und Krankheit wartet. Dort ist der Ort, an dem wir zeigen können, was für uns der Glaube an die Menschwerdung Gottes heißt. Angesichts unseres eignen Weihnachtstisches und unserer Weihnachtstafel wird es uns kaum noch gelingen, das „Kind in der Krippe“ zu finden.

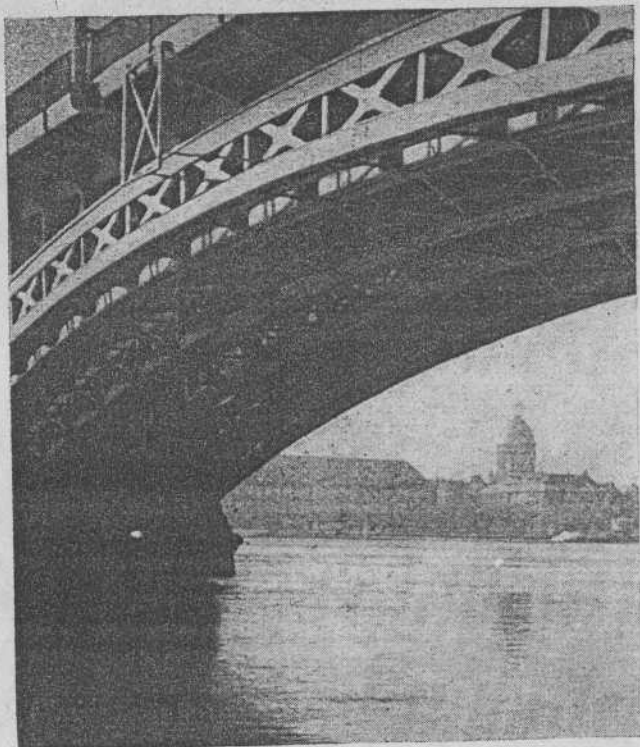
### Unser täglich Brot

Wer einen neuen Mantel kaufen will, überlege sich, ob es der alte nicht noch ein Jahr tut, und helfe mit der gesparten Summe. Wer meint, einen Erinnerungsgegenstand jetzt erstehen zu müssen, denke an die verhungerten Kinder in Asien . . . Wollen wir zum Fest der Geburt unseres Herrn und Heilandes einander mit Luxus überhäufen und im Überfluß des Genießens leben, während Millionen in anderen Erdteilen kaum eine Handvoll Reis zu essen haben? Gott bewahre uns davor, daß wir uns der unermesslichen großen Not der Menschen hartherzig oder gleichgültig verschließen . . . Laßt uns nicht gedankenlos im Vater unser beten:

### Unser täglich Brot gib uns heute!

(Aus dem Aufruf zur Spendenaktion für die hungernde Welt von Bischof Dr. Dr. Dibelius, Evangelische Kirche in Deutschland, und Bischof Dr. Wunderlich, Evangelische Freikirchen in Deutschland.)

als einen, der unten steht, als daß er die Menschen von oben herab behandeln wollte. Wo jemand heute einen Menschen verachtet, da hat er noch niemals Weihnachten verstanden, da hat er nichts von der Menschwerdung Gottes begriffen. Mit seiner Menschwerdung adelt er das ganz Menschengeschlecht, verbindet jeden, der Menschenantlitz trägt, mit sich — ohne Ausnahme: jeden. Das gilt für den Atheisten genau so wie für den Freireligiösen, für den Buddhisten wie für den Christen; das gilt für alle Hautfarben und Rassen.



Mainz

Kennen Sie Bücken? Bücken ist mein Heimatort. Von Mainz-Kastel und Berlin gleich weit entfernt liegt Bücken zwischen Bremen und Nienburg an der Weser. Ein Nest. Aber ein schönes Nest. Und hat mit Goßner — halt! — h a t t e mit Goßner nichts zu tun. So viel der Krieg zerstörte und zerriß, durch den Wirbel der Ereignisse entstanden auch neue Bindungen. Der Bückener Pastor, ein vertriebener Goßnerfreund aus Ostpreußen (P. Ehlert), bat 1948 die Goßner-Mission, einen Pastor zum Missionsfest zu entsenden. Der ostpreussische Pastor Symanowski von der Goßner-Mission in Berlin kam aus dem rheinischen Mainz-Kastel in einem englischen Wagen. Das war 1948 im Jahr des großen Kulissenwechsels in der westdeutschen Wirtschaft. Dieses Auto, ein Geschenk der englischen Kirche, unterstrich die Bedeutung der Goßner-Mission. Was repräsentierte dieser Wagen wirklich? Die Goßner-Mission-West in Mainz-Kastel, die durch die Blockade von Berlin abgeschnitten war. Dort wohnte Pastor Symanowski vorläufig in einem kleinen Hühnerstall mit einem großen Auftrag und einem neu eingerich-

teten, aber leeren Postscheckkonto. In Mainz wurde die Universität wieder eröffnet. Den Lehrstuhl für Missionswissenschaft erhielt D. Holsten von der Goßner-Mission. Pastor Symanowski sollte ein Studentenwohnheim bauen. „Mit Geld bauen kann jeder, baue mit Glauben!“ waren die Abschiedsworte des Berliner Missionsdirektors an seinen Freund und Mitarbeiter.

Dieser meinte, von der Front in Berlin in die Etappe nach Kastel versetzt worden zu sein. Er predigte für die Mission, sammelte Geld und suchte Menschen, die bereit waren, am Bau des Hauses mitzuarbeiten. In Bücken fand er drei. Ich selbst, noch Schüler, gehörte dazu.

Mission ist Kirche in Bewegung. So setzten wir uns auf das Fahrrad und radelten zum ökumenischen Aufbau-lager nach Mainz. Eine zerstörte Kirche wurde abgerissen, ein Missionshaus gebaut. Zufall oder beredtes Zeichen für die wirkliche Situation unserer Kirche? Das Lager? Wir Wirtschaftswunderkinder von heute würden sagen: „Primitiv!“ Zelte, mangelhafte Arbeitsgeräte und Kleidung, Schwierigkeiten in der Verständigung,

tägliche Sorge um das Brot des nächsten Tages für 60 Menschen. Frau Pastor Symanowski und Schwester Auguste Fritz gestanden manchmal ihre Ratlosigkeit, um wieder zu erleben: es hat gereicht. „Gib uns das täglich Brot für morgen!“ wurde wirklich gebetet. Für die Menschen verschiedener Rassen, Nationen, Kir-

Pastor Symanowski







Ökumenisches Arbeitslager

chen und Anschauungen, noch belastet von den kaum vernarbten Wunden des Krieges, wurde diese Zeit des Aufbaus und der Arbeitslager ein intensives, von dichter Spannung geladenes Erlebnis dessen, was Kirche Jesu Christi ist. Wie der Schüler aus Bückten fanden viele im Aufbau- und Arbeitslager nicht nur die Wirklichkeit der Ökumene, sondern auch die spätere Frau.

In den folgenden Jahren wurden eine Reihe von Aufbau- und Arbeitslagern durchgeführt. Längst war der englische „Austin“ nicht mehr die einzige Repräsentation der Goßner-Mission in Kastel. Eine feste Baracke und der erste Teil des späteren Goßnerhauses waren entstanden. Beide Gebäude waren ständig überbelegt mit Studenten, Jungarbeitern und zahllosen Besuchern. Das Schönste aber: Trotz ständiger Sorge um die Finanzen hat es eine Sorge in Kastel nie gegeben, die Sorge um Mitarbeiter. 1953 kam Fritz Weissinger mit seiner Familie und ist seitdem der engste Mitarbeiter P. Symanowskis.

Wenn Mission die Hinwendung der Kirche zur Welt ist, so ist die Arbeit in Kastel nicht ein uneheliches Kind der Goßner-Mission, sondern neben der Arbeit in Berlin, Indien und in

der DDR ein rechtmäßiger Erbe Goßners. Als der Schüler aus Bückten 1955 nach dem Theologiestudium als Vikar nach Kastel zurückkam, hatte sich die Arbeit ganz und gar auf die Menschen in der Industrie gerichtet. Der Pastor von Mainz-Kastel — und später andere — war als Hilfsarbeiter in die Fabrik gegangen. Was sollte das? Ein neuer missionarischer Trick? Nein, es war das Zeichen der völligen Hinwendung zur Welt, zu den Menschen in der Industrie. Zuvor hat sich die Kirche um ihre eigenen inneren Angelegenheiten gekümmert, auf ihren eigenen Bestand geachtet und ist achtlos wie jener Priester an dem vorübergegangen, der unter die Räuber gefallen war. Wer Walter Holstens großes Goßnerbuch gelesen hat, weiß, wie oft Vater Goßners Pläne und Gedanken, seine Vorstellungen und Formen von Missionsarbeit zerschlagen worden sind, um dem Platz zu machen, was Gott mit ihm vorhatte. In Kastel ging es nicht anders.

Das Haus, anfänglich als Studentenwohnheim gedacht, wurde zum Mittelpunkt einer Gemeinde von Menschen aus der umliegenden Industrie. Arbeiter, Studenten, Deutsche und Ausländer hatten mitgeholfen an „ihrem Haus“. In diesem Haus werden heute ihre Fragen ernst genommen und verhandelt. So kann es sein, daß an einem Abend Industriearbeiter vom Rhein und Menschen aus Israel und Japan, Indien und Algerien zusammensitzen und im Gespräch erkennen, wie sie alle vor der gleichen Aufgabe stehen, angesichts der technischen Entwicklung in aller Welt dafür zu sorgen, Mensch zu werden und Mensch zu bleiben. Mancher alte Freund der Goßner-Mission und Leser der „Biene“ wird sich schon oft gefragt haben, ob in Kastel denn wirklich noch die Sache Goßners getrieben wird. Im Laufe der Jahre kamen unzählige Besucher aus beinahe allen Ländern und Kirchen der Erde in das Haus am Rhein und sahen, daß direkt und indirekt Missionsarbeit geschieht, wenn Christen und Nichtchristen, Heiden, Mohammedaner und

Buddhisten miteinander unter einem Dach wohnen und versuchen, miteinander wie Menschen zu leben. Es wird für den jugoslawischen Studenten nicht vergeblich gewesen sein, ein Jahr lang im Goßnerhaus gelebt zu haben. Aber wir wollen doch nicht nach statistischen Erfolgen fragen. Wir könnten gleichzeitig auch die Mißerfolge nennen. Was wir tun können und was als eine immer neue Aufgabe vor uns steht, ist die Hinwendung zur Welt, zu den Menschen, die nichts von Christus wissen. Diese Hinwendung zur Welt kann nur in der starken Hoffnung geschehen, daß Gott uns in der Welt nicht fallen läßt. Wenden wir uns nicht der Welt zu, bleiben wir unter uns, so beginnt die gefährliche Beschäftigung mit sich selbst und das Vergessen derer, die unter die Räuber gefallen sind. Zehn Jahre Goßner-Mission in Mainz-Kastel — die Erinnerung daran soll nicht der Anfang dieser Beschäftigung mit sich selbst sein. Der Sinn dieser Erinnerung kann nur die Frage sein, ob wir noch auf dem Wege zu den Menschen sind.

In Kastel bestimmt nicht der Pastor, worüber gesprochen wird. Die Jugendlichen, die im Goßnerhaus wohnen und in den Werken der Umgebung lernen und arbeiten, die Menschen aus der Industrie, die in Mainz

Essenspause



und in Wiesbaden, in Amöneburg und in Kostheim wohnen, sie diktieren, was an den Freitagabenden verhandelt werden soll. Sie fordern, daß über die Schichtarbeit, über die Entlohnungsmethode, über das Eigentum, über die Frage des Wehrdienstes, über die Bedrohung des Familienlebens, über den Lebensstandard und den Sinn der Technik und vieles andere miteinander gesprochen wird. Ist dieses Diktat der Welt Verrat am Evangelium? Oft wurde dieser Vorwurf erhoben. Hier steckte die entscheidende Frage: lassen wir uns nicht mehr von den Menschen diktieren, gehen wir unseren eigenen, vermeintlich frommen Vorhaben nach, so sind wir jener Priester, der sich seinen Nächsten nicht von Gott diktieren lassen will.

So ist das Haus in Kastel ein Ort der Diakonie, des Dienstes an den Menschen und für die Welt geworden.

Dieses Diktat der Welt hat ganz unvermutete Früchte hervorgebracht, vor allem die Freiheit von allem kirchlichen Krampf und der kleingläubigen Sorge um den Bestand der Kirche. Wir vertreten kein wichtiges Prestige. Wir haben kein kirchliches Anliegen aus dem Nassen ins Trockene zu bringen. Darum ist der Pastor, der Heimleiter, der amerikanische Pastor und alle, die sonst als Mitarbeiter dort sind oder gewesen sind, nicht Manager, sondern Seelsorger. Es ist eine ganz und gar weltliche Seelsorge, aber es ist wirkliche Seelsorge. In

Kastel hat man den Mut, den üblichen Rahmen mit Gebet und Andacht, Bibellesen in der Gruppe und Singen unserer Gesangbuchlieder zu durchbrechen und nach neuen Formen des Beisammenseins zu suchen. Man hat den Mut, darauf zu warten, daß sich im Zusammenleben und — arbeiten ein „neues Lied“, ein neuer „Gottesdienst“, eine neue Sprache und eine andere Art gottesdienstlicher Handlungen ergibt. Ich könnte auch sagen, bis sie von Gott geschenkt wird.

Was in Kastel in all' den Jahren geschehen ist, blieb nicht verborgen. Zu viele Menschen haben an diesem Haus mitgearbeitet oder sind sonst an dieser Arbeit beteiligt, zu viele haben das Haus besucht und die Arbeit kennengelernt, als daß nicht bald hier und dort von jenem Pastor im blauen Anzug die Rede sein würde...

Das ist gut. Wichtiger ist noch, daß sich immer wieder und immer mehr Menschen finden, die bereit sind, einen ähnlichen Weg zu gehen. Für die Kasteler ist es im Laufe der Jahre eine tröstliche Erkenntnis, daß sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in Holland, in England, in Amerika und anderswo ähnliche Kräfte regen. Darum war es folgerichtig, wenn im Herbst 1956 in Kastel ein „Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie“ eingerichtet wurde. Der Schüler aus Bücken hat in jener Zeit die Entstehung dieses Seminars miterlebt und war dann einer der ersten Teilnehmer. In diesem Seminar wird im Laufe eines

halben Jahres durch theoretische und praktische Arbeit versucht, junge Theologen aus deutschen und ausländischen Kirchen mit den Fragen vertraut zu machen, die sich aus dem Leben unter den Menschen in der Industrie für die Christen und für die Kirche ergeben. Nach Abschluß dieses Seminars beginnen für den Einzelnen die mühsamen Schritte, sich im Bereich der verschiedenen Kirchen zurechtzufinden. Der Sog ist stark, sich wieder von der Sorge um das kirchliche Leben gefangen nehmen zu lassen, anstatt sich dem Diktat der Welt zu beugen. Darum ist es gut, in Kastel ein Haus und Menschen zu wissen, die sich aus diesem Sog immer wieder freikämpfen.

Für Kastel wird es gut sein, am Ende der ersten 10 Jahre die Frage nach dem Haushalt der Kräfte zu stellen, um den Marschkompaß erneut scharf einzustellen. Der Aufbau konzentrierte alle Kräfte in einer ungeheuren Anstrengung. Jetzt müssen die Kräfte verteilt werden.

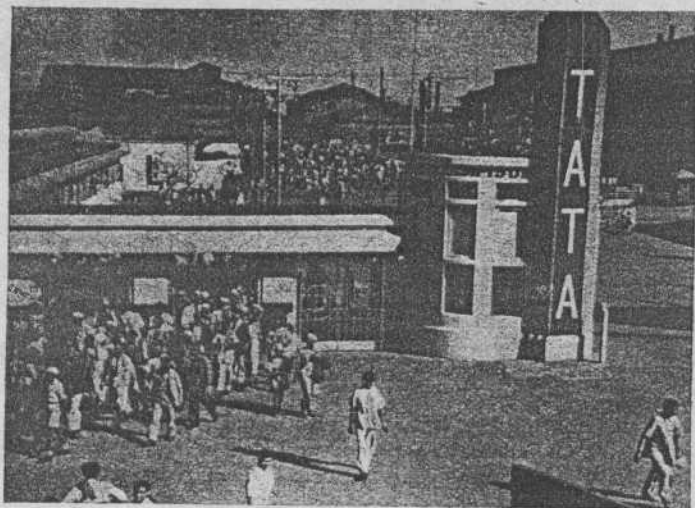
Der Bericht ist sehr persönlich. Es kann gar nicht anders sein, wenn in die 10 Jahre Goßner-Mission in Kastel 10 Jahre eigenen Lebens und Miterlebens hineinverwoben sind. Doch wichtig ist, daß für Bücken auch Weißenfels oder Eglisau, für meinen Namen auch viele andere Namen genannt werden können. Die Mission lebt von den Menschen, die Gott sich holt. Kastel möge weiter leben!

Rudolf Dohrmann



Schwester Ilse Martin mit ihren 5 Pflegekindern





Das „indische Essen“: Jamshedpur mit den Tata-Werken liegt im Gebiet der Goßnerkirche

christliche Hausfrau und Mutter. Hier ist eine Quelle, aus der für den Aufbau und für die Erhaltung einer christlichen Gemeinde Wasser der Gesundheit und Kräftigung fließen. (Bei der Neueröffnung der Tabita-Schule 1948 sagte ein alter Pastor aus Indipiri: „Die Tabita-Schule ist wie ein kleines Stück Sauerteig. So wie ein kleines Stück Sauerteig ganz in der Stille, aber stetig und kräftig den ganzen Teig durchdringt, so möge auch der Dienst der Tabita-Schule für die Goßnerkirche sein.“)

Im zweiten Jahr des Lehrganges ist der Blick ganz auf die christliche Gemeinde gerichtet. Hier werden junge Mädchen, die nicht gleich in den Stand der Ehe eintreten wollen, zum Dienst in der Gemeinde geschult, zur besonderen Arbeit an den Frauen, Mädchen und Kindern.

Diese jungen Mädchen, genannt Gemeindedienerinnen (Katechetinnen), sollen in den Gemeinden herumreisen und ihre Schwestern in geistlichen und anderen Fragen des täglichen Lebens helfend beraten und unterrichten.

*aus: Gossners Missionsblatt Juni/August 1953*

## Ein Bericht aus der Arbeit in Mainz-Kastel

Vom 28. Mai bis zum 25. Juni 1953 fand in Mainz-Kastel ein ökumenisches Pastoren-Aufbaulager statt. Unsere Goßnermission hatte durch Pastor Symanowski dazu eingeladen. Es galt, für den geplanten zweiten Flügel des Goßnerhauses die vorbereitenden Arbeiten zu leisten. Aus Schweden, Finnland, Deutschland, Holland, England, der Schweiz und Amerika hatten sich 25 Pastoren eingefunden, von denen einige als Missionare auf ihre Aussendung in die jungen Kirchen warten. In fünf großen Zelten, die auf dem Gelände der Goßnermission aufgestellt waren, fanden sie ihre Unterkunft. Von morgens 7 bis mittags um 13 Uhr wurde körperlich, von 16 bis 22 Uhr mit der Unterbrechung durch das Abendessen geistig gearbeitet.

Zur Vormittagsarbeit waren wir in verschiedene Gruppen eingeteilt. Eine planierte die ausgehobenen Erdmassen des Fundamentes, die am Rhein aufgeschüttet worden waren. Eine andere half die Verschalungen für die zu gießenden Grundmauern zu setzen. Mehrere arbeiteten im Dykerhoff-Zementwerk zu Amöneburg als Mischer, Gießer und Eisenbieger. Von ihnen wurden Steine und Betonträger hergestellt.

An den Nachmittagen und Abenden wurde über Gottes Wort gearbeitet oder ein Referat über Kirche und Arbeiterschaft in den verschiedenen Ländern gehört, die Versammlung einer christlichen Betriebsgruppe oder die Mainzer Studentengemeinde besucht. Wir besichtigten die Opelwerke in Rüsselsheim, setzten uns mit Pfarrern von Arbeitergemeinden, mit Betriebsräten, Unternehmern, Sozialfürsorgern und Gewerkschaftssekretären zusammen.

Sie sollen Bibelunterricht, aber auch Unterricht in Hygiene und Sauberkeit, Unterricht in christlicher Kindererziehung und anderen Fragen des christlichen Hauses und Familienlebens geben.

Solche Lehrerinnen und Gemeindedienerinnen sind im besonderen für die ländlichen Bezirke sehr nötig, da dort die Unwissenheit und Ungebildetheit unter den Frauen, jungen Mädchen und Kindern besonders groß ist. Sie sollen diese von Zeit zu Zeit in besonderen Bibelkursen sammeln und auch unter den heidnischen Schwestern ein Zeugnis für Christus ablegen.

Der treue Freund der Tabita-Schule, Mr. Kandulna, schreibt einmal: „Dr. Martin Luther nennt auch ‚fromm Gemahl, gute und fromme Kinder, frommes Hausgesinde‘, unser täglich Brot.“ Auf den Zustand in unseren Gemeinden gesehen, braucht unsere Goßnerkirche dieses „tägliche Brot“ bitter nötig. Wir haben nur wenig solche Häuser und Familien, wo noch gute, fromme christliche Sitten herrschen, wo auf christliches Familien- und Hausleben, auf christlichen Lebenswandel und Vorbild gesehen wird, wo morgens und abends die Familie in gemeinsamen Hausandachten zusammen singt und Gottes Wort hört.“

Es ist dieselbe Klage, die wir auch in unserer Heimatkirche hören: zu wenig christliches Leben in unseren Häusern und Familien! Wir wissen, wie wichtig es für den Aufbau einer lebendigen Gemeinde ist, diesem Mangel abzuweichen. Die Tabita-Schule in Govindpur hat wenigstens einen Anfang gemacht, um dieser Not zu steuern. Seit dem Kriege haben zwei Lehrgänge für Gemeindedienerinnen stattgefunden. Und so ist eine kleine Schar junger Mädchen für den Dienst an den Gemeinden und Häusern zugerüstet worden. Aber die Arbeit muß fortgeführt und noch erweitert werden. Zu ihrem Gelingen bedarf sie der tragenden Liebe und Fürbitte auch der Heimatgemeinde. Unser Bericht soll dazu dienen, alle Missionsfreunde, im besonderen Missionsfreundinnen in Stadt und Land dazu aufzurufen.

Wir bitten zu Gott, daß unser Ruf gehört werden möge.

Anni Diller Hedwig Schmidt

Die Beschäftigungen an den Nachmittagen und Abenden lassen das mittelbare Ziel dieses Pastoren-Aufbaulagers aufleuchten. Wir wollten durch körperliche Arbeit, durch die Begegnung mit dem Arbeiter an seinem Arbeitsplatz, kurz durch die Berührung mit ihm in seiner Situation, seine Lage und sein Denken kennenlernen. Wir wollten von denen etwas darüber hören, die täglich mit ihm zu-



Indische Industriearbeiter aus den Tata-Werken

zusammenkommen, entweder als solche, die seine Interessen vertreten oder ihm Brot geben.

Daß dieses mittelbare Ziel nun letztlich wohl der Hauptgrund für die Teilnahme am Lager war, zeigten die Äußerungen der Pastoren am Vorstellungsabend zu der Frage, weshalb sie eigentlich gekommen waren. Ihnen allen brannte die Tatsache auf den Nägeln, daß nämlich weithin in unserem sich mehr und mehr industrialisierenden Zeitalter die Arbeiterschaft in den Gemeinden fehlt. Sie alle waren von den zwei Fragen umgetrieben, wie das käme und wie dem zu begegnen sei.

Es führte im Rahmen dieses Berichtes zu weit, wenn ich versuchen wollte, die verschiedenen Antworten auf die erste Frage aufzuzeigen. Die zweite ließe sich genauer dahin formulieren, wie es möglich ist, dem Arbeiter die frohe Botschaft zu verkündigen, die allen Menschen gilt. Diese Frage ist sehr schwer zu beantworten angesichts der Tatsache, daß der Arbeiter draußen vor der Tür der Kirche steht und kein Verständnis mehr hat für die feierliche Sprache eines nach seinem Gefühl verbürgerlichten Gottesdienstes oder für das als „bourgeois“ empfundene Gesellschaftsideal der christlichen Gemeinde. Die Antwort kann nur der finden, der sich, von dieser Frage umgetrieben, aller überkommenen kirchlichen oder menschlichen Sicherheiten entäußert — ob sie nun Pfarramt, kirchlicher Raum, Unangefochtenheit, Gehalt oder sonstwie heißen mögen. Und nur, wer sich dieser Sicherungen im Glauben an die Lebendigkeit dessen entäußert, der im Gehorsam gegen Gott sich selbst entäußerte (Phil. 2), der wird auf diesem Wege zu seinem Nächsten geführt werden, auch wenn dieser sich abgrundtief von ihm entfernt hat.

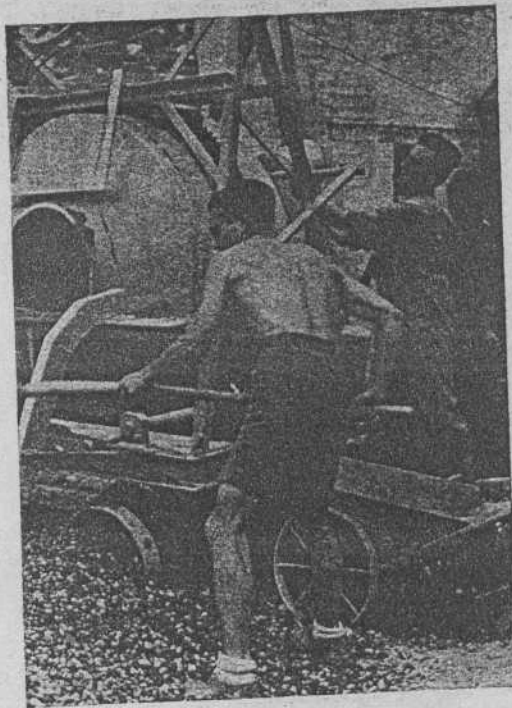
In solcher echten Lebensgemeinschaft öffnen sich die Ohren für das Evangelium neu, weil praktisch erfahren wird, daß hier eine Antwort auf das der Welt immer unlösbar bleibende Miteinander und Füreinander gegeben ist. Weil hier das Seufzen auch der menschlichen Kreatur, wobei einer am andern leidet, gestillt werden kann.

Was solche lebensvolle Verkündigung, die allen Christen, nicht nur den Pfarrern, aufgetragen ist, unter den gemeinhin als unansprechbar geltenden Arbeitern vermag, das sollen zwei Beispiele bezeugen:

Einer der Lagerteilnehmer arbeitete am Drehofen des Zementwerkes. Er wurde hart bedrängt durch die Beschuldigungen der Gemeinden und der Kirche im allgemeinen, daß sich von daher niemand um den Arbeiter ernstlich kümmere. Wozu zahlten sie eigentlich ihre Kirchensteuern? „Ja, wenn wir alles für Symanowski geben könnten — und wir würden noch mehr geben als verlangt wird! — dann wüßten wir doch wenigstens, wofür wir geben!“

Ich meine, daß aus diesem Worte etwas vom heimlichen Hunger nach dem Kund wird, was hinter der Arbeit des Pfarrers Symanowski unausgesprochen steht.

An einem der Sonntage hatten wir die Arbeiter eingeladen, sich mit uns in völlig freier Form um Gottes Wort



Arbeitsgruppe der Pfarrer

zu sammeln. Wir wollten versuchen, die verschiedenen Antworten auf die Frage: „Wofür arbeiten wir eigentlich?“ aus der Schrift zu beantworten. Wie erstaunt waren wir, erleben zu dürfen, daß der Saal unseres Hauses sich gefüllt hatte mit denen, deren Arbeitsplatz wir alltags teilten. Sollte das nicht ein Zeichen dafür sein, daß vielleicht unbewußt als Ertrag solcher Lebensgemeinschaft empfunden wird, nämlich, was das Evangelium für die Fragen des Lebens an Weisung zu geben vermag? Zum mindesten jedoch, daß letztlich nur auf dem Boden jener Entäußerung noch ein echtes Gespräch stattfinden kann?

Nicht selten bin ich gefragt worden, was dieser Zweig der Arbeit in Kastel bei aller Anerkennung ihrer Notwendigkeit eigentlich noch mit der Äußeren Mission zu tun habe. Und ich muß gestehen, daß ich selber anfangs sehr wenig erbaut war, als ich hörte, daß ich auch an diesem Lager teilnehmen solle. Jetzt am Ende jedoch bin ich froh, daß ich vor der Ausreise mit meiner Familie nach Indien diesen Zweig unserer Arbeit kennengelernt und gesehen habe, was er für eine wichtige Bedeutung für die Äußere Mission hat. Ganz abgesehen davon, daß unser Missionshaus — ohne Missionsgaben in Anspruch zu nehmen — so gebaut werden kann, haben wir in dieser Arbeit der Goßnermission eine praktische Schule für die Mission, ja, eine praktische Schule für den Weg des Gehorsams dem Worte gegenüber: „Wer nicht mit mir sammelt, der zerstreut!“

Ein Pfarrerbruder aus der Schweiz, der am Arbeitslager teilnahm, gab bei einem Gespräch seiner Hoffnung Ausdruck, daß dieser Weg eines praktischen Christentums einmal auch die Gemeinden erreichen und nicht nur eine Pastoren-, sondern auch eine Gemeindegabe werden könnte. Das würde bedeuten, daß dann einmal auch die ganze Goßnergemeinde ein Verständnis dafür gewinnen könnte, daß sie nicht nur zum Missionsdienst in der Ferne, sondern zu einer neuen missionarischen Haltung auch gegenüber den der Kirche Entfremdeten in ihrer eigenen Mitte gerufen ist. Dann hätte die Goßnergemeinde, nicht zuletzt zum Segen unserer jungen Kirche in Indien, etwas davon begriffen, daß die Mission die Kirche ist, die sich in der Bewegung zum Menschen befindet, zu dem Menschen, der, wie alle Kreatur, seufzt nach „seines Leibes Erlösung“: auf den Reisfeldern und in den Eisenbergwerken Indiens so gut wie in den Fabriken, Werkstätten und Äckern unserer eigenen Heimat.

Franz Hecht



Pfarrer-Arbeitslager in Mainz-Kastel 1953



## Wo wird heute verkündigt?

Pastor Symanowski - Mainz-Kastel.

Diese Frage beunruhigt die Kirchen in der ganzen Welt mehr und mehr, auch unsere Landeskirchen in Deutschland. Daß die Antwort so leicht zu sein scheint, ist gerade das Bedenkliche. Natürlich wird auf den Kanzeln verkündigt, in den Gemeindehäusern und in den Religionsstunden der Schulen. Im abgesteckten Raum der Kirche ist das Wort zu hören. Sie gleicht oft einer Burg, aus der heraus die christliche Mannschaft in einer Evangelisation oder Volksmission einen Ausfall macht, einige Gefangene heimbringt und dann die Zugbrücken wieder hochzieht. Jedenfalls sehen die Menschen außerhalb dieser Burg die Zugbrücken hochgezogen. Bei meinen Arbeitskollegen spielen der Werksleiter, die Werksfürsorgerin und der Werksarzt eine entscheidende Rolle, auch bei Anliegen, die wir als seelsorgerlich bezeichnen würden. Die Seelsorge ist weithin abgewandert vom Pfarramt zu diesen Stellen. Seien wir nüchtern! Dürfen wir uns mit denen begnügen, die noch zu uns kommen? Haben wir das Recht, von jedem zu verlangen, daß er unsere Form des Gottesdienstes annimmt, unsere kirchliche Sprache lernt und unsere Probleme zu den seinen macht? Kennen wir in der Kirche, in unseren Gemeinden überhaupt die Probleme des Menschen heute? Ich denke vor allen Dingen an den in den Arbeitsprozeß eines Industrierwerkes eingespannten Menschen unserer Zeit. Kennt ihn der Pfarrer?

Es gibt Missionsfreunde, die nicht verstehen, was diese Fragen eine Missionsgesellschaft angehen. Sie meinen geradezu, es wäre Abfall von dem Missionsauftrag und Abfall von Goßnerscher Überlieferung, sich so um die Probleme vor der eigenen Tür zu mühen, anstatt den Blick nur nach Indien zu richten. Damit ist dann aber nicht erkannt, was uns ein Missionsdirektor, der von einer Besuchsreise aus Afrika zurückkam, sagte: „Alle Mission wird in Asien und Afrika mehr und mehr dort erfolgen müssen, wo die schnell ins Riesenhafte wachsende Industrie die Menschen in ihren Sog zieht.“ Soeben haben wir in Indien ein Stück Acker in ländlicher Gegend für den Bau einer Missionsstation gekauft, und schon hören wir, daß unmittelbar daneben in kurzer Zeit ein großes Werk für Tausende von Arbeitern gebaut werden soll. Im Gebiet der Goßnerkirche liegen die großen Tata-Werke mit 50 000 Arbeitern. Wie sollen aber unsere Missionare den Menschen der Industrie dort begegnen, wenn wir in der Heimat es nicht gelernt, versucht und geübt haben, eben unsern Brüdern an der Maschine das Evangelium zu verkündigen? Die Welt wird in unheimlicher Weise uniform. Gewiß gibt es noch viele Unterschiede zwischen einem Industriearbeiter in Indien und einem solchen in Europa. Weithin steht er aber an derselben Maschine, am selben Fließband, und sein Leben wird von der Maschine geprägt, verändert und uniformiert. Schon einmal hat die Kirche vor der Industrialisierung unseres gesamten Lebens die Augen verschlossen und muß heute sehen, daß ihr damit auch die Menschen an der Maschine weithin verloren gegangen sind. Werden wir in der Mission und in den jungen Kirchen diesen Fehler noch einmal wiederholen? Jedenfalls sollte niemand mehr sagen, daß eine Gesellschaft der Äußeren Mission, die sich um die der Kirche Fernstehenden im eignen Land kümmert, in ein fremdes Amt greift und ihren eigentlichen Auftrag verläßt. Übrigens gibt es heute in Deutschland auch kaum eine Missionsgesellschaft mehr, die nicht schon eine Arbeit in dieser Richtung tut, sei es im Rahmen der Volksmission und Evangelisation oder der katechetischen Arbeit.

Warum nimmt denn nun die Presse und das Radio, wie gerade in der letzten Zeit, besonderes Interesse an der Heimatarbeit der Goßner-Mission? Wahrscheinlich weil hier Wege versucht werden, die bisher nur selten oder gar nicht in der kirchlichen Arbeit begangen wurden. Dabei sind sie nicht neu, sondern entsprechen dem, was das Neue Testament uns zeigt, und



Schwester Anni Diller (rechts) und Schwester Ilse Martin begrüßen sich

im Grunde genommen auch dem, was die Mission im Blick auf ihre Missionsfelder in Übersee immer getan hat: nicht warten, bis Menschen unter die Verkündigung des Wortes kommen, sondern zu ihnen gehen.

Wie stumm wir aber als Christen in unserem Alltagsleben sind, wie schwer auch oft ein stilles Zeugnis unter den Arbeits- und Berufskollegen fällt, habe ich an dieser Stelle schon wiederholt bekannt. Wir Pfarrer sind gewöhnt, von der Kanzel zu predigen, und die Gemeindeglieder unter der Kanzel sind gewöhnt, zu hören. Wir sind beide hilflos, wenn wir aus der kirchlichen Burg hinausgeworfen sind und uns unter den Menschen befinden, die nicht unsere Fragen haben und die nicht verstehen, warum wir zur Kirche gehen oder sogar Mission in Indien treiben.

Ich kann aber gar nicht Christ sein und bleiben, wenn ich nicht Gemeinschaft mit anderen habe. Deshalb haben wir in Mainz-Kastel ein Missionshaus, in dem die meisten Bewohner ganz vom Rande der Kirche kommen oder ganz von draußen, seien es Studenten, Jungarbeiter oder Lehrlinge. Es ist ein fröhliches, natürliches Leben, das wir miteinander führen, in dem die Entscheidungen eines beginnenden und ganz jungen Glaubens ganz praktische sind: wie vertrage ich mich mit den anderen in meinem Zimmer, was trage ich bei zur Ordnung in diesem Haus, zu seiner Erhaltung oder zum Aufbau, wie stehe ich zu meinem Lehrherrn oder was leiste ich in meinem Beruf? Daß der Pfarrer und der Diakon im Haus nur sehr selten eine Abendandacht halten, sondern diese von den Heimbewohnern freiwillig übernommen werden, ist vielleicht ein Zeichen dafür, daß es bei uns darum geht, den Menschen nach jeder Seite hin ernst zu nehmen, auch den 14jährigen Lehrling als einen „geistlichen“ Menschen, unter dessen Bibellesen und Beten auch der Pfarrer die Stimme Gottes vernimmt. Was hätte es schon, wenn der Junge drei Jahre seiner Lehrzeit täglich eine Andacht des



Die Hausgemeinschaft in Mainz-Kastel

Von links nach rechts sitzend: Bage, Hedwig Schmidt, Ilse Martin, Anni Diller, Auguste Fritz, Martha Tirki; stehend: Eva Schiebe, Surin, Frau Symanowski, Pastor Symanowski, Frau Weißinger, Herr Weißinger



## Aus unserer Wohnwagenarbeit

Wozu muß in Br. ein Wohnwagen stehen? Es ist eine äußere und tiefgreifende Not, daß Br. außer der Kirche keinen kircheneigenen Raum hat. Die Kirche ist nie zerstört worden. Es ist nur die Frage, ob sie noch im Dorf geblieben ist; ich meine diese unzerstörte Kirche?

Mein Auftrag war es in der Hauptsache, die Christenlehre zu übernehmen. Mit den Kindern fand ich den Zugang in die Häuser und Familien, zwei Drittel der Kinder habe ich besuchen können. Ich glaube, das ist der Weg, den der Herr Christus heute zu den Menschen gehen will: er hat sich aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge Lob zugerichtet.

Ich holte die Kinder gleich nach dem Schulunterricht in den Wohnwagen zur Christenlehre. Ich bemühte mich, die Klassen vollständig im Unterricht zu haben. In jeder Klasse war so ein „guter Kern“ da, Kinder, die freiwillig kamen. Dem Kern gegenüber bildete sich aber bald eine Gruppe heraus, die regelrecht Ablehnung entwickelte. Diese „Ablehnungskinder“ versuchten, auch andere von der Christenlehre fernzuhalten. So gab es nun die Gruppe der „Ausreißer“ neben der Gruppe der „Treuen“, dazwischen die Gruppe der „Gäste“. Wenn man einmal rund und grob rechnen wollte, so könnte man sagen: 50 Prozent „Treue“, 30 Prozent „Gäste“ und 20 Prozent „Ausreißer“.

Mit einer Gruppe von Jungen und Mädchen habe ich außerhalb der Christenlehre Werkarbeit getrieben. Ich habe versucht, mit den Kindern in engeren Kontakt zu kommen und über der praktischen Betätigung die weithin verborgenen Seiten ihres Kinderdaseins zu entdecken. — Wir haben Symbole gebastelt, die wir von der Bibel her erarbeitet hatten. Der Werdegang eines Werkstückes prägt das Zeichen mehr ein, als das Vorsetzen eines fertigen Stückes. Mit einigen gelungenen Stücken haben wir versucht, dem Wohnwagen „ein Gesicht“ zu geben. So ergriffen die Kinder Besitz von diesem Raum, er wurde ihr Raum.

Vor den großen Ferien hatten wir begonnen, im Wohnwagen eine Morgenwache zu halten. Nach den Ferien haben wir sie in die Kirche verlegt und jeden Morgen dazu geläutet. Um 7.30 Uhr begannen wir mit der Andacht. Wir waren manchmal 2 bis 3, manchmal auch 15 „Morgenwächter“, wie uns einige nannten. Ab und zu kam auch ein Erwachsener.

Von der Christenlehre ausgehend, habe ich die „Junge Gemeinde“ gesammelt. Zu den Schulentlassenen des Jahres 1952 kamen bald etliche Ältere dazu, vor allem bei den Mädchen. Von vornherein hatte ich Jungen und Mädchen getrennt, nur am letzten Abend waren alle beieinander, 12 Mädchen und 12 Jungen. Nach zwei Monaten

Pfarrers vorgesetzt bekäme und dann würde es nach seinem Auszug aus dem Missionshaus doch nur wieder wie gewöhnlich heißen: kein Pfarrer — keine Andacht, kein christliches Heim — kein Bibellesen, kein beaufsichtigender Diakon — kein christliches Leben. Nein, wir wollen doch jeden ernst nehmen als Menschen, den Jesus Christus zum Glied an seinem Leibe gemacht hat, von dem er erwartet, daß es sich bewegt, in Gemeinschaft mit den anderen Gliedern wirkt, daß sein Reden und Tun zu einem Zeugnis von dem Haupt des Leibes, dem Herrn Christus wird. Dieses Reden und Tun muß aber geübt werden. So sollten wir uns über den freuen, der vielleicht den ersten Schritt auf dem Wege des Glaubens macht, anstatt ihm die Lust zum zweiten Schritt zu nehmen, indem wir unsere theologischen Bedenken zu allem äußern, was er sagt, und allemal ein Fragezeichen hinter seine Bemühungen zu setzen, aus Glauben heraus auch etwas zu tun. Davon reden wir fast in jeder Predigt und fordern die Gemeinden auf, aus dem Glauben heraus zu leben. Wir müssen sie auch gewähren lassen, wenn sie damit beginnen.

Wo wird heute verkündigt? Das sollte sich jeder im Blick auf sein Haus, sein Dorf, seine Stadt und sein Land fragen. Es wäre eine große Sache, wenn die Antwort nicht nur lauten würde: in der Kirche. Denn dann würde wahr werden, was wir von unserer Kirche erwarten: daß sie eine missionierende Kirche wird!

meiner Anwesenheit in Br. hat mir ein Mädchen den Mädelskreis abgenommen. Aus dem Mädelskreis und einigen Frauen der Gemeinde haben wir einen Singkreis gebildet. Wir haben im Gottesdienst einstimmig, im Wechsel mit der Gemeinde oder dreistimmige Sätze aus „Die helle Sonn“ gesungen. — Manchen alten Menschen haben wir auf dem Krankenlager mit unserem Lied erfreuen dürfen.

An einer Stelle ist es uns geschenkt worden, daß die „Vertreter aller Stände“ als ein Stückchen Gemeinde beieinander waren. Wir hatten im August angefangen, das Verkündigungsspiel „Der Ruf“, ein Spiel vom großen Abendmahl, einzuüben. Drei Frauen, drei Männer und Jungen und Mädchen waren die Beteiligten. Wir haben das Spiel nicht aufführen können, weil einige ausfielen. Aber wir haben es uns in der Kirche vor dem Altar zugerufen, jung und alt ist sich so näher gekommen, das Spiel wurde für uns Wirklichkeit.

Wir haben auch bald eine kleine Schriftenmission begonnen. Zuerst habe ich die „Frohe Botschaft für jedermann“ den Kindern mitgegeben, die in die Werkstunde kamen. Später war für jede Straße Br. ein Glied der Gemeinde, auch der „Jungen Gemeinde“, als Obmann eingesetzt. Der Obmann regelte die Geldangelegenheit, und Kinder trugen das Blatt aus.

Wir sagten anfangs: Br. hat keinen Gemeinderaum, darum ist der Wohnwagen notwendig. Wir müssen diese Sicht wohl noch erweitern und sagen: die Gemeinde ist unselbstständig im Lesen der Hl. Schrift und im Gebet.

Von dieser Sicht her habe ich dann angefangen, in zwei Familien einmal in der Woche eine Abendandacht zu halten. Alle Einwohner des Hauses kamen dazu zusammen. Eine Frau und ein Hausvater wollen jeder in seinem Kreise die Andacht weiterhalten. Willibald Jacob.







Pastor Horst Symanowski in der Zementfabrik Dyckerhoff

## Wie kommen wir mit der christlichen Botschaft an den Arbeiter heran?

Vortrag auf der Tagung des deutsch-französischen Bruderrates in Friedberg Mai 1955

Das, was ich Ihnen jetzt in 30 Minuten sagen soll, stammt aus Erfahrungen der letzten drei Jahre, in denen ich für Wochen oder Monate als Hilfsarbeiter in einer Zementfabrik tätig war. Diese Erfahrungen sind auch ganz frisch, weil ich bis in diese Tage hinein in der Fabrik gearbeitet habe. Ja, dieses kurze Referat ist in den letzten Apriltagen entstanden, wenn ich unter den Diskussionen in der Fabrik an diese Tagung dachte und wenn ich zwar müde, aber doch stets bewegt von den Gesprächen mit den Arbeitskameraden am Tage, abends am Schreibtisch saß.

Wie oft habe ich mir gerade diesmal das Ende der täglichen Arbeitszeit oder überhaupt meiner Fabrikzeit gewünscht. Es ist nämlich schwer, täglich ein radikales „Nein“ von irgendeinem Arbeiter zu hören, von einem anderen die Sünden der Kirche und ihrer Vertreter vorgerechnet zu bekommen, die leidenschaftlichen Anklagen gegen unsere Gesellschaft gleichsam als ihr Vertreter zu vernehmen und bei allem die eigene Ohnmacht zu spüren, die Anklagen entkräften oder die rechte Antwort finden zu können.

Wissen Sie, man rückt dann dem Beter der Psalmen ganz nahe und versteht seine Klage über das Ausgeliefertsein an die Menschen, lernt aber in dieser Anfechtung auch mit ihm zu Gott rufen und ihm vertrauen. Ja, ich habe mich auch oft danach gesehnt, in der Gemeinde derer zu sein, die mit Frohlocken zum Hause des Herrn wallen, lieber mit den Gleichgesinnten zu reden, auf der Kanzel vor denen zu stehen, die gekommen sind, um meine Worte als das Wort Gottes zu hören.

Aber mir will es bis zur Stunde scheinen, als wäre dies Flucht. Nicht Flucht vor einer schwierigen Situation, vor Menschen, sondern Flucht vor Gott und seinen Befehlen, Flucht vor dem Auferstandenen, der uns sagt: Gehet hin in alle Welt und lehret... Solche Flucht scheint mir auch der Verheißung zu spotten: Siehe, ich bin bei euch... Bitte verstehen Sie: Ich gehe nicht in die Fabrik als Arbeiter, um eine neue Methode der Evangelisation auszuprobieren, sondern weil mir — und ich meine doch wohl uns allen, die wir das Wort zu verkündigen haben — der Herr Jesus Christus im Nacken sitzt und mich zu den Brüdern treibt, die von ihm nichts mehr oder manchmal auch noch nichts wissen. Vielleicht wird der Herr einen

anderen zu den harten und selbstgerechten Bauern treiben, einen dritten unter die Politiker, einen anderen unter die Intellektuellen. Der Arbeiter aber ist der Bruder, um den sich die Christenheit lange genug nicht gekümmert hat und der die Kirche auch heute noch als den Anwalt seiner Gegner empfindet. Gleichzeitig ist er aber auch der, der heute das Ruder selbst in die Hand nimmt und sich nicht mehr von einstigen, vergangenen Größen dreinreden lassen will. Als eine vergangene Größe erscheint ihm die Kirche.

Das ist aber nun die Aufgabe: ihm zu zeigen, daß es sich um Jesus, den Auferstandenen, seinen Herrn und den Herrn der Welt handelt, nicht aber um eine Vereinigung religiös gleichgesinnter Menschen. „Ich gehöre auch zur Kirche, zahle meine Kirchensteuer und bin ein guter Christ“, sagt mir einer bei der Arbeit. Ich antworte, daß ich das nach seinen sonstigen Reden und Anschauungen gar nicht geglaubt hätte, aber mein Urteil könne ja falsch sein und schließlich werde Jesus das Urteil sprechen. Darauf er: „Ach, laß doch den aus dem Spiel, der ist doch längst tot.“ Ich: „Du, der lebst!“ Er: „Der lebst? Das ist das erste, was ich höre.“ Er kann es nicht fassen, daß ich das wirklich glaube, noch weniger, daß nur der ein Christ ist, der an den lebendigen Christus glaubt. Unser Gespräch schließt damit, daß er sagt, dann müsse er ehrlicher Weise aus der Kirche austreten. Es gibt in diesen Gesprächen Klärung, es kommt zur Scheidung, ich wage nicht zu sagen, ob auch schon zur Entscheidung. Was mir aber in den letzten Tagen immer deutlicher wurde, ist dies: es geht um Bekehrung! Es geht um Bekehrung, wenn wir von Krieg und Frieden, Wiederbewaffnung und Einheit Deutschlands reden, wenn Kommunismus und Sozialismus, Kapitalismus und Unternehmertum diskutiert werden, wenn es um Ehe und die Frage nach Kindern oder Verhütung und Abtreibung geht, wenn über den Vorarbeiter oder den Arbeitskollegen gesprochen wird. Immer ist die Frage nach Gott da, auch wenn sie nicht ausdrücklich gestellt wird.

Es ist besser, man gebraucht die uns in der Kirche geläufigen Predigtvokabeln nicht. „Weißt du“, sagt einer, „diese Worte sind noch in unserem Wortschatz drin, aber sie sagen uns nichts mehr, ob es das Wort ‚Gott‘ ist oder ein anderes.“ Daran werde ich nun täglich zuschanden: Ich darf die Botschaft nicht verheimlichen, darf aber auch nicht die erlernten Vokabeln benutzen. Ich dachte, es gelingt mir vielleicht besser, in der Predigt dem einen der Arbeiter, der zu Ostern in die Kirche kam, zu sagen, daß unsere Welt nicht einem radikalen Untergang entgegeneilt, sondern durch den auferstandenen Je-

sus erneuert wird. Und das Ergebnis am Osterdienstag zuerst ein Lächeln: „Du, ich hab doch lachen müssen, als du aus diesem Kasten (Kanzel) kamst.“ und dann: „Was du da gesagt hast von der Erneuerung der Welt, das habe ich überhaupt nicht verstanden.“ Ich habe dann beschämt festgestellt, als ich ihn zu Haus besuchte, daß seine Welt, die Ehe, die Familie, tatsächlich der Katastrophe entgegeneilt und bald in Scherben liegt.

Es ist so verführerisch, auf der Kanzel allgemein zu reden und zu erwarten, daß sich jeder das Richtige für seine konkrete Situation herausucht. Wie mißverständlich aber das allgemein gesprochene Wort — und nicht nur die Predigt, sondern auch jede Rede im säkularen Raum — für die meisten Menschen heute ist, geht mir hier in der Begegnung mit den Arbeitern auf. Das Gespräch aber korrigiert sofort, beseitigt Mißverständnisse.

In der Abteilung sind etwa 100 Mann beschäftigt. In vier Wochen komme ich bei der Arbeit und in den Pausen mit fast allen ins Gespräch. Manche weichen ihm aus, aber nur wenige. Der Anknüpfungspunkt für den anderen — fast niemals beginne ich selbst ein Gespräch — ist meist: Warum kommst du eigentlich her und tust diese Schwerarbeit, obwohl du es nicht nötig hast? Ich versuche wahrhaftig zu antworten, wenn ich es auch nicht immer gleich und so direkt sage: ich komme um deinetwegen und meinetwegen. Sieh, ich kann nicht predigen, wenn ich nicht weiß, wie du lebst, arbeitest und wie du denkst. Die Kirche aber ist ja für dich da. Dich sucht sie, sie muß dich suchen und aufsuchen, weil es Gott so befiehlt und weil das Jesus getan hat. Meist wird entgegnet: die Kirche braucht uns ja wegen des Geldes, damit die Pfarrer ihr Gehalt bekommen usw. Wie wenig haben wir doch deutlich machen können, daß wir eine Kirche für die Welt sind, für den Bruder Mensch. Ich möchte sagen, daß es dem Arbeiter auch eher dadurch klar wird, daß hier ein Pfarrer mit ihm arbeitet — „obwohl er es nicht nötig hat“ — als durch Erklärungen und Worte. Ihre Reaktion ist mehr wortlos, aber deutlich: sie springen bei, wo ich die Karre mit den sieben Sack Zement beladen nicht auf den hohen Lastwagen zu schieben vermag, sie lachen mir freundlich zu, sie schieben mir ein gutes Wurstbrot in die Hand oder halten beim Essen einen Platz für mich am Tisch frei.

Ich weiß, das erscheint uns in der Kirche wenig. Wir legen andere Maßstäbe an: kommen sie zur Kirche, kannst du mit ihnen die Bibel lesen, mit ihnen beten? Nein, ich kann das nicht, soll ich sagen noch nicht? Das „noch“ scheint mir

vermessen. Ich bin gewiß nicht zufrieden mit der Hilfeleistung oder einem anderen Zeichen der Gemeinschaft zwischen uns. Ich weiß schon, daß zum Bürgertum im Reiche Gottes mehr gehört. Aber ich bin dankbar dafür, daß Gott mir mit solchen Zeichen Mut macht, zu bleiben, zu arbeiten, zu reden, ja zu glauben, daß ER auch hier sein Volk hat. Oder darf ich nicht Gott danken, wenn ein Angestellter aus dem Büro, der mich meist nur von seinem Fenster aus arbeiten sieht, eines Tages sagt: „Ich muß Ihnen noch etwas gestehen. Ich bin Katholik, seit Jahren bin ich nicht mehr in die Kirche gegangen, jetzt gehe ich wieder und — schuld daran sind Sie.“ Soll ich mich nicht freuen, wenn mir manch einer von den Arbeitern sagt: „Weißt du, ich gehe nicht zur Kirche, aber sag mir, wenn du predigst, dann möchte ich kommen.“ Ist es nicht erlaubt, auch dort schon an die Gemeinschaft der Heiligen zu glauben, wo ein paar Arbeiter uns nach Feierabend beim Bau unseres Missionshauses helfen und einer von ihnen sagt, als ich sie zu ihren Frauen heimschicken will: „Laß mal, irgendwo muß ja auch das Christentum bei uns anfangen“?

Wenn Sie mich fragen, wie es oft unsere Besucher aus der Ökumene tun, was ich nun eigentlich will: die Arbeiter wieder in unsere Kirchengemeinden bringen oder neue Arbeitergemeinden gründen, so muß ich bekennen, das weiß ich nicht. Sie selbst können sich vielleicht die Frage beantworten, ob solche kirchenfremden Menschen aus der Arbeiterschaft mit allen Vorurteilen gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung und die Kirche sich in der Atmosphäre und Ordnung der Kirchengemeinden zu Hause fühlen können, die Ihnen gerade vor

Augen stehen. Ich kann Ihnen aber auch kein Bild einer neuen Gemeinde zeichnen. Ich glaube aber, daß das Wort Gottes auch heute unter den Menschen unserer Zeit Fleisch wird, einen Leib annimmt. Ich weiß, daß dieses Wort auch heute noch tut, wozu es gesandt ist. Es ruft auch heute aus dem Tod ins Leben. Geben wir uns nicht mit Wiederbelebungsversuchen einer Kirche ab, die für viele Menschen und gerade unter den Arbeitern tot ist, sondern glauben wir lieber an die Auferstehung aus dem Tode, an die Erweckung auch des kirchenfernen Arbeiters. Denken wir aber an das Wort, das über uns Christen, über unsere Evangelische Kirche geschrieben ist: Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren; wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden!

In einem Vorort von Paris hörte ich dies Wort abgewandelt von einer der vier Frauen, die sich in einem Arbeiterviertel niedergelassen haben, in Fabriken ihr tägliches Brot verdienen und einfach da sind für die anderen um sie herum und als Christen untereinander leben. Ich fragte, ob es ihnen nicht auch so ginge wie mir: nach der Arbeit müde und oft nur mit sehr wenig Kraft für die anderen. Wie lange man solch ein Leben wohl aushalten könne? Da sagte sie schlicht und ohne Pathos: *Peut-être, c'est mourir à la tâche*). Ich meine, wo aus diesem Geist der Schritt in die Welt der Heiden oder Abgefallenen getan wird, da dürfen wir uns der Verheißung Gottes getrösten: „Zu denen, die meinen Namen nicht kennen, sage ich: hier bin ich.“

Szymanowski.

\*) „Vielleicht heißt das in den Seelen sterben“.

## „DIENST AUF DER STRASSE“

Eine Ansprache bei der Straßenevangelisation auf dem Stuttgarter Kirchentag von Bill-Boyd-Irland

Teilnehmer an dem letzten Jugendarbeitslager in Mainz-Kastel.

Ich komme von Irland. Weil ich gerade einen Monat Ferien habe, bin ich nach Deutschland zu einem Arbeitslager in Mainz-Kastel gekommen. Während der letzten drei Wochen habe ich in einer Zementfabrik gearbeitet, wo wir Zementsteine gemacht haben. Mit diesen Steinen wird das Studenten- und Lehrlingsheim in Mainz-Kastel weitergebaut werden.

Die Reise von Irland nach Deutschland ist recht teuer. Warum habe ich diese Reise bezahlt und warum habe ich hier gearbeitet, ohne dafür bezahlt zu bekommen?

Ich will euch etwas von unserem Lager erzählen:

Wir waren mehr als 40 Menschen aus 14 Nationen. Wir alle hatten verschiedene Berufe. Zum Beispiel arbeitet einer in einem kaufmännischen Betrieb, ein anderer wird Apotheker, einige arbeiten in Büros, ich selbst bin Student.

Für uns war die Arbeit schwer. Aber wir haben gern gearbeitet und noch mehr haben wir uns darüber gefreut, zusammen sein zu können.

Trotz der verschiedenen Sprachen, trotz unserer verschiedenen politischen Ansichten haben wir wie eine Familie zusammen gelebt.

Wir können so miteinander Freunde sein, weil wir bauen und nicht zerstören. Wir helfen mit, eine Welt zu bauen, von der uns Jesus Christus gesagt hat. Wir versuchen, anstatt uns selbst, anderen Menschen zu dienen. Wir versuchen ehrlich und in Freundschaft mit denen zu leben, mit denen wir arbeiten.

Wir sind Brüder und wir haben das Leben Jesu als das Leben gewählt, das wir leben möchten. Ich meine, daß das alles hundertmal Geld und die Mühen aufgewogen hat, die ich hatte, um hierher zu kommen.

Heute Abend werde ich mit dem Zug nach Belgien fahren, von wo ich mit dem Schiff nach England fahren werde.

Ehe ich fahre, möchte ich euch bitten: wählt dieses Leben, von dem ich euch eben erzählt habe. Das ist das einzige Leben, das zu leben es sich lohnt. Überlaßt es nicht nur den Pastoren und Lehrern. Jesus war auch keiner, sondern Zimmermann. Ihr wollt Arbeit und Geld und Sicherheit. Das kann ich euch nicht verheißen. Aber Liebe und Freude sind viel wichtiger als Geld und Sicherheit, und die hat uns Jesus Christus verheißen.

Dieses Leben ist nicht langweilig, sondern aufregend. Es ist nicht

leicht, sondern schwer. Ich meine, daß dies die einzige Art ist, zu leben, und ich möchte euch zurufen:

**wählt es jetzt und versucht es!**



Pfarrerarbeitslager vom 9. 6. bis 5. 7. 1952 mit Teilnehmern aus Amerika, England, Holland, Dänemark, Schweden, Schweiz und Deutschland



## Nachrichten für unseren Freundeskreis

1. Im Sommer 1952 war Deutschland das Gastland für zwei große ökumenische Kirchen- und Missionskonferenzen. In Willingen fand eine Vollversammlung des Internationalen Missionsrats vom 5. bis 21. Juli statt, nach Hannover hatte der Lutherische Weltbund zu einer Welttagung vom 25. Juli bis 3. August eingeladen. Berlin führte eine Lutherische Woche vom 4. bis 10. August durch. Den Abschluß bildete der Deutsche Evangelische Kirchentag in Stuttgart vom 27. bis 31. August. Teilnehmer an allen diesen Veranstaltungen waren auch Vertreter der jungen Kirchen aus Asien und Afrika. Die Evangelisch-Lutherische Goßner-Kirche von Chota Nagpur und Assam hatte auf Einladung des Lutherischen Weltbundes Präsident Joel Lakra mit Frau und Kind, Mr. Kandulna, einen ihrer führenden Laien, und Miß Sokey, die Leiterin des Lehrerinnenseminars in Ranchi, nach Hannover entsandt. Unsere indischen Gäste besuchten auch Berlin, wo sie an einer Kuratoriumssitzung teilnahmen und an der Lutherischen Woche mitwirkten. Im Anschluß daran reisten sie in Begleitung von Missionsdirektor Lokies durch die uns befreundeten Gemeinden in Ostfriesland. Dann wurde Oldenburg besucht. Als Dolmetscher hatten sich Missionar Radsick und Frau Irene Braun geb. Störin, zur Verfügung gestellt. Sie besuchten darauf, begleitet von Pastor Symanowski oder Pfarrer Grothaus, Gemeinden in Westfalen, Lippe, Rheinland, Hessen und Württemberg. Den Dolmetscherdienst hatten hier freundlicherweise Schwester Auguste Fritz, Studienrat Magnus Schiebe und Vikar Weichenhan übernommen. Unsere indischen Gäste sprachen während ihrer Reise auch in Pfarrer- und Lehrerkonventen, Frauen- und Jugendversammlungen. Sie machten einen Besuch in Bethel und hatten auch ein Gespräch mit führenden Männern der deutschen Wirtschaft. Jetzt befinden sie sich auf der Heimfahrt nach Indien und lassen allen Pfarrhäusern und Gemeinden, die sie besuchten, für ihre unvergeßlich schöne Gastfreundschaft danken.

2. In Anwesenheit unserer indischen Gäste fand am 8. August in Berlin eine Kuratoriumssitzung statt, auf der alle Fragen durchberaten wurden, die für die Zusammenarbeit zwischen der Goßnerkirche in Indien und der Goßnerschen Missionsgesellschaft in den neuen Missionsgebieten wichtig sind. In der Nähe von Barkot ist ein Missionsgrundstück erworben worden, auf dem eine Missionsstation mit einem Missionshospital aufgebaut werden soll. Die Leitung der indischen Kirche heißt die Missionsgeschwister, die vor ihrer Aussendung stehen, erneut willkommen. Es handelt sich um Missionsschwester Ilse Martin, die Missionsstudenten Heinz Eckart und Gerhard Johann mit ihren Frauen und den Missionar Pastor Franz Hecht mit seiner Familie. Die Aussendung soll Ende dieses und Anfang nächsten Jahres erfolgen. Gegenstand der Beratung war ferner die Arbeit der beiden Missionsschwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt in der Tabitaschule, von der unsere indischen Gäste mit großer Anerkennung sprachen. Das Kuratorium beschloß, zwei dafür geeignete junge indische Mädchen einzuladen, die in Deutschland für die Leitung der Jungmädchen- und Frauenarbeit in Indien ausgebildet werden sollen. Die beiden Missionsschwestern Anni Diller und Hedwig Schmidt gedenken Anfang nächsten Jahres ihren Heimaturlaub anzutreten. Unsere Missionare Klimkeit und Lic. Schultz verleben ihren Sommerurlaub mit ihren Familien in Darjeeling am Himalaya.

3. Ein wichtiger Gedenktag war in Indien das 50jährige Assam-Jubiläum, das vom 10. bis 12. Mai in Tinsukia gefeiert wurde. Assam ist die Diaspora der Evangelisch-Lutherischen Goßnerkirche in Chota Nagpur. Um die Jahrhundertwende gingen unsere Missionare unseren in die Teeplantagen Assams ausgewanderten Christen nach und begannen, sie zu Gemeinden zu sammeln. Heute gehören die Gemeinden in Assam zu den lebendigsten und auch wirtschaftlich selbständigsten in unserer indischen Kirche. Die Namen unserer Missionare Wagner, der Gebrüder Graetsch, Karl Beckmann, Gohlke und Radsick sind mit der Geschichte dieser Arbeit aufs engste verbunden.



Ansprache des indischen Lehrers Bage bei der Einweihung des neuen Goßner-Hauses in Mainz-Kastel

4. Das 25jährige Dienstjubiläum beging am 1. September d. J. Herr Martin Mühlnickel als Missionssekretär der Goßnerschen Mission. In guten und in bösen Tagen, in Zeiten der Not und der Freude stand er der Missionsleitung treu zur Seite: mit der Goßnerschen Mission schon erblich verbunden durch die Tradition von Missionarsfamilien, die Goßner persönlich nach Indonesien aussandte.

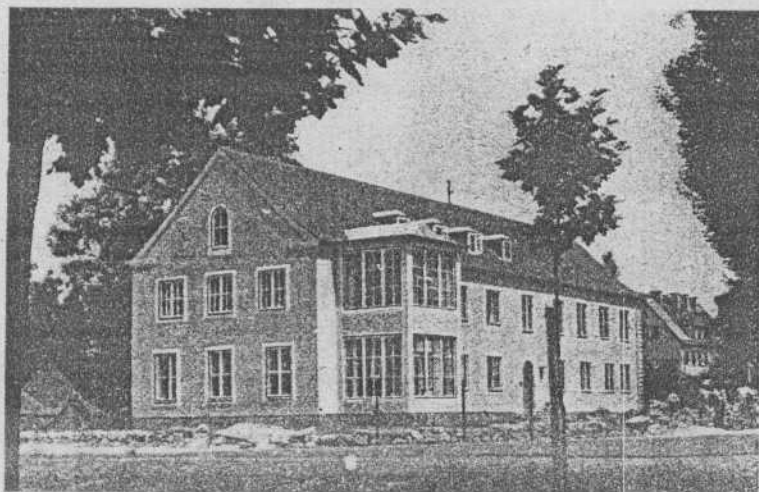
Am 12. Oktober beging Missionar Karl Beckmann sein 50jähriges Amtsjubiläum.

5. Wie uns aus Indien mitgeteilt wird, hat sich die Zahl der Getauften in unserer Kirche auf 189 397 erhöht. Eine Statistik werden wir in der nächsten Nummer der „Biene“ veröffentlichen.

\*

## Nachrichten aus Mainz-Kastel

Die Einweihung des Goßnerhauses in Mainz-Kastel fand am 22. 6. d. J. statt. Das ökumen. Pfarrarbeitslager hatte 14 Tage lang mit Hochdruck und in den letzten Tagen mit Überstunden gearbeitet, um alles für die Gäste am Sonntag vorzubereiten. Diese kamen auch in großer Zahl aus den Gemeinden der Umgebung, so daß etwa 600 versammelt waren. Grußworte der Kirchenleitung überbrachte Oberkirchenrat Heß, die der Stadt Mainz Oberbürgermeister Dr. Stein und die des Kuratoriums der Goßner-Mission sowie des Seminars für kirchlichen Dienst in Berlin der Leiter des Seminars Pastor Heidtmann. Auch die Stadt Wiesbaden hatte einen Vertreter entsandt. Vor allem kamen aber die Lagerteilnehmer selbst zu Wort und die beiden indischen Lehrer Bage und Surin, die ihre Ansprache schon in deutscher Sprache halten konnten. Pfarrer aus England, Schweden, Holland und den Vereinigten Staaten berichteten, wie sie in ihren Ländern und Kirchen den Missionsbefehl verstehen. Sie legten Zeugnis davon ab, wie die gemeinsame Arbeit dieses Lagers bei der Goßner-Mission ihnen Freude zum Dienst in der eigenen Kirche schenkt, nachdem sie sehen, auf welche Weise sich eine jede Kirche um den Gehorsam gegen den Missionsbefehl des Herrn Jesus Christus müht.



Das neue Goßnerhaus in Mainz-Kastel

schaft. Meist leben sie in den Bergen, aber wir hörten, daß sie sich auch als Kulis anwerben lassen. Unter ihnen sollten wir mit einer Pioniermissionsarbeit beginnen.

Von Pal Lahara kamen wir auf dem Brahmani-Fluß nach Barkot (von Barkot nach Deogarh, der Hauptstadt des Staates Bamra, sind es etwa 20 Meilen). In Barkot werden Vorbereitungen zum Bau einer Brücke über den Brahmanifluß getroffen. Auch soll die Talcher Bahnlinie über Barkot nach Raurkela weitergeführt werden. Auf beiden Seiten des Brahmaniflusses sind viele Mundadörfer. Acht Meilen nördlich von Barkot in Amgaw haben sich zwölf unserer christlichen Familien aus Gangpur als Siedler niedergelassen. Die Kommission war der Überzeugung, daß irgendwo in der Nähe von Barkot eine Hauptstation des Joint Mission Boards errichtet werden müsse. Von hier aus kann die Arbeit nach dem Süden von Bamra und Bonai ausgedehnt werden, wo bisher noch nichts geschehen ist. Von hier aus kann auch Talcher, Pai Lahara und Keonjhar erreicht werden. Auf Grund der vorgesehenen guten Straßen- und Eisenbahnverbindungen wäre dies auch der geeignete Ort für ein Krankenhaus. Gerade die Adivasis haben bisher keine ärztlichen Betreuungsmöglichkeiten. In Barkot sagte man uns, daß kein Adivasi jemals Medikamente in den staatlichen Apotheken kauft. Das geschieht nicht deswegen, weil sie keine ärztliche Hilfe brauchen, sondern sie haben die Empfindung, bei den höheren Kasten verachtet und ver-

haßt zu sein, und wagen es darum nicht, von ihnen Medizin entgegenzunehmen.

Wir erfuhren, daß am Brahmani entlang noch Land zu haben sei, das sich sehr gut für eine Station und ein Krankenhaus eignen würde. Gerade in Barkot sollte unverzüglich mit der Arbeit begonnen werden. Unsere Kirche hat sich schon so weit ausgedehnt, daß sie bereits in Angaw bei Barkot eine Gemeinde hat, und bis heute hat noch keine andere Mission Interesse an diesem Gebiet — mit Ausnahme von einigen katholischen Missionaren, die jetzt nach Südbamra vorzudringen versuchen. So ist der gegenwärtige Augenblick für unseren Einsatz sehr günstig, da eine ernsthafte Gefahr der Einmischung in Südbamra und in den anderen Staaten noch nicht besteht.

Abschließend schlägt die Kommission vor, daß für den Anfang folgende Plätze von dem Joint Mission Board besetzt werden sollten:

1. Ein Stützpunkt in Joshipur oder den Simlipalbergen,
2. eine Hauptstation in Baripada,
3. Barkot als Hauptstation für den Süden.

Obwohl es auch dringend nötig wäre, Keonjhar zu besetzen, kann die Kommission keine Vorschläge für Stationen dort machen, da der Joint Mission Board nicht in der Lage sein wird, befriedigende Arbeit gleichzeitig in allen Staaten zu leisten.

J. Klimkeit

*aus: Gossners Missionsblatt Dez. 1951*

## In einem Hühnerstall . . . . .

gab es im Februar 1949 in Mainz-Kastel am Rhein eine geliehene Schreibmaschine, einen Stempel „Goßnersche Mission, Zweigstelle West“ und einen in Decken gehüllten Pastor. Dieser hatte vom Kuratorium in Berlin den Auftrag erhalten, in der Nähe der Universität in Mainz ein Missionsstudentenheim und eine Zweigstelle West, also ein Art Missionshaus am Rhein aufzubauen. Geld war nicht vorhanden. Der Missionsdirektor hatte den Pastor in Berlin mit den Worten verabschiedet: mit Geld kann jeder bauen, du mußt es mit Glauben tun. Und das ist nun in diesen Jahren seit dem Februar 1949 geschehen. Nicht mit dem Glauben des Pastors, aber mit den vielen jungen Christenmenschen aus allen Erdteilen wurde gebaut.

Sie kommen aus Afrika, Amerika, Australien, Kanada, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Indien, Indonesien, Irland, Italien, Japan, Korea, Norwegen, Rumänien, Rußland, Schweden, Schweiz und Un-

garn. Die jungen Männer und jungen Mädchen sind zwischen 18 und 30 Jahren alt, sie kommen aus verschiedenen Berufen. Die meisten von ihnen müssen lange vorher für die Reisekosten sparen, einige müssen noch Jahre hinterher den für die Reise aufgenommenen Kredit abzahlen. Sie verdienen bei der Goßner-Mission nichts, im Gegenteil sie zahlen noch einen Verpflegungsbeitrag und die Unfallversicherung. Außerdem tun sie vier bis fünf Wochen lang eine angestrengte Arbeit, die sie nicht gewohnt sind und die sie sehr ermüdet.

„Du, — fragt ein Arbeiter, der an der Baustelle vorbeikommt — warum kommen die eigentlich soweit hierher? ist das nur aus Optimismus?“ Ja, sage ich, aus Optimismus! Weißt du, die glauben nämlich nicht, daß es mit dieser Welt nur immer schlechter und schlechter wird, sondern glauben, daß aus dieser Welt noch etwas wird, daß Gott aus ihr noch etwas macht, mit ihr etwas vorhat. Weißt du, da wollen sie dabei sein und denken, es lohnt sich dafür zu arbeiten.

Jawohl, um Arbeit geht es ihnen. Sie sind darüber mißtrauisch geworden, daß die Christen in den Kirchen oft soviel reden, aber so wenig tun. Sie wollen auch Zeugnis ablegen von ihrem Herrn, wollen es aber nicht nur mit Worten, sondern gleichzeitig mit ihren Händen tun. Darum gehört in solchem Lager der wichtigste Teil des Tages der Arbeit, eingefaßt in Gebet und Lobgesang. Eher fällt ein Vortrag am Nachmittag oder eine Diskussion am Abend aus, als daß eine Stunde der Arbeit ungetan bleibt. Sie besteht darin, daß Trümmer weggeräumt, Keller ausgeschachtet, Zementsteine fabriziert und transportiert werden, die Dachziegel von Hand zu Hand nach oben wandern oder den Mauerern zur Hand gegangen wird. Um 5.45 Uhr morgens wird es in den Zelten am Rheinufer lebendig. 6 Stunden ist die Mindestarbeitszeit. So war es möglich, daß schon im Herbst 1949 in eine etwa 40 m lange massive Baracke die ersten 12 Studenten einziehen konnten. Der Hühnerstall war nur noch eine Erinnerung!

Aber zur Arbeit gehört Werkzeug, auch zum Barackenbau Material. Nur Schwärmer können wohl sagen, es gehe allein mit Glauben? Gewiß, wir brauchten zuerst ein Stück Land. Die Stadt Mainz gab es der Goßner-Mission



Präsident Joel Lakra in Mainz-Kastel  
links Pastor Symanowski, rechts Missionar Schiebe





7 Länder im ökumenischen Arbeitslager Mainz-Kastel  
von links nach rechts: Amerika, Nord-Korea, Irland, Indien,  
Italien (stehend), Frankreich, Deutschland

mit einem Vertrag zur späteren Bezahlung. Wir brauchten Schaufeln, Karren und Putzhämmer, um in die Trümmer auf diesem Land Ordnung zu bringen. Eine ostpreussische Flüchtlingsfrau hört von unserem Vorhaben und sagt: „Gerade habe ich die Lebensversicherung meines gefallenen Mannes erhalten. Nehmen Sie die 500 DM als Darlehn, denn Sie brauchen das Geld jetzt nötiger als ich!“ Und als wir zu bauen begonnen hatten und eine versprochene Beihilfe ausblieb, da sagte ein junger Amerikaner, der vom ersten Tag an mithalf: „Du mußt nicht traurig sein, du wirst Geld haben, ja, du hast schon welches.“ Auf meine ungläubige Frage, woher das wohl noch kommen sollte, wo alle angebohrten Quellen versiegten, antwortete er: „Sieh, ich habe etwas in New York gespart. Verone etwas in Genf auf der Bank und Jaques in Paris. Das wollen wir dir geben.“ Dies ist nur ein Beispiel für die Gemeinschaft in Christo, die wir in der Goßner-Mission in den letzten drei Jahren erfahren haben. Jeder Stein in unserem Haus, jede Tür, jeder Dachziegel ist ein Zeichen für solche weltweite Gemeinschaft, für den Glauben junger Christen, daß sie zu der einen heiligen, allgemeinen christlichen Kirche auf Erden gehören. Und so geht es nach Hühnerstall und Baracke gerade in diesen Wochen mit großen Schritten einem dritten Abschnitt entgegen: bald ist ein zweistöckiges, fast 30 m langes, solide gebautes Haus bezugsfertig. Die Keller für dieses Haus wurden durch die ökumenischen Arbeitslager in den Sommern 1950 und 1951 ausgeschachtet und fundamentierte, die Steine im Winter 1950/51 durch eine ökumenische Gruppe in den Dyckerhoff-Zementwerken hergestellt. Ein 75jähriger Dachdecker aus der Nachbarschaft deckte mit einem Arbeitslager das Dach. Bei den Spezialarbeiten halfen benachbarte Fabriken und schließlich der hessische Staat, mit einem Zuschuß aus Soforthilfemitteln, damit wir den Bau beenden können und Plätze für Flüchtlingslehrlinge schaffen, die hier in der Industrie Ausbildung und Arbeit finden können. Man möchte sagen: angesteckt durch den Glauben, die Freudigkeit und den Eifer der jungen Christen aus so vielen Nationen und verschiedenen Kirchen, halfen andere mit, auch wenn sie keine direkte Verbindung zur Kirche und Mission

haben. Ist damit aber nicht schon ein Stück Mission selbst getan? Um diese geht es ja bei all dem, was hier gebaut wird. Die Missionsaufgabe ist der Kern, die Gebäude haben wie eine Schale nur jeweils um den Kern zu wachsen. So soll es auch in Zukunft bleiben.

Sieben solcher ökumenischen Arbeitslager haben am Werk in Kastel schon geschafft. Das achte soll nach Pfingsten 1952 ein ökumenisches Pastorenaufbaulager werden. Zwölf Pastoren aus verschiedenen Ländern und zwölf weitere aus Deutschland sollen sich vier Wochen um einen neuen Keller, um einige weitere zigtausend Zementsteine und um die Frage mühen: was tut meine Kirche und was könnte sie tun, um das Zeugnis unter den der Kirche entfremdeten Menschen unserer Tage laut werden zu lassen. Es wird keine ökumenische Konferenz, werden, wohl aber eine ökumenische Gemeinschaft, die die im Gespräch untereinander gewonnenen Anregungen und Erkenntnisse sofort in der Praxis der Arbeit in der Fabrik und auf der Baustelle zu erproben hat. Das neunte Lager im August 1952 wird dann wieder junge Christen mit verschiedenen Berufen zum Weiterbau auf dem Fundament rufen, das das Lager vorher gelegt hat. So entsteht hier mit Hilfe vieler Hände und doch wohl aus dem Glauben all dieser Menschen aus verschiedenen Erdteilen, Nationen und Kirchen ein neues Missionszentrum. Missionsgaben, die für die Arbeit in Indien bestimmt waren, sind für dieses Werk nicht gebraucht worden. Was hier entsteht, ist das Werk der Ökumene.

Symanowski.

## Gebet

Du willst nicht, Herr, des Sünders Tod,  
Willst, daß er sich bekehre,  
Dein heilig Wort und dein Gebot  
Von ganzem Herzen ehre.  
So wandle du uns selber um!  
Komm, taufe uns mit Feuer  
Und mach durchs Evangelium  
Lebend'ger uns und treuer!  
Zähl uns zu deiner Jüngerschaft,  
Die treu dein Wort verkündet,  
Mach uns zu Zeugen deiner Kraft,  
Die alles überwindet.  
Bis einst dein Sieg errungen ist  
Und alle knien werden  
Vor dir, o König Jesus Christ,  
Im Himmel und auf Erden.



Baubabschnitt II unseres ökumenischen Missionsstudentenheims  
in Mainz-Kastel



### Bethel lehnt Toto-Gelder ab

Die Leitung der von Bodelschwinghschen Anstalten hat an die Westdeutsche Toto GmbH. in Köln-Delbrück folgendes Schreiben gerichtet:

„Sehr geehrte Herren! Sie haben uns mitgeteilt, daß Sie uns zum Weihnachtsfest aus den Erträgen des Fußballtotos 8000,— DM überweisen wollen. Ich möchte Ihnen im Namen unserer Anstalten mitteilen, daß wir nicht in der Lage sind, diese uns zugedachte Gabe anzunehmen. Neben der Betreuung zahlreicher kranker und elender Menschen gehört auch die Erziehung vieler gestrandeter Jugendlicher zu unserer Aufgabe. Unter ihnen befinden sich nicht wenige, die den mannigfachen Versuchungen der heutigen Zeit zum Opfer gefallen sind. Der Anreiz zum Glücksspiel und zum Wetten im Fußballtoto gehört leider auch zu diesen Versuchungen, die den jungen Menschen dann verführen, sich das Geld dazu auf unlautere Weise zu verschaffen. Auch abgesehen davon haben wir gegen die Einrichtungen grundsätzliche Bedenken. Wir sind mit der Evangelischen Kirche in Deutschland, die durch ihren Rat ein ernstes Wort zu dieser Frage gesprochen hat, der Auffassung, daß auf diesen Einrichtungen kein Segen ruht. Wir verkennen nicht die freundliche Gesinnung, die in der uns zugedachten Gabe ihren Ausdruck findet, bitten aber dafür Verständnis zu haben, daß wir sie nicht annehmen können.“

### Wicherns Rauhes Haus baut auf

Im Rauhen Haus in Hamburg, der Gründung Johann Hinrich Wicherns, sind im Kriege von 29 Häusern 25 niedergebrannt. Jetzt wurden, nachdem die Diakonienanstalt, das Knabenheim und das Lehrlingsheim schon seit längerem die Arbeit wieder aufgenommen haben, das Haus „Die Fischerhütte“ fertiggestellt, das zwei neuen Knabenfamilien Unterkunft gibt. Das erste Haus dieses Namens wurde von Wichern selbst am 12. Oktober 1848 eingeweiht.

### Nur 2 v. H. aller Inder sind Christen

Da die indische Christenheit im nächsten Jahr des Tages gedenkt, an dem vor 1900 Jahren der Apostel Thomas den Boden Indiens betrat, wird in der kirchlichen Presse des Landes angeregt, aus diesem Anlaß geschlossen an die Öffentlichkeit zu treten. „Daß Indien ein vorwiegend nichtchristliches Land ist“, so heißt es in dem Organ der Syrischen Kirche Indiens, „sollte keineswegs die Freudigkeit der Gedächtnisfeiern abschwächen; bieten sie doch eine willkommene Gelegenheit, in allen Teilen Indiens, das nur 2% Christen zählt, den christlichen Glauben zu bezeugen. Das größte Hindernis jedoch, dem Ruf der Christenheit Indiens stärkstes Gehör zu verschaffen, ist ihre Aufspaltung in verschiedene Kirchen.“

### Wachsender Halbmond über Frankreich

Die Vertreter der 14 armenischen evangelischen Pfarren in Frankreich hielten in Gardanne bei Marseille eine Synode ab, die vorwiegend der Frage der Evangelisation unter den in Frankreich lebenden mohammedanischen Arbeitern gewidmet war. Man rechnet damit, daß Frankreich, das gegenwärtig schon 350 000 Mohammedaner beherbergt, infolge des durch die wirtschaftliche Notlage in Nordafrika sich immer noch steigenden Zustroms von Arbeitskräften in das französische Mutterland, in zehn Jahren rund eine Million Anhänger des Islam zählen wird. Das würde der gegenwärtigen Stärke aller protestantischen Kirchen in Frankreich entsprechen.

## Aus unseren Gemeinden

### Mainz

#### Der Film „Die Nachtwache“

läuft in diesen Tagen in Mainz im Regina-Filmtheater. Er versucht einen Beitrag zu der Frage des religiösen Films zu geben. Dieser Versuch ist durchaus gelungen. Der Film soll freilich weder belehren noch bekehren, sondern er will ganz einfach nachdenklich machen. Er ist durch und durch wahrhaftig, und das ist ja das erste, was man von einem Film mit religiösem Inhalt erwarten muß. Wir werden demnächst in unserem Blatt einen Bericht über den Film bringen, möchten aber einstweilen unsere Leser ermuntern, sich das Werk anzusehen, das als erster Film der Nachkriegszeit das

Die Zahl der durch die Mission in Asien und Afrika gewonnenen Christen ist keine überwältigend große. Aber wo wäre je, schon im säkular-geistigen Raum, die Zahl der entscheidende Faktor gewesen? Wenn wir die Vorgänge in der Welt heute recht beurteilen, kommt es zuerst auf eins an: daß Menschen da sind, die festen Boden unter den Füßen haben. Uns ist ganz deutlich, daß auch inmitten der Gemeinden Asiens und Afrikas Nöte, Schwierigkeiten, Versagen, ja, Schuld und Sünde ist. Aber das Wunder der Gemeinde Jesu Christi ist seit zweitausend Jahren das gleiche geblieben: daß Gott Menschen, die Sünder sind, gebraucht, um sein Reich zu bauen. Inmitten der Welt, wie sie sich heute vor unseren Augen nach neuen Gesetzen und in neuen Formen zu gestalten scheint, ist durch die Missionsverkündigung von der Königsherrschaft Jesu Christi über alle Welt Gemeinde geschaffen worden, die in kühnem Glauben, allein auf die Verheißungen des Wortes und auf die Wirklichkeit Jesu Christi vertrauend, in allen Gegensätzen dieser Erde einander bei den Händen hält.

### Gemeinsames Anliegen der Christenheit

Eins freilich ist wahr und muß auch zu Beginn der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts gesagt werden: Die durch die Mission geschaffene Gemeinde Jesu Christi in dieser Welt ist allenfalls Brückenkopf. Wir wollen freilich keine strategischen Bilder gebrauchen und auslegen, weil die weltliche Strategie nicht die Strategie Gottes ist. Die Bilder werden falsch, wenn wir sie im säkularen Sinn deuten. Eins aber scheint uns dem biblischen Wort gemäß zu sein: daß die Menschen, deren Füße auf festem Fundament stehen, andere rufen, sich ebenfalls auf diesen Boden zu stellen. Mit anderen Worten: die Gemeinden, die heute nur „Brückenköpfe“ bilden, müssen die Botschaft, auf deren Boden sie stehen, selber weitergeben. Die Brücken jedoch, die zwischen den Christen aller Erdteile geschlagen sind, helfen dazu, daß die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute ein gemeinsames Anliegen der ganzen Christenheit ist. Kein Christ in Deutschland oder Amerika, in Afrika oder Indien, in China oder auf einer kleinen Insel der Südsee steht allein. Eine 150jährige Missionsarbeit hat dazu geholfen, daß zu Beginn der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Stimme der Gemeinde Jesu Christi in allen Erdteilen zu einer gemeinsamen geworden ist. Erwachender afrikanischer Gigant — aufwachendes Asien — suchendes und um seinen weiteren Weg ringendes Europa — sich wandelnder amerikanischer Kontinent: eine Brücke ist da, die von Land zu Land reicht, die die Menschen der verschiedensten Hautfarben und Ansichten miteinander zu verbinden vermag, die gewiß nicht die Einheit der Welt schafft, aber inmitten dieser Welt Menschen um den einen Herrn zu sammeln vermag: Kirche Jesu Christi, die allein als missionierende, sendende, rufende, verkündigende Kirche die Verheißung hat, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden.

## Und sie bewegt sich doch! — die Kirche nämlich

Zweimal im Kirchenjahr wird besonders der Äußeren Mission in unseren Kirchen gedacht: an Epiphania und Himmelfahrt. Die beiden Tage haben in ihren Predigttexten Stichworte, die entgegengesetzt zu sein scheinen: Kommen und gehen. Zu Epiphania heißt es: sie werden kommen. Gemeint sind alle Heiden, die Völker auf der Erde, die Erdteile, die Menschen aus allen vier Himmelsrichtungen. Sie alle werden den Weg der Weisen aus dem Morgenlande zu Jesus Christus finden. Am Himmelfahrtstag heißt es: gehet hin! Gemeint sind die Jünger Jesu, die Christen. Sie gehen zu den Heiden, weil ihr Herr es so befohlen hat und wissen, daß die Heiden auch zur Gemeinde kommen werden, weil ihr Herr es so verheißen hat.

In solchem Gehen und Kommen besteht das Reich Gottes. Das ist die Bewegung, die erst bei der letzten Epiphanie, bei der Erscheinung Jesu Christi, zur Ruhe kommt. Dann wird er sie alle vor seinem Thron versammelt haben.

Bis zu diesem Tag ist aber Bewegung, Kommen und Gehen das Kennzeichen der Kirche Jesu Christi auf Erden. Wenn wir manchmal in unserer eigenen Kirche zuviel Erstarrung, zuviel Stehenbleiben und Unbeweglichkeit beklagen, so sollen wir nicht vergessen, daß es so nicht überall aussieht und aussehen muß. In der „Ökumene“, d. h. auf dem bewohnten Erdenkreis, sorgt Gott schon selbst für solche Bewegung. Sie ist da. Sehen wir sie? Und nehmen wir an ihr teil?

Es ist festzustellen: trotz der großen Umwälzungen, die die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts durch Kriege und Revolutionen, durch das Verschwinden von Reichen und Entstehen von neuen Staaten mit sich gebracht hat, ist an keiner Stelle auf dem Erdenkreis eine christliche Kirche untergegangen. Das ist nicht selbstverständlich! Die blühenden Gemeinden Kleinasiens, an die eine Reihe der Briefe des Neuen Testaments geschrieben war, sind längst nicht mehr. Die Kirche eines Augustin in Nordafrika ist schon lange durch Mohammed verdrängt. Nein, es ist nicht selbstverständlich, daß Gott in diesem Jahrhundert so wunderbar seine Kirche in aller Welt behütet hat.

Er hat es allerdings nicht nach der Art des Kindergebetes gehen lassen: „Behüte mich auch diesen Tag, daß mir kein Leid geschehen mag.“ Im Gegenteil: Leid ist über die meisten Kirchen in der Welt während dieser



## Und sie bewegt sich doch – die Kirche nämlich.

Zweimal im Kirchenjahr wird besonders der Neueren Mission in unseren Kirchen gedacht: an Epiphania und Himmelfahrt. Die beiden Tage haben in ihren Predigttexten Stichworte, die entgegengesetzt zu sein scheinen: Kommen und gehen. Zu Epiphania heißt es: Sie werden kommen. Gemeint sind alle Heiden, die Völker auf der Erde, die Erdteile, die Menschen aus allen vier Himmelsrichtungen. Sie alle werden den Weg der Weisen aus dem Morgenlande zu Jesus Christus finden. Am Himmelfahrtstag heißt es: Gehet hin! Gemeint sind die Jünger Jesu, die Christen. Sie gehen zu den Heiden, weil ihr Herr es so befohlen hat, und wissen, daß die Heiden auch zur Gemeinde kommen werden, weil ihr Herr es so verheißt hat.

In solchem Gehen und Kommen besteht das Reich Gottes. Das ist die Bewegung, die erst bei der letzten Epiphanie, bei der Erscheinung Jesu Christi, zur Ruhe kommt. Dann wird Er sie alle vor Seinem Thron versammelt haben.

Bis zu diesem Tag ist aber Bewegung. Wenn wir manchmal in unserer eigenen Kirche zuviel Erstarrung, zuviel Stehenbleiben und Unbeweglichkeit beklagen, so sollen wir nicht vergessen, daß es so nicht überall aussieht und aussehen muß. Auf dem ganzen bewohnten Erdenkreis sorgt Gott schon selbst für solche Bewegung. Sie ist da. Sehen wir sie? Und nehmen wir an ihr teil?

Es ist festzustellen: Trotz der großen Umwälzungen, die die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts durch Kriege und Revolutionen, durch das Verschwinden von Reichen und Entstehen von neuen Staaten mit sich gebracht hat, ist in dieser Zeitspanne an keiner Stelle auf dem Erdenkreis eine christliche Kirche untergegangen. Das ist nicht selbstverständlich! Die blühenden Gemeinden Kleinasien, an die eine Reihe der Briefe des Neuen Testaments geschrieben war, sind längst nicht mehr. Die Kirche eines Augustin in Nordafrika ist schon lange durch Mohammed verdrängt. Nein, es ist nicht selbstverständlich, daß Gott in diesem Jahrhundert so wunderbar Seine Kirche in aller Welt behütet hat.

Es ist allerdings Leid über die meisten Kirchen in der Welt während dieser ersten fünf Jahrzehnte im 20. Jahrhundert gekommen. So haben die Christen in Japan, China, Indonesien, Rußland und an anderen Orten ihren Glauben im Gefängnis, im KZ und auch im Sterben bezeugen müssen. Wir sind Gott dankbar, daß Er an unserer Kirche in Deutschland nicht vorübergegangen ist, sondern uns auch ein wenig im Kirchenkampf der 30er Jahre zum Zeugnis gerufen und hier und da im Leiden für solches Zeugnis geläutert hat.

Eine Läuterung der Christenheit auf Erden haben in diesen ersten vier Jahrzehnten nämlich fast alle Kirchen erlebt. Im 19. Jahrhundert begann das große Werk der Neueren Mission. Die meisten Missionsgesellschaften in Deutschland haben in den letzten fünf Jahrzehnten ihr 100jähriges Bestehen gefeiert. Etwa 100 Jahre und etwas mehr sind also die Gemeinden alt, die durch die Arbeit der Neueren Mission in allen Erdteilen entstanden. Es ist ein Wunder vor unseren Augen, daß diese jungen Gemeinden und Kirchen die Belastungsprobe, unter der unsere fast zwei Jahrtausende alte Kirche schier zerbrach, durchgehalten haben.

Ja, mehr noch, sie sind oft gestärkt aus ihr hervorgegangen. Man müßte z. B. Japan, China, auch manche Inseln nennen. Darf man es auch von der Kirche in Deutschland sagen? An vielen Stellen geht die Belastungsprobe und Läuterung weiter. Werden die Christen in China unter dem

Ansturm des Kommunismus den langen Atem behalten? Wie steht es mit der Kirche in Rußland, in Ungarn und den anderen Staaten des Ostblocks? Werden die Kirchen das rechte Zeugnis gegenüber den Göttern neuer Nationalismen in Indonesien und in Hindustan (Indien) finden? Werden sie den blutdürsternen Rassegötzen in Südafrika, wo man die Gemeinde Jesu Christi in schwarz und weiß aufspalten möchte, wie man es mit Rücksichtslosigkeit im politischen Leben tut, widerstehen können? Werden sie in Pakistan (Indien) und überall dort, wo Mohammed herrschen soll, die nötige Geduld zum Ausbarren aufbringen?

Man muß es schon sagen: Wir werden in Atem gehalten! Sind es die Menschen, die uns keine Ruhe gönnen? oder die Mächte der Welt, vielleicht der Teufel? oder – vielleicht Gott selbst? Wir werden diese Frage nicht lösen können. Aber wir sollten auch nicht über die Ruhelosigkeit in dieser Welt klagen. Die Bewegung, das Gehen und Kommen, ist ein rechtes Kennzeichen der Gemeinde Jesu Christi.



Und wirklich: Sie gehen immer noch. Zuerst waren es die zwölf Jünger, ihr Kreis wurde bald größer, wie wir es in der Apostelgeschichte lesen. Die Missionare heißen Stephanus und Philippus, Paulus als der größte unter anderen Namen des Neuen Testaments, die man noch nennen könnte. Es sind zuerst Juden, dann Halbjuden und Griechen, Römer und andere. Sie predigen, daß Jesus der Herr der Dekumene (= des bewohnten Erdenkreises) ist, und durchwandern zuerst die Mittelmeerlande, kommen in die Gegend des heutigen Frankreich und England, nach Deutschland und Skandinavien. Sie gehen auf anderem Wege in das weite Land des heutigen Rußlands. In Europa wird die frohe Botschaft gepredigt, sie wandert weiter nach Amerika. Jahrhunderte dauert es, bis die Kirchen des Abendlandes erkennen, daß Gott nicht nur sie, sondern die Welt, alle Völker in Sein Reich rufen will.

Nun hebt ein ununterbrochenes Gehen an. Aus allen Kirchen wandern Missionare nach allen übrigen Erdteilen.

Und wirklich: Sie kommen. Mit den drei Leuten aus dem Morgenland fing es an. Sie waren schon an der Krippe von Bethlechem das Zeichen dafür, daß sie aus allen Völkern kommen werden. Ja, kommen werden. Die Bibel hofft nämlich nicht, daß sich diese Religion „durchsetzen“ werde, sondern sie weiß, daß alle Heiden kommen werden, weil diese Versammlung der Völker vor dem Stuhl Gottes das Ziel der Geschichte mit dieser Welt ist. Laß sie sich doch wild gebärden! Ein Saulus mußte ein Paulus werden, weil er seinen Platz im Plan Gottes hatte. Sie kommen auch heute in Japan und China, in Indien und auf den Inseln, in Afrika und – im Abendland, jawohl, auch hier. Oder meinen wir, daß Menschen Gott von Seinem Ziel abbringen können? Sie werden kommen, d. h. Gottes Plan kommt zum Ziel.

Ob wir selbst mit drin sind? – oder nur Zuschauer? oder gar blind für all das, was dort vor sich geht? Können wir uns darüber freuen, wie sie wirklich von allen Seiten in das Reich Gottes hereinkommen? Sehen wir, wie heute diese jungen Christen, ja ganze Kirchen in der Welt, die eben erst – 100 Jahre sind im Plan Gottes eine kurze Zeit – gekommen sind, jetzt schon wieder hinausgehen, um ihrerseits zu predigen, einzuladen: Kommt, denn es ist alles bereit! Es gibt soviel Freude heute für die Christen, wenn sie merken, wie Gott Seinen Befehl vom Gehen genau so wahr macht, wie Seine Verheißung vom Kommen.

S y m a n o w s k y. Gossner-Mission, Zweigstelle Mainz.

 **Geht hin und  
lehret alle Völker und taufet  
sie im Namen des Vaters und  
des Sohnes und des heiligen  
Geistes + und lehret sie halten  
alles + was ich euch befohlen  
habe**  **MATTHÄUS 28**

19+20



ersten 5 Jahrzehnte im 20. Jahrhundert gekommen. So haben die Christen in Japan, China, Indonesien, Rußland und an anderen Orten ihren Glauben im Gefängnis, im KZ. und auch im Sterben bezeugen müssen. Wir sind Gott dankbar, daß er an unserer Kirche in Deutschland nicht vorübergegangen ist, sondern uns auch ein wenig im Kirchenkampf der 30er Jahre zum Zeugnis gerufen und hier und da im Leiden für solches Zeugnis geläutert hat.

Eine Läuterung der Christenheit auf Erden haben in diesen ersten vier Jahrzehnten nämlich fast alle Kirchen erlebt. Im 19. Jahrhundert begann das große Werk der Äußeren Mission. Die meisten Missionsgesellschaften in Deutschland haben in den letzten 5 Jahrzehnten ihr 100jähriges Bestehen gefeiert. Etwa 100 Jahre und etwas mehr sind also die Gemeinden alt, die durch die Arbeit der Äußeren Mission in allen Erdteilen entstanden. Es ist ein Wunder vor unseren Augen, daß diese jungen Gemeinden und Kirchen die Belastungsprobe, unter der unsere fast zwei Jahrtausende alte Kirche schier zerbrach, durchgehalten haben.

Ja, mehr noch, sie sind oft gestärkt aus ihr hervorgegangen. Man müßte z. B. Japan und China, auch manche Inseln nennen. Darf man es auch von der Kirche in Deutschland sagen? An vielen Stellen geht die Belastungsprobe und Läuterung weiter. Werden die Christen in China unter dem Ansturm des Kommunismus den langen Atem behalten? Wie steht es mit der Kirche in Rußland, in Ungarn und den anderen Staaten des Ostblocks? Werden die Kirchen das rechte Zeugnis gegenüber den Göttern neuer Nationalismen in Indonesien und in Hindustan (Indien) finden? Werden sie dem blutdürstigen Rassegötzen in Südafrika, wo man die Gemeinde Jesu Christi in schwarz und weiß aufspalten möchte, wenn man es mit Rücksichtslosigkeit im politischen Leben tut, widerstehen können? Werden sie in Pakistan (Indien) und überall dort, wo Mohammed herrschen soll, die nötige Geduld zum Ausharren aufbringen?

Man muß es schon sagen: wir werden in Atem gehalten! Sind es die Menschen, die uns keine Ruhe gönnen? oder die Mächte der Welt, vielleicht der Teufel? oder — vielleicht Gott selbst? Wir werden diese Frage nicht lösen können. Aber wir sollten auch nicht über die Ruhelosigkeit in all dieser Welt klagen. Unsere Ruhe ist vorhanden, wir werden zu ihr kommen. Jetzt ist aber die Bewegung, das Gehen und Kommen rechtes Kennzeichen der Gemeinde Jesu Christi.

Und wirklich: sie gehen immer noch. Zuerst waren es die 12 Jünger, ihr Kreis wurde bald größer, wie wir es in der Apostelgeschichte lesen. Die Missionare heißen Stephanus und Philippus, Paulus als der größte unter anderen Namen des Neuen Testaments, die man noch nennen könnte. Es sind zuerst Juden, dann Halbjuden und Griechen, Römer und andere. Sie predigen, daß Jesus der Herr der Ökumene (= des bewohnten Erdkreises) ist und durchwandern zuerst die Mittelmeerländer, kommen in die Gegend des heutigen Frankreich und England, nach Deutschland und Skandinavien. Sie gehen auf anderem Wege in das weite Land des heutigen Rußlands. In Europa wird die frohe Botschaft gepredigt, sie wandert weiter nach Amerika. Jahrhunderte dauert es, bis die Kirchen des Abendlandes erkennen, daß Gott nicht nur sie, sondern die Welt, alle Völker in sein Reich rufen will. Nun hebt ein ununterbrochenes Gehen an. Aus allen Kirchen gehen Missionare nach den übrigen Erdteilen. Es geht um die Welt!

Und wirklich: Sie kommen. Mit den drei Leuten aus dem Morgenland fing es an. Sie waren schon an der Krippe von Bethlehem das Zeichen dafür, daß sie aus allen Völkern kommen werden. Ja, kommen werden. Die Bibel hofft nämlich nicht, daß sich diese Religion „durchsetzen“ werde, daß Menschen überzeugungskräftig „die Idee des Christentums“ verstehen werden, sondern sie weiß, daß alle Heiden kommen werden, weil diese Versammlung der Völker vor dem Stuhl Gottes das Ziel der Geschichte mit dieser Welt ist. Laß sie sich doch wild gebärden! Ein Saulus mußte ein Paulus werden, weil er seinen Platz im Plan Gottes hatte. Sie kommen auch heute in Japan und China, in Indien und auf den Inseln, in Afrika und — im Abendland, jawohl auch hier. Oder meinen wir, daß Menschen Gott von seinem Ziel abbringen können? Sie werden kommen, d. h. Gottes Plan kommt zum Ziel.

Ob wir selbst mit drin sind? — oder nur Zuschauer? oder gar blind für all das, was dort vor sich geht? Können wir uns darüber freuen, wie sie wirklich von allen Seiten in das Reich Gottes hereinkommen? Sehen wir, wie heute diese jungen Christen, ja ganze Kirche in der Welt, die eben erst — 100 Jahre sind im Plan Gottes eine kurze Zeit — gekommen sind, jetzt schon wieder hinausgehen, um ihrerseits zu predigen, einzuladen: Kommt, denn es ist alles bereit! Es gibt soviel Freude heute für die Christen, wenn sie merken, wie Gott seinen Befehl vom Gehen genau so wahr macht, wie seine Verheißung vom Kommen. Man muß nur ein wenig um diese Dinge wissen, man darf nur nicht einigen Fachleuten und Liebhabern die „Äußere Mission“ überlassen. Man zieht sich damit selbst in den Ententeich zurück und wundert sich dann, daß das Reich Gottes aus dieser Froschperspektive kaum mehr zu entdecken ist. Es wäre besser, alle Gemeindeglieder würden zum Berg der Verheißung kommen und selbst dann wieder mit Freuden gehen, um das Reich Gottes in dieser Welt zu verkündigen.

Symanowski.

## Wir lesen die Bibel

Wochenspruch: Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.

8. So. Joh. 3, 31–36. Christi Zeugnis.
9. Mo. Joh. 4, 1–15. Durst.
10. Di. Joh. 4, 16–26. Rechte Anbetung.
11. Mi. Joh. 4, 27–34. Christi Werk an uns.
12. Do. Joh. 4, 35–42. Arbeiter in Gottes Reich heißt Glied sein in einer langen Kette.
13. Fr. Joh. 4, 43–54. Der Herr des Lebens, der rechte Arzt ist Jesus.
14. Sa. Joh. 5, 1–16. Willst du gesund werden?

Prädikat „künstlerisch und kulturell wertvoll“ erhielt „Die Nachtwache“, die vor einiger Zeit in Hannover im Gegenwart des Landesbischofs D. Lilje ihre Uraufführung erlebte, hat überall starke und tiefe Wirkungen hervorgerufen.

### Alte und neue Weihnachtsmusik

Ein Chorwerk von Walter Zachert. Im vorigen Jahre erlebte die Weihnachtsmusik Walter Zacherts, „Jesu Ankündigung und Geburt“, in der Seminarkirche ihre Uraufführung und auch zum diesjährigen Weihnachtsfest konnte eine Hörergemeinde im Paulusaal des Evangelischen Gemeindehauses, Mainz, und in der evangelischen Kirche zu Gonsenheim das abendfüllende Werk, das für Solisten, gemischten Chor, Kinderchor, Streicher und Orgel geschrieben ist, als Auftakt des Weihnachtsfestes miterleben. Kirchliche Gebrauchsmusik ist die Komposition, das Werk eines erfahrenen Kirchenmusikers, der an die musikalische Technik keine zu großen Anforderungen stellt, aber der Musizierlust entgegenkommt. Der Komponist leitete selbst die Aufführung. Textliche Grundlage sind das Markus- und das Lukasevangelium, deren verbindende Texte der Evangelist (Marianne Wüst) vortrug. Ein vorwiegend rezitativer Charakter bestimmt auch die Partien des Engels Gabriel (Else Link), der Maria (Maria Thomé), der Elisabeth (Hilde Stemmler) und des Zacharias (Wilhelm von Pilgrim). Als Höhepunkte hoben sich einige Chorsätze heraus, die von dem Gemeindechor der Altmünsterkirche und dem Gemeinde- und Kinderchor der evangelischen Kirche zu Gonsenheim gesungen wurden. Für die Begleitung hatten sich Tini Reising (Orgel) und Mitglieder des Städtischen Orchesters zur Verfügung gestellt. Auch die Gemeinde war beteiligt: alte Kirchenlieder sind eingelegt und ein gemeinsamer Lobgesang gibt den Ausklang.

### Weihnachtliches Musizieren in der Evangelischen Kirche zu Bingen

In der protestantischen Kirche haben von jeher die kleinen Kantaten und Spielstücke eine besondere Pflegestätte gefunden, deren es gerade für die Weihnachtszeit eine stattliche Reihe gibt. Zwei solcher kleinen Werke standen auch im Mittelpunkt des Programms der „Weihnachtsmusik“ in der Gustav-Adolf-Kirche zu Bingen, zu der Pfarrer Roemheld am ersten Weihnachtsfeiertage eingeladen hatte: eine „Kleine Weihnachtskantate“ von Fritz Dietrich, die, klarlinig im Stil, pointiert durch kleine harmonische Feinheiten auf den Komponisten der Gegenwart wies; bekannter dann die ausgewogene „Weihnachtsmusik“ des Barockmeisters Buxtehude, ein frisches, frohes Musizieren um das alte Lied „In dulci jubilo“. Solisten (Gesangssolo: I. Avenarius-Herborn; Evangelist: L. Achenbach), Chöre und Instrumentalisten vereinigten sich in warmem Zusammenklang unter der Leitung von Musikdirektor Josef Knüttel, der auch diese „Spielart“ des Musizierens verstehend zu beleben wußte. Die frischen Stimmen des Kinder- und Jugendchores (Einstudierung: Maria Roemheld) waren eine willkommene Bereicherung des aus früheren Konzerten bereits bekannten Kirchenchores. Als Instrumentalisten (die Orgel spielte Pfarrer Roemheld selbst) wirkten einheimische Musikfreunde. Beide Stücke standen in geschmackvoller Zusammenstellung zwischen Sologesängen, Chören und gemeinsam gesungenen Weihnachtsliedern, Altem und Neuem. Weihnachtliche Harmonie lag über dem Konzert.

Schriftleiter: Pfarrer Karl Trabandt, Mainz. — Verlag: Evang. Kirchenblatt für Rheinhessen, Mainz, Goethestr. 7. — Druck: Dr. Hanns Krach, Mainz, Breidenbacherstr. 8.

Spendenkonto des Evang. Kirchenblattes für Rheinhessen:  
Postscheckkonto Ludwigshafen Nr. 25330



# Der Mensch in der Industrie und die Kirche.

## 2. Der aufgeteilte Mensch.

Unter dem Gesamthema „der Mensch in der Industrie und die Kirche“ haben wir vor 8 Tagen über den veränderten Rythmus gesprochen. Dieser 2. Vortrag soll vom aufgetheilten Menschen handeln. Wir hatten gesehen, daß der Mensch i. d. Industrie die Zeit verloren hat, weil er nicht mehr in dem großen Rythmus der Natur lebt. Sein Leben besteht aus einer Reihe von unnatürlichen ~~kurzen~~ <sup>kleinen</sup> Zeiteinheiten von Sekunden, Minuten und Stunden. So verliert er sich im Augenblich und ~~hat~~ <sup>verliert</sup> ~~darüber~~ <sup>darüber</sup> nicht mehr die kurze Spanne einer Sekunde oder die Sekunden bis zum nächsten Tag. Seine Zeit ist zerbrochen.

Aber ~~damit~~ <sup>zuletzt ist</sup> auch seine Arbeit, seine Familien<sup>leben</sup> Freizeit. Er ist ein aufgeteilter Mensch, in seinem Leben und Denken aufgespalten; das Fremdwort dafür heißt Disziplin. Bitte ~~schon~~ <sup>schon</sup> sehen Sie dem Industrie~~mensch~~ <sup>mensch</sup> ~~am~~ <sup>am</sup> ~~Tag~~ <sup>Tag</sup> ~~an~~ <sup>an</sup> und lassen Sie uns fragen nach den Gründen fragen:

Der 1. liegt in der ~~Art der Arbeit~~ <sup>Produktionsweise</sup>. Sie ist, arbeitsteilig sagen wir. Niemand ~~für~~ <sup>stellt</sup> an einem Arbeitsplatz ein ganzes Stück her. Manche Fabriken ~~die~~ <sup>produzieren</sup> nur Teile her, die in ~~ganzen~~ <sup>ganzen</sup> ganz anderen Werken <sup>und</sup> an anderen Orten weiter verarbeitet werden. Schon an einem strommäßig hergestellten Stuhl sind die verschiedenen Menschen betheilig. Einer fertigt nur die Lehnen, ein anderer die Vorderlehne, ein anderer die Sitze, wenn diese nicht schon von einer anderen Fabrik geliefert werden. Es gibt ~~Arbeits~~ <sup>Produktion</sup> von Einzelteilen, deren spätere Verwendung dem Hersteller am Arbeitsplatz völlig unbekannt ist. Die strommäßige Fertigung muß möglichst gleiche Stücke hervorbringen. Eines muß wie das andere aussehen. Es darf nicht ~~das~~ <sup>ein</sup> besonderes Merkmal des Menschen tragen, der es herstellt. Jede individuelle ~~Leistung~~ <sup>Leistung</sup> an dieser Stelle ist schädlich. ~~Wir brauchen gar nicht~~

Wie helfen wir in der Kirche den Menschen dazu? Sollen wir denn etwa jeden Tag Gottesdienste halten und womöglich noch je einmal für jede Schicht? Fragen über Fragen, die uns bedrängen, wenn wir erst einmal selbst in diesem Maschinenrhythmus der modernen Industrie eingespannt waren. Von 7 Pastoren und Vikaren aus dem "Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie" in Mainz-Kastel, die in 4 verschiedenen Werken in den letzten 2 Monaten arbeiteten, waren 2 an allen Sonntagen frei.

Selbst wenn diese <sup>via</sup> trotz Müdigkeit am Gemeindegottesdienst hätten teilnehmen wollen, so wäre es ihnen nicht möglich gewesen. Am Sonntag vormittag schließt und beginnt keine Schicht zur üblichen Gottesdienstzeit. Die 10.00 Uhr-Stunde eignet sich ausgezeichnet für den Bauer, der dann seine erste Fütterung hinter sich hat und zur zweiten wieder rechtzeitig zu Hause ist. Und wer einmal am freien Sonntag von den rauchenden Schloten wegstrebt, läßt sich den Vormittag nicht nehmen, <sup>weil</sup> hier die Stunde des Gottesdienstes liegt. Durch Jahrhunderte hindurch ist in der Industrie der Sonntag seinem Zweck entfremdet worden. Deshalb erleben wir heute, daß er auch nicht von denen als Tag zum Hören, Beten und Feiern mit der Gemeinde gebracht wird, die über 2 freie Tage am Wochenende verfügen. Machen wir uns keine Illusion! Das wird auch bei vielen so bleiben trotz kirchlicher Ermahnungen und Forderungen. Die Menschen in der Industrie sind das Ergebnis einer <sup>un-</sup>gesunden Meinung, die es sich doch nur um einen kleinen Kreis von Menschen handelt, der durch solche Gründe vom Gang zur Kirche am Sonntag vormittag abgehalten wird, <sup>un-</sup>vergessen nicht, daß wir schon 4 Generationen hindurch vom Rhythmus der Maschine geprägt werden. Das geht nicht spurlos am Menschen vorüber, auch wenn er selbst gar nicht in den industriellen Arbeitsprozeß eingespannt ist. Der Schaden liegt aber noch tiefer. Wir sahen, daß wir das Jahr nur noch als Einheit für den Urlaub kennen, der Tag für uns aus Schichten besteht, heute zumeist noch aus drei ...

x gebnis einer Gesichte, die sie zu Unkirchlichen u. Kirchenfremden gemacht hat.





Wie helfen wir in der Kirche den Menschen dazu? Sollen wir denn etwa jeden Tag Gottesdienste halten und womöglich noch je einmal für jede Schicht? Fragen über Fragen, die uns bedrängen, wenn wir erst einmal selbst in diesem Maschinenrhythmus der modernen Industrie eingespannt waren. Von 7 Pastoren und Vikaren aus dem "Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie" in Mainz-Kastel, die in 4 verschiedenen Werken in den letzten 2 Monaten arbeiteten, waren 2 an allen Sonntagen frei.

Selbst wenn <sup>die</sup> diese trotz Müdigkeit am Gemeindegottesdienst hätten teilnehmen wollen, so wäre es ihnen nicht möglich gewesen. Am Sonntag vormittag schließt und beginnt keine Schicht zur üblichen Gottesdienstzeit. Die 10.00 Uhr-Stunde eignet sich ausgezeichnet für den Bauer, der dann seine erste Fütterung hinter sich hat und zur zweiten wieder rechtzeitig zu Hause ist. Und wer einmal am freien Sonntag von den rauchenden Schloten wegstrebt, läßt sich den Vormittag nicht nehmen, <sup>um</sup> weil hier die Stunde des Gottesdienstes liegt. Durch Jahrhunderte hindurch ist in der Industrie der Sonntag seinem Zweck entfremdet worden. Deshalb erleben wir heute, daß er auch nicht von denen als Tag zum Hören, Beten und Feiern mit der Gemeinde gebracht wird, die über 2 freie Tage am Wochenende verfügen. Machen wir uns keine Illusion! Das wird auch bei vielen so bleiben trotz kirchlicher Ermahnungen und Forderungen. Die Menschen in der Industrie sind das Ergebnis einer ~~Er-~~ x <sup>Er-</sup> Meinung ist, daß es sich doch nur um einen kleinen Kreis von Menschen handelt, der durch solche Gründe vom Gang zur Kirche am Sonntag vormittag abgehalten wird, vergesse nicht, daß wir schon 4 Generationen hindurch vom Rhythmus der Maschine geprägt werden. Das geht nicht spurlos am Menschen vorüber, auch wenn er selbst gar nicht in den industriellen Arbeitsprozeß eingespannt ist. Der Schaden liegt aber noch tiefer. Wir sehen, daß wir das Jahr nur noch als Einheit für den Urlaub kennen, der Tag für uns aus Schichten besteht, heute zumeist noch aus drei ..  
x gebnis einer Gesichte, die sie zu Unkirchlichen u. Kirchenfremden gemacht hat.





Wie helfen wir in der Kirche den Menschen dazu? Sollen wir denn etwa jeden Tag Gottesdienste halten und womöglich noch je einmal für jede Schicht? Fragen über Fragen, die uns bedrängen, wenn wir erst einmal selbst in diesem Maschinenrhythmus der modernen Industrie eingespannt waren. Von 7 Pastoren und Vikaren aus dem "Seminar für kirchlichen Dienst in der Industrie" in Mainz-Kastel, die in 4 verschiedenen Werken in den letzten 2 Monaten arbeiteten, waren 2 an allen Sonntagen frei.

Selbst wenn <sup>die</sup> diese trotz Müdigkeit am Gemeindegottesdienst hätten teilnehmen wollen, so wäre es ihnen nicht möglich gewesen. Am Sonntag vormittag schließt und beginnt keine Schicht zur üblichen Gottesdienstzeit. Die 10.00 Uhr-Stunde eignet sich ausgezeichnet für den Bauer, der dann seine erste Fütterung hinter sich hat und zur zweiten wieder rechtzeitig zu Hause ist. <sup>von den Industriearbeitern</sup> Und Wer (einmal am freien Sonntag von den rauchenden Schloten wegstrebt, läßt sich den Vormittag nicht nehmen, <sup>nur</sup> weil hier die Stunde des Gottesdienstes liegt. Durch Jahrzente hindurch ist in der Industrie der Sonntag seinem Zweck entfremdet worden. Deshalb erleben wir heute, daß er auch nicht von denen als Tag zum Hören, Beten und Feiern mit der Gemeinde gebracht wird, die über 2 freie Tage am Wochenende verfügen. Machen wir uns keine Illusion! Das wird auch bei vielen so bleiben trotz kirchlicher Ermahnungen und Forderungen. Die Menschen in der Industrie sind das Ergebnis einer Geschichte, die sie zu Unkirchlichen u. Kirchenfremden gemacht hat. <sup>Dazu bedarf es heute gar keine Kirche.</sup> Wer der Meinung ist, daß es sich doch nur um einen kleinen Kreis von Menschen handle, der durch solche Gründe vom Gang zur Kirche am Sonntag vormittag abgehalten wird, vergesse nicht, daß wir schon 4 Generationen hindurch vom Rhythmus der Maschine geprägt werden. Das geht nicht spurlos am Menschen vorüber, auch wenn er selbst gar nicht in den industriellen Arbeitsprozeß eingespannt ist. Der Schaden liegt aber noch tiefer. Wir sahen, daß wir das Jahr nur noch als Einheit für den Urlaub kennen, der Tag für uns aus Schichten besteht, heute zumeist noch aus drei. <sup>6 -</sup>



gehermt gehen.

Wie eine Kettenreaktion erfolgt nun aber Spaltung auf Spaltung. Sie reichen bis in die Intimsphäre des Einzelmenschen und der Familie hinein. Heute erscheint es nur lediglich zweckmäßig zu sein, wenn die Kinder im Krankenhaus und nicht zu Hause geboren werden. ~~Deshalb weiß aber auch~~  
~~auf der professionellen Geburtshilfe~~ ~~man~~ ~~Deshalb~~ ~~kennt~~ ~~aber~~  
 auch auf der Mutter selbst niemand mehr in der Familie die eigenartige Atmosphäre einer Geburtstunde, in der ~~Leben~~  
 Leben, Gefährdung und Tod so nahe beieinanderliegen. Und  
 man stirbt denn noch bei einem Leiden zu Hause? ~~Es~~ Auch  
 dies vollzieht sich hinter der doppelten Tür eines Krankenhauses.  
 Wer hat denn auch noch den Wohnraum, in dem geboren  
 werden und Sterben möglich ist? Aber damit gilt es für  
 uns auch kein „Geburtsheim“ mehr, in dem vielleicht auch  
 unser „Sterbeszimmer“ liegt. Es fehlt uns der feste Ort, die Heimat  
 in der ersten so gut wie in der letzten Stunde unseres Lebens.  
 Kein Wunder, daß sich weiterhin der Mensch auch nicht mehr  
 zu Hause fühlen kann. Er hat die Fähigkeit verloren, in  
 seinen 4 Händen Feste zu fassen. Wenn er nicht zu Hause  
 geboren wird, nicht zu Hause krank ist und stirbt, dann  
 sucht er auch für seine Freunde den anonymen Ort auf.  
 So wird Freude verdrängt zum Amüsement in einem  
 Lokal.

Wir sehen die Aufspaltung des Menschen am Arbeitsplatz,  
 am Wohnort u. in der ~~Ehe~~ Familie. Nicht anders geht es ihm  
 im öffentlichen Leben im Blick auf die Gesellschaft. Der Staat  
 verlangt nicht eine Steuer von ihm, sondern ~~in ihm~~  
 hat er in einem komplexierten System aufgeteilt. Es gibt  
 eine Vielzahl von Ämtern, die gerade nur für diesen Teil-  
 bereich zuständig sind. Nirgends tritt uns die Gesellschaft  
 als eine inponierende Größe gegenüber, denn sie setzt sich  
 aus Verbänden und Gruppen zusammen. In Deutschland  
~~führt~~ ~~noch~~ selbst der Gedanke an das Volk zur Schizophrenie,  
 denn wir leben in der Spaltung von Ost und West.

W o c h e n p l a n  
für die Zeit vom 24. - 30. März

Sonntag

---

Montag

B e r i c h t s h e f t e  
und  
A n d a c h t s V o r b e r e i t u n g

Dienstag

20.15- 20.45

F e r n s e h e n

Im Blickpunkt: Ghana  
Eine Kolonie wird selbstständig

Mittwoch

16.55

F e r n s e h e n

Fussballspiel der Junioren

Deutschland - Belgien

Die se Sendung wird zum Nachtessen  
abgeschaltet!

Donnerstag

---

Freitag

20.00

F e r n s e h e n

Tagesschau - Wetterkarte

20.20

Panorama

mit Josef Müller-Maren

Worüber man spricht - worüber man  
sprechen sollte.

20.50

Nicht Treffendes bitte streichen

Das Kom(m)ödchen Düsseldorf

Samstag

---

Mit Rücksicht auf die Woche der besseren Verständigung zwischen  
Juden und Deutschen, die unter der Leitung von Herrn Dohrmann vom  
25. - 30. März stattfindet, wurde das Fernsehprogramm für diese  
Woche eingeschränkt. Wir bitten, das Programm für die Verständigungs-  
woche einzusehen.



Z.: Textlesung

G.: Es ist wirklich so, wie es hier heißt: Es scheint wahrhaft umsonst zu sein, Gott zu dienen und seine Weisungen zu halten. Da ist ein Kind, das nicht zur Jugendweihe geht, sondern den Konfirmandenunterricht treu besucht. Was hat es davon? Wer weiß, ob es eine ordentliche Lehrstelle bekommt! Da sind immer erst die anderen an der Reihe. Und wenn es begabt ist und will zur Oberschule? Wer weiß, ob es da klarpt! Was bringt es schon ein, Gott wirklich die Treue zu halten?

E.: Das geht aber nicht nur den Kinder so, den Eltern in Betrieb geht es doch genauso. Es ist Betriebsversammlung. Es geht über die Kirche her. "Die Kirche segnet die Waisen. Die Bischöfe sind für die Atombomben. Immer stehen sie auf der Seite der Kapitalisten und Ausbeuter". Da wagt es wirklich einer, der nicht feige ist. Er steht auf und will einige Dinge richtigstellen. Was passiert? Er kommt kaum zu Wort. Er wird ausgelacht. Seine Kollegen erklären ihn für verrückt, weil er den Mund auf tut. Er verscherzt sich alle Sympathien. Er ist das schwarze Schaf. Was hat er davon. Es scheint wirklich umsonst zu sein, Gott zu dienen. Würde er aus der Kirche austreten, der Weg wäre ihm offen.

Z.: Und doch gibt es Leute, die halten stand, auch wenn alle lachen. Und die erfahren auch daß es nicht vergeblich ist. Und Gott den Seinen hilft.

G.: Ja, wie denn? Es geht doch auch den Frommen so. Was nützt ihnen ihre Frömmigkeit. Gott hilft ihnen auch nicht. Ich habe eine Frau aus meiner Heimat vor Augen. Ihr Mann war gefallen. Sie hatte noch einen Sohn. Wie hat sie zu Gott gebetet, er möge wenigstens diesen Sohn bewahren. Dann kommt die Nachricht: Er ist vermißt. Ihr erging es nicht anders als denen, die nicht gebetet haben. Muß man da nicht sagen: Es ist umsonst, daß man Gott dient?

E.: Da sind doch wahrhaftig die anderen besser dran, die nicht nach Gott fragen. Die treter aus der Kirche aus, und sie sind obenauf. Die Kinder gehen zur Jugendweihe, die besten Lehrstellen sind ihnen sicher. Es scheint doch immer wieder so zu sein. Wer sich um Gott nicht kümmert, der hat ein leichteres Leben. Er macht sich keine Gewissensbisse. Er braucht seine Ellenbogen und kommt voran.

G.: Und wir sitzen wir nun in der Kirche!

E.: Da haben sie recht! Am liebsten würde man auch so leben und aufhören zu glauben. Man steht ja auch immer in der Versuchung, den leichten Weg zu gehen, will wir doch nach allem, was wir sehen und erleben, dem zustimmen möchten; was hier geschrieben steht: "Es ist umsonst, daß man Gott dient. ... Die Gottlosen nehmen zu. Sie versuchen Gott und alles geht ihnen wohl aus." (V. 14a + 15b)

## II.

Also Gott ist abgesetzt! Ihr seid Christen, ihr sitzt hier in der Kirche, aber ihr redet, als wäre Gott ein alter Mann, der nichts mehr hört und sieht, und der die Seinen einfach sitzen läßt. Ihr rechnet ja überhaupt nicht mit Gott. Praktisch seid ihr genauso wie die anderen, die sagen: Es gibt gar keinen Gott! Deshalb müßt ihr ja verzweifeln! Darum seid ihr so mutlos und so hoffnungslos. Ihr seid wie Petrus auf dem See Genezareth. Er starrte wie gebannt auf die Wellen, die ihn zu verschlingen drohten. Er sah aber nicht den, der ihm helfen wollte. Darum

ging er unter. So geht auch ihr unter in eurer Hoffnungslosigkeit und sagt: Es ist ja umsonst, Gott zu dienen.

G.: Was bleibt uns heute anderes übrig als so zu denken? Es sieht doch wirklich so aus.

Z.: Ja, weil ihr Gott nicht seht und nicht mehr mit ihm rechnet. Wißt ihr, was Gott zu solchem Reden sagt? "Ihr redet hart wider mich". Ihr lästert mich, wenn ihr mir nicht vertraut. Ihr ehrt mich nicht. Ihr tut, als wäre ich ein stummer Götze, der euch nicht helfen kann. Ich aber merke wohl, was euch bedrückt und plagt. Ich höre eure Klagen, ich weiß eure Zweifel. Darauf können wir uns verlassen: Der Herr merkt und hört es! Damit können sich die Gottesfürchtigen untereinander trösten, wie es in Vers 16 unseres Textes heißt.

E.: Auch wenn das alles stimmt, meinen Sie denn wirklich, daß es sich um uns hier kümmert, daß er ein Interesse hat an dem, was uns täglich unter den Nägeln brennt und müde macht?

Z.: "Sie sollen, spricht der Herr Zebaoth, mein Eigentum sein", wird hier verheißen. Meinen Sie, jemand gibt 1000 Mark für eine goldene Kette aus und wirft sie dann weg? Gott hat uns das Leben gegeben. Ihm ist es nicht gleichgültig, was daraus wird. Er will, daß wir leben und nicht verkommen und versinken in Verzweiflung und Angst. Er hat mehr als Gold und Silber für uns gegeben. Er gab, was ihm am liebsten war, seinen einzigen Sohn für uns. Deshalb sind wir sein Eigentum und seine Kinder. Und das sind doch nicht leere Redensarten. Wer sich daran hält, der erfährt das auch. Er merkt, daß er damit anders leben kann. Haben wir denn noch nie gemerkt, daß er erhört? Ich meine, wir sind nur durch unseren Zweifel taub und blind geworden für all das, was er an uns tut.

G.: Na ja, ich denke wieder an die Frau, von der ich vorhin erzählte. Der Mann gefallen, der Sohn vermißt. Sie hätte bitter werden können. Jeder hätte das verstanden. Aber sie ließ Gott nicht los. Und Gott hatte eine Aufgabe für sie. Als die Flüchtlingszüge kamen, fand sie zwei elternlose Mädchen. Sie nahm sie in ihr Haus und wurde ihnen zur zweiten Mutter. Sie sagte damals: Gott hat doch auf mein Gebet gehört und mir geholfen, ganz anders als ich dachte. Durch die Hilfe für andere Menschen wurde ihr geholfen. Daran erfuhr sie, wie Gott hört und merkt.

Z.: Ja, und das ist nicht ein Einzelfall. Wir sehen ja immer nur den Vordergrund. Wir lassen uns blenden von dem Glück und Erfolg anderer. Wir lassen uns niederdrücken von unserem Unglück, von unserem Versagen. Aber wer das Vordergründige durchdringt und hinter allem Gottes Wirken sieht, für den steht alles unter einem neuen Licht. Sein Leben wird anders. Seine Entscheidungen sind letztlich dann nicht mehr abhängig von dem Gedanken an Erfolg und Mißerfolg. Er strebt nicht mehr um jeden Preis nach der Gunst der Vorgesetzten und Sympathien der Kollegen. Ihr Spott und Lachen werfen ihn nicht mehr um. Denn er weiß, auf Gottes Urteil kommt es an. Und so wird er dessen gewiß: Es ist nicht umsonst, Gott zu dienen! Wo das ein Mensch erfährt, da merken es dann aber auch die anderen. In seiner Umgebung ändert sich auch etwas. Das ist mir an einer bekannten Familie klar geworden. In dieser ganzen großen Familie war die Oma die einzige, die zur Kirche ging. Und das war ihr mehr als eine liebe Gewohnheit. Sie lebte das, was sie glaubt. Zu ihr kamen alle Familienglieder. Ihr schütteten sie ihr Herz aus. Von ihr holten sie sich Rat. Sie glied Streitigkeiten und Spannungen aus. Sie war der gute Geist in der Familie. Als die Oma starb, war es mit dem Frieden aus. Die Familie brach auseinander.



G.: Was Sie da erzählt haben, hat zwar kein gutes Ende genommen. Aber das eine wird daran doch sichtbar, wo ein Mensch Gott etwas zutraut und ihm gehorsam ist, ohne dabei gleich wieder auf die anderen herabzuschauen, da geht Frieden von ihm aus, da ändert sich um ihn herum die Atmosphäre. Das ist im Betrieb so. Das ist in der Schule so. Wenn nur einer in der Klasse ist, der keine Angst vor den anderen und ihrem Lachen hat, da finden sich auch andere, die Mut bekommen. Und die ganze Klasse bekommt ein neues Gesicht. Wo nur einer in der Brigade dem Klatsch über andere Widerstand leistet, da wird die Atmosphäre entgiftet. An diesen kleinen Dingen wird schon hier etwas davon spürbar, daß es nicht umsonst ist, Gott zu dienen. Die Gemeinschaft lebt von den Wenigen, die Gott ernstnehmen. Diese Wenigen sind wirklich Salz der Erde und Licht der Welt.

### III.

Z.: Sicher ist das so! Es ist nicht umsonst, Gott zu dienen. Aber es braucht nicht immer hier sichtbar zu werden. Oft erscheint es im Gegenteil gerade so, als wenn es vollkommen sinnlos wäre. weil nicht der geringste Erfolg zu sehen ist. Und die wenigen Treuen bleiben oft verkannt und verlacht. Dennoch gilt: "Gott hört und merkt es, und vor ihm ist ein Denkbüchlein geschrieben für die, so den Herrn fürchten und an seinen Namen gedenken." (V.16). Gott übersieht die Treue nicht. Gott vergißt die Seinen nicht. Und der Tag des Herrn, auf den unser aller Leben zuläuft, macht aller Zweideutigkeit und Verknennung ein Ende. Dann sehen wir, was uns in unserem Text verheißen ist: "Und ihr werdet sehen, was für ein Unterschied sei zwischen dem Gerechten und dem Gottlosen, zwischen dem, der ihm dient und dem, der ihm nicht dient" (V.18).

E.: Sollen wir nun zum Schluß doch noch wieder auf die Ewigkeit getröstet werden?

Z.: Wir sollen nicht getröstet werden auf die Ewigkeit, wir sollen uns trösten mit der Ewigkeit. Es kommt der Tag des Herrn, und der Herr sitzt zu Gericht. Dann wird vor allen offenbar, daß es nicht umsonst ist, sich auf Gott zu verlassen, ihm zu dienen. Was bleibt von all dem, was uns hier irre macht und nach dem wir hier jagen? Nichts bleibt! Weder Erfolg noch Mißerfolg, weder bequemes Leben, noch Leben unter Last und Kampf. Es hat sein Gewicht für uns verloren. Dann mißt Gott unser Leben nach seinen Maßen. Dann urteilt er darüber, was sinnlos oder sinnvoll war. Sinnvoll war das Leben, das vor diesem Richter Gnade findet. Gnade aber soll finden, die hier seinen Namen fürchten. Sie schauen dann das Heil. Sie sind mit ihm und schauen Gott von Angesicht zu Angesicht. Darin erfahren sie, was wir im Glauben ersehnten. Was uns hier Not macht, was uns hier kränkt, das ist abgefallen. Gottes Gerechtigkeit ist offenbar. Zurücksetzung und Ungerechtigkeit, Verzweiflung und Angst haben aufgehört unter seinen Kindern. Darum ist Friede, darum ist Freude unter ihnen. Das steht uns vor Augen, wenn wir sagen Ewigkeit. Deshalb trösten wir uns mit der Ewigkeit. Wenn wir dies vor Augen behalten, gehen wir getrost, ja freudig durch allen Kampf hier hindurch. Dann können wir sogar auf die bessere Stellung verzichten. Dann muß es nicht unbedingt die Oberschule sein. Sinnvoll ist ja nur das Leben, das vor Gott besteht, denn das letzte Wort behält doch immer unser Gott. Amen.

Sendung "Christliche Gedanken zur Zeit"Pfarrer Horst Symanowski, Mainz - Kastel: Ohne Sonntag leben ?

Es gibt Millionen von Menschen unter uns, die zwar einen freien Tag in der Woche haben, aber keinen freien Sonntag. Ein Teil dieser Menschen steht am Sonntag am Arbeitsplatz in der Industrie an Maschinen und Arbeitsprozessen, die nicht gestopt werden können. Wir hoffen allerdings, daß die Techniker mehr und mehr Maschinen bauen werden, die man auch abstellen kann, und nicht nur solche, die schneller und länger laufen und mehr produzieren. Wir wissen, daß verantwortliche Unternehmer die Sonntagsarbeit nicht allein unter dem Gesichtspunkt von Produktionssteigerung, Rentabilität und Profit verlangen. Wir müssen uns allerdings auch untereinander mahnen, nicht um des höheren Verdienstes willen zur Sonntagsarbeit zu drängen. Wir alle aber sind aufgerufen, am Sonntag anderen Menschen so wenig wie möglich Arbeit zu machen. Denn: Du sollst deinem Mitmenschen den Sonntag nicht stehlen !

Deshalb müssen wir es uns überlegen, ob wir mit unserem Verein oder der Kirchengemeinde gerade am Sonntag diese Omnibusfahrt machen und in jenem Lokal essen ~~müssen~~. Die Zahl der in den sogenannten 'Dienstleistungsbetrieben' am Sonntag Beschäftigten wird immer größer. Sie hat heute bei weitem schon die Zahl der in der Industrie am Sonntag Arbeitenden überholt. Oder meinen Sie, daß der Sonntag für Produktion und Konsum so wichtig ist, daß man auf die Arbeitsruhe an diesem Tage keine Rücksicht nehmen könne ? Denn 'Ruhe' könne man ja auch an einem Wochentage ?

Aber es geht nicht darum, daß ich 1 oder 2 Ruhetage in der Woche habe. Es geht um mehr, nämlich den gemeinsamen ~~freien~~ arbeitsfreien Tag. Was fange ich am arbeitsfreien Montag an, wenn meine Kinder in der Schule oder im Beruf sind, meine Frau mit ihrer Arbeit beschäftigt ist und um mich der Lärm des Alltags tost ? Die ständig wechselnden freien Wochentage schließen aus vom gemeinsamen Feiern und Erleben in der Familie im Kleinen wie im Volk im Großen. Darum sollten wir Dämme aufrichten, daß uns der Sog unserer Zeit nicht auch den Rest des gemeinsamen Ruhe- und Feiertages hinwegspült. Wir sollten neue Dämme bauen, um bereits verlorenes Land für möglichst Viele in unserer Gesellschaft zurückzugewinnen. Unter diesen Gesichtspunkten wird der neue Bundestag die Neufassung des Gesetzes über das Verbot der Sonntagsarbeit und seine Ausnahmen beraten müssen.

Aber können die Menschen denn noch etwas mit diesem freien Sonntag anfangen ? hört man heute fragen, oft gerade in der Kirche. Was wollt ihr denn an diesem Tage tun ? Mit meinen Arbeitskollegen und Freunden



antworte ich: Gemeinsam feiern wollen wir. In der Familie etwas tun, was wir in der Woche nicht gemeinsam tun können; mit Freunden zusammensein, die wir am Alltag nicht sehen. An diesem Tag will ich der g a n z e Mensch sein, den Teil meines Menschseins, den ich an die Maschine, den Arbeitsplatz und ~~in~~ meine auf die Arbeit konzentrierten Gedanken nicht ~~mitnehmen~~ konnte, diesen Teil meines Menschseins möchte ich leben, mich an ihm freuen. Ich möchte, daß an diesem Tag die anderen für mich Zeit haben und ich für sie: die Frau und der Mann, die Kinder, der Vater und die Mutter, der Freund und die Freundin. In der Woche war ich für den Vorgesetzten, den Meister den Chef - vielleicht auch nur für einen anonymen Auftrag oder gar nur für eine Maschine da. H e u t e bin ich für Menschen da, die ich mag, an denen ich mich freue und sie sind für mich da. Verstehen Sie nicht recht: das ist kein Ausruhen! Ausruhen kann ich auch alleine, feiern nur mit anderen, mit denen ich etwas Gemeinsames habe. Das ist ja dann auch der F e i e r t a g.

Gewiß sieht dieser Tag bei Vielen anders aus, ist gekennzeichnet von Langeweile und törichtem, sowie kostspieligem Freizeitkonsum. Aber wer hat uns das Feiern gelehrt? Die protestantische Kirche hat viel vom Ethos der Arbeit zu sagen gewußt, so daß schließlich die Arbeit die höchste Bestimmung des Lebens zu sein schien. Aber hat die Kirche uns zeigen können, wie unser Ruhetag in der modernen Gesellschaft ein gemeinsamer Feiertag sein kann? Nein, sie hat uns eine feierliche Stunde am Sonntag Vormittag angeboten, mit der wir - wir wollen ehrlich sein - ~~wir~~ oft nichts anzufangen wissen. Könnte man uns nicht ab und zu - vielleicht alle 4-6 Wochen einen Sonntag anbieten, an dem wir das gemeinsame Feiern den ganzen Tag üben? Dann müßte man auch miteinander essen und spielen können, die Kinder müßten dabeisein ~~können~~. Und ganz gewiß braucht die Besinnung und das Hören auf die Botschaft von Jesus Christus nicht zu kurz zu kommen. Aber dann könnten wir uns alle zu dem Gehörten äußern, es ergänzen und unsere Fragen stellen. Wieviele, die aus dem Dunst der Fabriken und Städte drängen, lassen sich gar nicht oder nur ungern den Sonntag durch den 10 Uhr - Gottesdienst zerreißen. Übrigens ist diese Zeit wohl auch im Dorf die durchaus richtige, weil dann der Bauer sein Vieh zum ersten Mal abgefüttert hat und zur zweiten Fütterung nach dem Gottesdienst zurecht kommt. Aber <sup>wird</sup> ~~ist~~ diese Zeit auch dem Menschen in der industriellen Gesellschaft gerecht? ~~Könnten~~ <sup>wenn</sup> wir aber von Zeit zu Zeit ein gemeinsamen g a n z e n Sonntag ~~verbringen~~ <sup>verleben könnten</sup> in der Kirche ~~verbringen~~, so ~~könnte~~ würden wir unsere uns bedrängenden Fragen stellen können. Denn wieviele gehen heute nicht zum regulären Sonntagsvormittagsgottesdienst, weil <sup>sie</sup> fürchten, man setzt ihnen dort nur religiöse und kirchliche Probleme vor.

Die meisten haben nicht den Eindruck, daß ihre Lebensfragen verhandelt werden, die Fragen ihres Lebens in der industriellen Gesellschaft. Wann sollen wir denn aber Zeit und Ruhe haben, unser Leben zu überdenken, uns mit anderen auszusprechen und nach Weisung zu suchen, wenn nicht am Sonntag ? Die Botschaft der Kirche könnte eine wirklich frohe sein, wenn sie den Menschen bei der Bewältigung ihrer Alltagsexistenz hilft, in der es unzählige Fragen etwa nach dem Verhältnis von Angestellten und Arbeitern, Betriebsleitung und Belegschaft, dem Lohn und der Überstunde, Fragen der Sonntagsarbeit und des familienstörenden und oftmals familienzerstörenden ununterbrochenen Schichtwechsels<sup>bill</sup> Probleme zwischen Geldbeutel und Menschenwürde in der Akkordarbeit und im Leistungslohn. Wenn wir mit diesen Fragen im Alltag fertigwerden wollen, können wir sie nicht einfach aus dem Sonntag, unserer Besinnung herauslassen, abschalten, um in ihnen am Alltag wieder unterzutauchen. Wir müssen sie in die Gemeinde mitnehmen können, um hier über sie zu reden und Hilfe zu empfangen. Im Namen derer, die keinen regelmäßigen Sonntag mehr feiern können oder den Kontakt mit der Sonntagvormittagsgemeinde verloren haben, möchte ich<sup>die</sup> Kirchgänger und ihre Pfarrer~~er~~ bitten: nehmt uns ~~er~~ ernst, nicht nur euch selbst und eure Fragen. Versucht zu verstehen, warum wir keine Kirchgänger mehr sind. Verlangt nicht unser Ja und Amen, sondern laßt euch unsere Kritik gefallen. Wir wollen nicht Feierlichkeit, aber wir brauchen den Feiertag ! Helft uns dazu !

Wer aber am Sonntag arbeiten muß, der darf von der Gemeinde nicht abgeschrieben werden. Die Christen der ersten Jahrhunderte kannten keinen arbeitsfreien Sonntag und begingen ihn doch als den 'Herrentag'. Wir brauchen in der Kirche viel Phantasie, damit wir Wege finden, auf denen die so in den Arbeitsprozeß eingespannten Zeitgenossen auch am Wochentag Feiertag haben können. Fragen Sie nur nach - Sie haben im Bus, im Restaurant und an vielen anderen Stellen die Gelegenheit dazu und werden mit Ihrer<sup>Frage</sup> dem Befragten auch noch eine Freude machen - , wieviele Menschen unter uns~~keinen~~ arbeitsfreien Sonntag mehr haben. Ich bin in einem Kreis von Arbeitern und Angestellten, für die der Freitagabend zum Schwerpunkt der Woche geworden ist. An diesem Abend liest man in der Bibel, fragt, was dieses Wort für unsere gegenwärtige Lage bedeutet und hilft sich so gegenseitig. Sollten solche Leute Christen 2. Grades sein ?

Es gibt auch eine Zeit im Jahr für den Menschen in der industriellen Gesellschaft, die ich den großen Sonntag, den Jahressonntag nennen möchte: seinen Urlaub. Hier kann er zu sich selber kommen, hat aber auch Zeit für Dinge außer ihm, die er sonst in seinen Arbeitsrythmus eingespannt, von sich weisen muß. Haben wir in der Kirche diesen



großen Sonntag des Jahres schon ins Blickfeld bekommen ? Helfen und fördern wir, daß er gemeinsam mit der Familie verbracht werden kann ? Einiges ist schon unternommen, noch viel mehr bleibt zu tun! Welcher Gemeinde begegnet der Urlauber ? Oder vielleicht allein einem Kurprediger ? Hier und da machen sich schon Pfarrer und Gemeinden auf, um miteinander den Urlaub zu verleben. ~~Denn auch diese Zeit im Jahresablauf will geheiligt sein.~~ Und wenn der Urlaub heute auch manchmal fertig von der Stange als Konfektionsware bezogen wird, so sind gerade die Christen aufgerufen, ihn zu verwandeln und zu dem großen Feiertag zu machen, den wir kurzatmigen Großstadt - und Industriemenschen in den übrigen Monaten nicht mehr haben.

Lassen Sie mich zusammenfassen: wir brauchen den gemeinsamen Sonntag. Diejenigen, die ihn nur selten oder seit langem nicht mehr haben, benötigen umso mehr unsere Hilfe, damit auch der freie Wochentag zum Feiertag wird, so schwierig es sein mag. Aber den gemeinsamen Feiertag verlangen nicht nur die christlichen Kirchen, sondern auch unser Volk hat ihn bitter nötig. Lassen Sie uns nicht über den weithin verlorenen Sonntag Klagen oder an irgendwelche Adressen Forderungen richten, sondern lassen Sie uns den Sonntag im echten Sinne miteinander feiern. Wenn wir selbst nicht ohne Sonntag leben, helfen wir anderen am besten, ihn wieder zu finden.

Horst Gossner

## Unsere Leidenschaft für den Menschen

Gedanken zum 1. Mai 1959

von

Horst Symanowski, Mainz-Kastel am Rhein.

Allerorten wird in den Kirchen davon geredet, daß es Gott um den Menschen geht, um seine Errettung, seine Erlösung, um sein Heil. ~~Das ist ein großes Ziel, das uns manchmal fern und verschwommen erscheint, weil vielleicht mit zu vielen und zu großen Werken das vergeret wird.~~ Man müßte annehmen, daß gerade in den christlichen Kirchen alle diejenigen zu finden sind, denen es um den Menschen zu tun ist. Auch sollte man denken, daß die Kirchen immer den Menschen beistehen, sie ermutigen und <sup>denen</sup> ihnen helfen, die für den Menschen eintreten. Das ist in unserem Volk leider nicht geschehen, wenn man gerade am 1. Mai die Geschichte der Arbeiterbewegung der letzten 125 Jahre bedenkt. Hier entbrannte eine Leidenschaft für den Menschen, die von den Kirchen nicht erkannt, legitimiert und unterstützt, sondern als aufrührerisch, die Gesellschaftsordnung gefährdend und deshalb auch für die Kirchen gefährlich abgelehnt wurde. Wir sollten uns am 1. Mai einige Gedanken darüber machen, ob ~~man~~ wir den leidenschaftlichen Einsatz von Menschen für Menschen als unbedeutend für ~~das~~ das Leben der Christen und ihrer Kirchen abtun können, weil dieser Einsatz nur materielle Ziele habe: bessere Arbeitsbedingungen, kürzerer Arbeitszeit, höhere Löhne. Ist das überhaupt wahr? Hätte es den Christen und den offiziellen Vertretern der Kirchen damals nicht wohl angestanden, gegen die Kinderarbeit aufzutreten? Gegen das Wohnungselend in den neu entstehenden Industriezentren? Gegen unmenschliche Arbeitsmethoden? Goethe aber schreibt nach seinem Besuch im frommen Wuppertal, daß ihm die Predigten als Narkotika erscheinen seien, die die Arbeiter ruhig bei ihren Webstühlen halten sollten. Wir können uns bis zum heutigen Tage von diesem Vorwurf und Verdacht nicht reinwaschen, auch wenn wir auf diesen oder jenen Mann in der Evangelischen Kirche verweisen können, der die Zeichen seiner Zeit besser erkannt hatte. Wir werden heute zugestehen müssen, daß diese Leidenschaft für den Menschen, ~~die~~ außerhalb der Kirchen ~~an~~ mächtig anwuchs und jeweils gerade am 1. Mai sichtbar wurde, notwendig war und viel erreicht hat. ~~Dieser Ruhm~~ Daß dabei Blut vergossen wurde, kann uns nur um so mehr in die Besinnung führen. Warum haben wir abseits gestanden??

~~Heute wissen wir, daß Geist und Leib zusammengehören. Wir haben verstanden, daß es für den <sup>Menschen</sup> Glaubenden nicht gleichgültig ist, unter welchen Arbeitsbedingungen, in welchen Wohnverhältnissen und in welcher Gesellschaftsordnung er lebt.~~



Vielleicht beruhigen wir uns auch bei dem Gedanken, daß der 1. Mai nun auch für die Arbeiterschaft selbst kein Kampftag mehr sei, weil es kein Kampfziel mehr gebe: ein guter Lebensstandard ist erreicht, es herrscht keine ausgesprochene Not mehr. So zieht keine Parole mehr die Massen am 1. Mai auf die Straßen. Diejenigen, die auf dem Festplatz zusammenkommen, ~~halten mehr eine Stunde der Besinnung~~ feiern ~~den~~ den 1. Mai mehr als ein Tag der Besinnung. Zweifellos kommt in dieser Tatsache zum Ausdruck, daß sich manches in unserer Gesellschaft geändert hat. Aber wie wären schlecht beraten, wenn wir daraus schließen wollten, daß es in unserer Gesellschaft keine Nöte mehr gäbe, Gerade die Christen sollten ein scharfes Auge für die Stellen in unserer Gesellschaft haben, an den auch heute Menschen leiden; sie müssen die <sup>offenen</sup> ~~ihre~~ Ohren haben für die Menschen, die auch heute seufzen und stöhnen. Die Nöte in unserer Gesellschaft und auch besonders in unserem Arbeitsleben ~~sind~~ liegen nicht mehr so offen zutage wie früher. Aber deshalb sind sie doch da. Sie sind nicht mit Werken christlicher Nächstenliebe und staatlicher Fürsorge zu beheben, sondern erfordern eine Umorganisation unserer Arbeit und Gesellschaft. Hierfür ein paar Beispiele: Unsere Wirtschaft kommt nicht ohne die Frauenerarbeit aus, aber auch nicht ohne die Arbeit der verheirateten Frauen, ~~und~~ die Kinder haben. ~~Kann man~~ Das ist eine Tatsache, die nicht mit einer Rückbesinnung auf frühere Zeiten beklagt werden kann, sondern der gerade die christliche Gemeinde sehen muß, um dann mit einsichtigen Leuten aus der Arbeitswelt zu fragen: ist es dem 20. Jahrhundert angemessen, daß Ehefrauen und Mütter 9-12 Stunden von ihrem Heim fort sind, weil es keine andere Organisationsform der Arbeit in vielen Betrieben gibt, als die 8 - Stunden Schicht ? Ist es den Christen gleich, daß sich unter solcher Arbeit die Familie völlig verändert oder gar auflöst ? Oder denken wir an die Frage ~~Schicht~~ der Wechselschichten. Wieviele Menschen gibt es heute, die in den Industriebetrieben, aber auch außerhalb dieser in den sogenannten Dienstleistungsbetrieben in der Nacht arbeiten, aber am Tag bei dem zunehmenden Lärm in unseren ~~Städten und auch~~ Wohnstätten nicht die Ruhe zum Schlaf finden, den sie zur Wiederherstellung ihrer körperlichen und nervlichen Kräfte brauchen ? Was brauchen gerade diese Menschen für Wohnungen ? Wie müßte für sie die Urlaubsregelung aussehen ? Um aus der Fülle der Beispiele nur noch eins herauszugreifen: Millionen von Menschen arbeiten auch am Sonntag. Sie haben ihren freien Tag in der Woche, wenn vielleicht die übrigen Familienglieder arbeiten und die Kinder in der Schule sind. ~~haben unsere Gemeinden zur Kenntnis genommen, daß diese Menschen niemals im Gottesdienst am Sonntag sein~~

können? Nun es geht ~~hinsichtlich nicht um die Frage~~ den heute auf den Festplätzen Versammelten nicht um die Frage, ob sie zum Sonntagsgottesdienst gehen können, aber Haben wir die Parole der Gewerkschaften am 1. Mai vor einigen Jahren verstanden "Vati gehört am Sonnabend uns"? Sie war ~~eben~~ Ausdruck ~~einer~~ eben dieser ~~W~~ Gefahr, daß die Familie zerrissen wird. Solche Fragen können den Christen und ihren Gemeinden doch wahrhaftig nicht gleichgültig sein! ~~Aber was sollen sie und können sie denn~~ Erst recht nicht die noch viel größeren und schwerwiegenden Fragen, ob es unter uns schon menschlich und menschenwürdig genug zugeht. Denken wir an die Frage ~~des Lohnes im Krankheitsfall~~ der Fortsetzung des Lohnes im Krankheitsfall. Sind die ~~W~~ noch bestehenden Unterschiede zwischen Lohn - und Gehaltsempfängern gerechtfertigt? Hat der Arbeitnehmer überall die soziale Stellung, die ihm als Mensch zukommt oder gibt es noch Menschen verschiedener Klassen, auch wenn es nicht mehr die alten sind? Was sagen die Christen dazu, wenn man in unserer Gesellschaft nur noch ~~den~~ das Geld als Wertmesser für den Menschen kennt? Sage mir, wieviel Du verdienst und ich sage Dir, wer Du bist! Ist das nicht die Absage an ~~unserer~~ die Menschenwürde? Verlästert man in den Kirchen nur den Mammon anstatt sich um die ~~Bildung von Eigentum~~ gerechte Verteilung des ~~Eigentums~~ immer größer werdenden Eigentums zu kümmern? Fragen über Fragen! Wen bedrängen sie? Wer sucht nach einer Antwort? Das gilt es herauszufinden. Die Christen haben Ausschau nach denen zu halten, die sich ~~mit~~ mit diesen Problemen herumschlagen. Oft sind sie ohne große Gefolgschaft. Der Masse der Menschen genügt es, daß es heute 'Brot und Spiele' gibt. Deshalb sollten die Christen durch alle vordergründige Satttheit zu denen vorstoßen, die noch wissen, ~~daß~~ wo der Mensch heute krankt, leidet, verkümmert und zugrundegeht, ~~vi~~ meist ohne daß er es selbst merkt. ~~Er~~ Die Christen sind <sup>die</sup> legitimen Brüder aller derer, in denen noch die Leidenschaft für den Menschen glüht. Sie sollten ~~doch~~ nicht fragen, ob ~~vor~~ diese Leidenschaft auch ein christliches oder religiöses Vorzeichen hat. Freuen <sup>können</sup> ~~sollen~~ sie sich, daß sie überhaupt noch brennt. Sie haben zu helfen, daß diese Leidenschaft nicht erlischt oder gar eines Tages in Menschenverachtung umschlägt. Wie leicht kann das geschehen, so daß dann nur noch ein ~~Funktionärs~~ Organisationsgehäuse übrigbleibt, in dem sich die Funktionäre pflichtgemäß bewegen. Das wissen die Christen aus ihrem eignen Kirchengehäuse. ~~Bestenfalls~~ Sie kennen aber auch ihren Gott, dessen Leidenschaft für den Menschen so weit ging, daß er für ihn litt; Christen können



keine Menschenverächter werden, weil ihr Herr eher an seinen Verächtern kaputging als daß er sie verachtete. Die Leidenschaft Gottes im doppelten Sinn läßt Christen und Nichtchristen keine Ruhe mehr. Sie treibt uns dazu für den Menschen einzustehen und für ihn dazusein, selbst dann, wenn er es nicht wünscht oder versteht. Wir werden bei allen zu finden sein - ohne soziale und politische Zäune zu respektieren -, in denen ~~wo wir unsere Leidenschaft für den Menschen glücklich~~ solche Leidenschaft für den Menschen ~~verhandelt und findet~~ brennt. Das nicht nur zu proklamieren, sondern auch zu tun, gibt es Gelegenheiten genug.



# Neujahrsansprache 1959

von

Pastor Horst Symanowski

bei Radio Bremen

## Ihr sollt mein Volk sein!

Sehr verehrte Hörer! Das ist zuerst ein Versprechen, nicht eine Forderung. Es könnte auch heißen: ihr werdet mein Volk sein! Ist es nicht gut, zu Beginn eines neuen Jahres solch einen Satz zu hören? Stellen Sie sich vor, heute könnte jemand zu Ihnen sagen: Sie werden in diesem Jahr gesund bleiben; Sie werden auch am Ende dieses Jahres in Ihrer Familie und im Freundeskreis alle beisammen sein und niemand wird fehlen; Sie werden in diesem Jahr die Wiedervereinigung erleben; Sie werden, Sie werden... Das wäre eine schöne Sache, wenn wir mit solchen sicheren Zusagen in das Neue Jahr gehen könnten. Leider kann sie niemand geben.

Aber die Zusicherung: Ihr werdet mein Volk sein - darf ich Ihnen in dieser Stunde tatsächlich geben; dazu bin ich autorisiert. Sie übrigen auch und Sie dürfen es Ihrem Nachbarn oder Kollegen ebenfalls weitertragen. Das müssen Sie sogar, wenn für Sie Weihnachten nicht nur ein gefühlvoller und dekorativer Schwindel war. Haben Sie sich auch ein wenig freuen können, daß Gott mitten in dieser Welt ist, mitten in der Verwirrung, mitten in der Politik der Großen, mitten in der Gleichgültigkeit und von seiner Ankunft auf dieser Erde nicht die Oberen 10.000, sondern zuerst die Nachschichtler von damals erfuhren? Dann wissen Sie aber auch, daß er nicht einer Sternschnuppe gleich am Horizont der Menschheit aufleuchtete, um nach ein paar Erdenjahren wieder zu verglühen, sondern sich ein Volk schuf, daß über die Grenzen seiner palästinsischen Heimat bald hinauswuchs und heute über die ganze Erde reicht. Ich gebe zu, daß es nicht sehr imposant damit anfang - wieviele hatte er denn bei seinem Ende bei sich an seiner Seite-, ich gebe auch zu, daß dieses Volk heute keine großen Chancen zu haben scheint: der nichtchristliche Teil der Menschheit wächst erheblich schneller als der christliche. Es ist nichts mit der Majorität der Christen in der Welt, von der man einst träumte.



Sie sind in der Minderheit. Aber sie sind überall da, nicht nur im Abendland. Dieses Volk gibt es in allen Kontinenten, es ist im Osten genauso da wie im Westen, in Rußland wie in Amerika. Es lebt keineswegs überall unter den gleichen Bedingungen, aber es lebt. Es ist - Gott sei's geklagt - zerrissen und jeder Stamm - wir müssen hier wohl Konfession oder Kirche sagen - dünkt sich als das Kernvolk und hält womöglich die anderen für Bastards. Das ist kein schöner Anblick und Nichtchristen in Asien und Afrika spotten nicht wenig darüber. Imponierend war er eigentlich nie. Darüber kann man auch nicht einmal klagen, weil äußere Machtentfaltung nicht zum Wesen dieses Volkes gehört. Wie sollte es auch, wo der König und Herr dieses Volkes in einem Stall zur Welt kam!

Aber Sie wollen nun wissen, welchen einen Sinn es für Sie hat, zu diesem Volk zu gehören? Ich denke denselben, wie damals, als zum erstenmal Proklamiert wurde: Ihr werdet mein Volk sein! Da war das Volk unterwegs; es hatte die Wüste und Feinde hinter sich, die Wüste und Feinde vor sich. Wer von uns heute noch unterwegs ist, sich nicht am Ziel, aber auf dem Wege weiß, wer vor dem Anschauungsunterricht, den unsere Generation mit Vertriebenentrecks und Flüchtlingsgeschicksalen erhalten hat und noch täglich erhält, nicht die Augen verschließt, wer vielleicht gerade am Neujahrstag die Ungewißheit seines Weges und des Weges der Menschheit im Großen spürt, wird aufhören, wenn der Herr dieser Erde sagt: Ihr werdet mein Volk sein! Unter dieser Zusage konnte Israel weiter durch die Wüste wandern, mit ihr können wir getrost in das Jahr 1959 gehen, haben wir es doch vorher noch einmal aus dem Mund des Apostel Paulus bestätigt bekommen: "Ihr alle seid Söhne Gottes durch den Glauben an Jesus Christus." Wir können als die Kinder Gottes in dieses Neue Jahr gehen und damit rechnen, daß er seine Zusage hält.

Allerdings ist es unmöglich, die Hände in den Schoß zu legen und passiv abzuwarten, ob dieser Gott auch wirklich etwas für mich tun wird. Im Volke Gottes gibt es keinen einzigen, der schon "außer Dienst" wäre und als Pensionär oder Rentner Gottes leben könnte. Zu seinem Volk gehören heißt, sich auch entsprechend zu verhalten, das Grundgesetz zu beachten, das er gegeben hat und das wir die 10 Gebote nennen. Es sind Minimalforderungen Gottes, die uns helfen sollen, Menschen zu bleiben, menschlich miteinander

der umzugehen und unsere Erdenwanderung von einem Jahr in das andere als Gelegenheit und Aufgabe zu erkennen, Gott und dem Mitmenschen zu dienen. Dieser Dienst geschieht in der Welt, im täglichen Leben, dort wo Sie im Familienkreis, in Ihrer Arbeitsgruppe, im Verein oder in Ihrer politischen Partei anderen Menschen begegnen. Dort haben Sie ganz schlicht zu bestimmten Gedanken und Praktiken "nein" zu sagen. Sind Sie erstaunt, daß von Ihnen nicht mehr erwartet wird? Nun, es entspricht aber genau der Mehrzahl der Paragraphen dieses göttlichen Grundgesetzes, die beginnen "Du sollst nicht...." Wenn Sie zu diesem Volk Gottes gehören, sind Sie kein "Ja und Amen"-Sager mehr. Sie werden nein sagen müssen, wenn in Ihrem Umkreis ein Mensch diffamiert wird, sei es, weil er eine andere Hautfarbe oder eine andere Parteifarbe hat. Sie sind dafür verantwortlich, daß auch nicht in Gedanken schon wieder Stacheldraht um einzelne Menschen oder Gruppen gezogen wird. Sie dürfen nicht schweigen, wenn jemand seine Macht mißbraucht, sei sie wirtschaftlich oder politisch begründet. Sie können als Glied des Volkes Gottes keinen Haßgesang mitanhören und erst recht nicht <sup>mit</sup> singen, selbst wenn er auch in Ihr wirtschaftliches oder politisches Konzept hineinpasst. Sie können sich nicht damit beruhigen, daß mehr als die Hälfte aller Menschen heute hungern, während andere vor Sättigkeit rülpsen. Sie können nicht mit Gleichgültigkeit und Achselzucken "Ihre Zustimmung dazu geben, daß in dieser Situation ungeheure Summen ausgegeben werden, um Massenvernichtungsmittel zu vervollkommen und herzustellen. Die große Welt braucht genauso wie Ihre kleine Welt um Sie herum Ihr "Nein". So will Gott die Grenzen sichern, die den Menschen davor schützen, daß er zum Objekt und zum Knecht des anderen wird. Wir gehören Ihm, wir sind Sein Eigentum, seine Söhne, aber eben deshalb können wir weder Knechte von Menschen sein noch andere Menschen knechten. Darin besteht die Freiheit der Kinder Gottes: Nonkonformisten zu sein! Gott sagt Ja zu seinem Bund und erwartet von seinen partnern, daß sie aus diesem Bund auch die Konsequenzen ziehen: denn "ihr sollt mein Volk sein!"

Vielleicht wundern Sie sich, daß ich Ihnen so direkt diese delicate und wohl auch gefährliche Aufgabe des Neinsagens zuschiebe? Sie mögen denken, das sei die Sache der Kirche und ihren Pastoren? Entschuldigen Sie, aber wer von den Pastoren kennt denn noch seine eigene Welt, von der wir vorher sprachen, und wer von den Pastoren



kann denn die Welt der Wirtschaft und der Politik fachkundig beurteilen? Im Volk Gottes gibt es nach unserem evangelischen Verständnis keine besondere Zuständigkeit von Theologen, es sei denn die einer, immer wieder auf den Bund Gottes und sein Grundgesetz hinzuweisen. Es in diesem neuen Jahr zu realisieren, ist unser aller Aufgabe und Pflicht. Im Neuen Testament werden nicht einzelne besonders ausgebildete Glieder der Gemeinde auf ihre Aufgabe angesprochen, sondern alle: "Ihr seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, damit ihr die herrlichen Taten dessen verkündigt, der euch aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht berufen hat, euch, die ihr ehemals kein Volk waret, jetzt aber Gottes Volk seid, die ihr nicht begnadigt waret, jetzt aber begnadigt worden seid." So kann es sich nur um eine gemeinsame Aufgabe von uns handeln. Hier möchte ich den eingangs verlesenen Text aus dem Galaterbrief ergänzen, da ist nicht Jude noch Grieche, da ist nicht Sklave noch Freier, da ist nicht Mann und Weib - da ist nicht Pastor und Laie, - nein "ihr alle seid einer in Jesus Christus. Niemand kann sagen: geh du voran, laß mich aus dem Spiel, ich will meine Ruhe haben und sage deshalb zu allem, was um mich herum geschieht, mein Ja und Amen. Verweigern Sie es auch in der Kirche, wenn sie einen faulen Frieden mit der Welt zu schließen bereit ist. Lassen Sie uns Pastoren keine Monologe vor dem Mikrofon, auf der Kanzel und hinter dem Katheder halten. Zerren Sie uns dahinter vor, stellen Sie uns Ihre Fragen, die Fragen Ihres Alltags. Wir brauchen heute nichts so sehr als Ihre konkreten Fragen. Lassen Sie sich nicht zu Kopfnickern degradieren und lassen Sie sich von uns nicht mit ein paar frommen Redensarten abspeisen, halten Sie uns bei Ihren Problemen fest, damit wir gemeinsam mit Ihnen nach Lösung und Antwort suchen. Dazu werden wir das Buch brauchen, das von dem Bundesschluß Gottes mit seinem Volk in unvergleichlicher Weise im Alten und dann im Neuen Testament redet. Hören Sie nicht auf zu fragen, was alle diese Worte für Sie in Ihrer Situation und für uns alle in dieser gegenwärtigen Weltstunde bedeuten. Bitte nehmen Sie ihre Zugehörigkeit zum Volke Gottes ernst. Machen Sie von Ihrem Recht Gebrauch zu fragen: "was sollen denn die Verordnungen, die Satzungen und Rechte, die auch der Herr, unser Gott, geboten hat?" Was sollen die heute im Jahr 1959? Sie werden staunen, wie unsere Kirche in Bewegung kommt, wir werden uns wundern, wie aufregend aktuell die Berichte aus dem Alten und dem Neuen Bund des Volkes Gottes sind, wir werden uns freuen, wie wir uns gegenseitig helfen können, die Aufgaben in unserer Zeit zu erkennen und zu erfüllen. Ich weiß, das ist wieder schrecklich allgemein geredet. Aber hier vor meinem Mikrofon kann mich ja auch niemand von Ihnen unterbrechen und mich auf eine konkrete Frage festnageln. Wahrscheinlich würden Sie auch feststellen, daß ich recht hilflos die Antwort schuldig bleibe. Aber dann dürften wir nicht mehr einander loslassen und seien wir noch so sehr entgegengesetzter Meinung. Wir müßten nach dieser Antwort gemeinsam suchen, sie von Gott erbitten, vielleicht andere dazuholen und sie bei unserer Suche beteiligen. Sie sitzen an der Weser oder sonstwo im Norden unseres Landes, ich aber in Mainz am Rhein. Ich muß das an meiner Stelle exerzieren, Sie an der Ihren. Tun müssen wir es, sonst werden wir stumm und wissen nichts mehr mit der Zugehörigkeit zum Volke Gottes anzufangen. Der Deutsche Evangelische Kirchentag, der 1959 in München zusammentritt, hat dieses Wort als Losung gewählt: ihr sollt mein Volk sein! So werden sich im Laufe dieses Jahres noch viele Menschen in unserem Land gerade mit dieser Zusage und Forderung Gottes beschäftigen.

Es liegt mit an Ihnen, meine Hörer, daß dieses Wort uns auf-  
scheucht, unruhig, lebendig und doch gleichzeitig froh und  
getrost macht. Lassen Sie uns dieses Wort nicht vergessen, las-  
sen Sie uns darüber mit anderen reden und lassen Sie uns danach  
gemeinsam handeln. Es ist gut, am Jahresbeginn zu wissen, daß  
Gott seine Zusage auch für 1959 aufrecht erhält: Ihr sollt mein  
Volk sein.

Das Volk des Herrn in allem Land  
Ist Gott im Himmel wohl bekannt,  
Er weiß und zählt die Namen,  
Die aus dem Wort und Geist gezeugt  
Sich keinem Götzen noch gebeugt  
Und betend nicht erlahmen.

Was zaget ihr und wünscht den Tod,  
Als wäre Gottes Sieg in Not,  
Als hätte Gott verloren?  
Die Zukunft unsres Herrn ist groß,  
Laßt die Verheißung nimmer los,  
Gott steht vor unsren Toren!



## Arbeitsgruppe V

### Die christliche Botschaft und der Säkularismus (Heimat)

Referent: Pastor Horst Symanowski, Mainz-Kastel

I. Der heutige Mensch hat oft keine Verbindung mit der Kirche. Sie tritt in seinen Gesichtskreis nur in den Grenzsituationen (Geburt, Konfirmation, Trauung, Beerdigung). An diesen Punkten des Lebens hält er eine religiöse Weihe für möglich und sogar angenehm. Da er nicht zu kirchlichen Veranstaltungen geht und die kirchliche Presse nicht liest, merkt er von dem Vorhandensein einer Kirche nichts, ausser evtl. durch die Kirchensteuer.

II. Die Kirche hat sich 1. auf die Grenzsituationen beschränkt. Sie sind die "Grenzpfähle des Jagdreviers, innerhalb dessen es Gott mit seiner Meute von Pastoren erlaubt ist, zu jagen" (Bonhöffer). So verwendet sie die meiste Zeit und Kraft auf die Betreuung der "Vierrad-Christen" (sie kommen nur auf 4 Rädern zur Kirche: Baby-Wagen, Traukutsche, Leichenwagen).  
2. Die Kirche braucht deshalb entweder die natürliche Grenzsituation oder eine ausserordentliche zu ihrer Verkündigung. Die Predigt liebt die Katastrophe! Wenn sie da ist, "predigt es sich leicht". Ist sie nicht da, wird sie konstruiert, der Teufel schwarz - oder rot - an die Kirchenwand gemalt. So gewinnt man den dunklen Hintergrund für das helle Licht des Evangeliums. (Die Atombomben, die schon von den Kanzeln gefallen sind, sind nicht zu zählen.)  
3. Diese Predigt (1 und 2) lockt den Arbeiter nicht in die Kirche. Die ihn bewegenden Fragen liegen nicht auf religiös-kirchlichem Gebiet, sondern bei Arbeit, Lohn, Familie, Berufswahl für die Kinder, Vergnügen - und bei einer einzigen politischen Frage: Krieg oder Frieden.

III. Die Aufgabe der Kirche besteht darin, dass sie mit ihrem Reden und Handeln dem Arbeiter deutlich macht:

1. Die Kirche ist für den Menschen da, nicht umgekehrt.
2. Die Kirche hat es nicht mit den religiös Interessierten zu tun, sondern mit allen Menschen.
3. Die Kirche kennt für ihre Predigt an die Menschen keine Voraussetzungen (Zugehörigkeit zu einer Klasse, politischen Richtung, Religions- oder Konfessionsgemeinschaft).
4. Sie hat es nicht nur mit den Grenzsituationen und Katastrophen zu tun, sondern auch mit dem durchschnittlichen Leben (z.B. eines Arbeiters, der gut verdient, eine Wohnung hat, sich mit seiner Frau verträgt und gesunde Kinder hat).
5. Der Ruf in die diakonia tes katallages (in den Dienst der Versöhnung) (II.Kor. 5) muss von der Kirche ernst genommen werden. D.h., sie darf den, den sie ruft, nicht nur als Hörenden betrachten, sondern auch als einen, der auf Grund des Hörens in die diakonia getrieben wird. (Es gibt nicht den Heiligen Geist Ausgabe b für die Gemeinde zum Hören, sondern er ist immer der Geist von a + b). Das diakonein fängt aber in der Gemeinde an. Unsere Kirche hat dafür keinen

Raum! (Den verlängerten Arm des Pastors zu spielen ist eine Marionettentätigkeit, nicht aber Aufgabe des königlichen Priestertums, des heiligen Volkes ....."). Worin besteht der Beitrag der Mission zu dieser Aufgabe?

6. Phil.2 " ..... und entäusserte sich selbst ....." gilt auch für die Kirche. Selbstentäusserung, indem sie doch bleibt, was sie ist: das Volk Gottes, die Braut des Lammes. Selbstentäusserung kann heissen: Verzicht auf die bisherige Struktur der Gemeinde, des Amtes, des Gottesdienstes mit Liturgie usw. Auch für die Kirche gilt: "Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Was bedeutet das für die Missionsgesellschaft und für die gesellschaftliche Struktur der Missionsarbeit?

IV. Die Methode zur Erfüllung der Aufgabe kann ganz verschieden sein.

1. Auf jeden Fall muss die Kirche heute wissen, dass das Pfarramt nur eine Möglichkeit ist, dem Befehl Christi gehorsam zu sein und die Botschaft auszurichten, nicht aber die einzige.
2. Die Kirche darf nicht auf den Menschen warten, sondern muss zu ihm gehen (Mission).
3. Sie soll ihn in ihre Lebensgemeinschaft aufnehmen.
4. Sie hat der Mensch heute nicht mehr selbstverständlich wie früher an seinem Wohnort.
5. Das gemeinsame Leben hat der Mensch oft mehr an seinem Arbeitsplatz oder in einem Verein. Deshalb ist die Werksfürsorgerin oder der Werkarzt, der Bürgermeister oder der Flüchtlingskommissar sein Seelsorger geworden.
6. Die Strukturwandlung des Lebens erfordert eine Strukturwandlung der Kirche usw.

Kann die Mission hier aus ihrer Erfahrung der Heimatkirche helfen und beispielhaft vorangehen?

V. Da der institutionellen Kirche weithin der missionarische Impuls fehlt, sie sich durch Missionsgesellschaften oder volksmissionarische Ämter entpflichten lässt, ist es nötig,

1. dass alle in der Mission vorhandenen Impulse nicht allein auf partielle Missionsfelder gerichtet werden, sondern bei aller Arbeit der eigenen Kirche und Gemeinde dienen.
2. Die Aufgabe der Missionsgesellschaften ist es nicht, Gemeindeglieder für die Aeusseren Mission zu interessieren, sondern zu helfen, die Christen in den Zeugendienst der eigenen Gemeinde so zu rufen, dass diese missionarische Gemeinde am eigenen Ort wird.



3. Die Mission darf nicht zur Möglichkeit werden, der missionarischen Verantwortung gegenüber dem Missionsfeld im eigenen Land sich auf das ferne Missionsfeld zu flüchten.
4. Die Mission hat durch ihre Heimatarbeit deutlich zu machen, dass es ihr auch in der Heimat um die Bekehrung der Heiden zu tun ist und nicht nur um die Gaben und Gebete der Frommen.
5. Die Mission hat aus ihrer Erfahrung der Kirche besonders damit zu helfen, dass sie ihr deutlich macht mit Wort und Tat, was es heisst:
  - a) gehet hin ....., also nicht zuerst zu warten, dass die Menschen in die Kirche kommen, sondern zu ihnen zu gehen, ihre Sprache und Welt kennenzulernen.
  - b) dass das Wort auch heute tut, wozu es gesandt ist und eben an diesem "kirchenfernen" Ort des heutigen Menschen, neu Kirche schafft.
  - c) dass es sich also auf dem Missionsfeld draussen und drinnen, niemals um Schleppdienst zur Kirche handeln kann, sondern es immer um eine Neuschöpfung geht, Auferweckung und Bekehrung.
  - d) dass die Ausdrucksweise von der Mission "Draussen" und "Drinnen" nicht Grenzen von Ländern oder Erdteilen umschreibt, sondern die Grenzen der Kirche meint, die es in Deutschland ebenso gibt, wie in einem anderen Land der Erde.

## Die Kirche und die Welt der Arbeit.

I. Das ist doch kein neues Thema, meinen Sie ? Schon in der Bibel werde von der Arbeit geredet, nur nicht so, wie es heute modern zu sein scheint, wenn man von einer 'Welt der Arbeit' spricht. Und doch glaube ich, daß die Arbeit sich sehr verwandelt hat und nicht mit der Arbeit zu vergleichen ist, von der in der Bibel geredet wird. Lassen Sie mich einige Kennzeichen der Arbeit heute nennen, die Sie an der Arbeit im vorindustriellen Zeitalter nicht finden werden.

1. Wir arbeiten nicht mehr für Menschen direkt, wie einst der Maßschneider und der Schuster und heute noch die in den sogenannten Dienstleistungsbetrieben Beschäftigten. Wir arbeiten in der Produktion für Dinge und an Dingen, von denen wir manchmal nicht einmal wissen, wofür sie Verwendung finden werden. D.h. der Mensch ist in unserer Arbeit aus dem Blickfeld verschwunden. Wir arbeiten zwar mit Menschen, sogar mit viel mehr als früher, aber nicht mehr für Menschen, die wir kennen.

2. ~~Wir~~ ~~haben~~ ~~nicht~~ mehr im Familienverband, wie vielleicht noch heute der Bauer, der Metzger und der Kaufmann, sondern losgelöst von der Familie, vielleicht die Frau an einem 2. und das Kind an einem 3. Ort. Wieviele Ehefrauen haben noch niemals den Arbeitsplatz des Mannes kennengelernt und umgekehrt ? Sie können im Berufsleben gar nicht einander helfen, wenn man nicht die Lohntüte, die jeder von ihnen heimbringt, als genügende Hilfe ansieht. Vor dem Traualtar sagt der Pastor schöne alte Worte, daß die Frau zur Gehilfin des Mannes gemacht sei - und er meint doch wohl d i e s e Frau zur Gehilfin d i e s e s Mannes. Weiß er denn nicht, daß nach den Flitterwochen dieser Mann tagsüber mit ganz anderen Frauen und Mädchen und diese Frau mit ganz anderen Männern zusammenarbeiten wird ? Was mußte er ihnen aber unter diesen Umständen bei der Trauung sagen ? Es ist doch erstaunlich, daß trotz dieser veränderten Welt die Ehen noch so halten. Sicher sind Illustrierte und Filme voll von Themen wie 'Chef und Sekretärin', weil sie die Gefährdung der Ehe gerade dort erkannt haben, wo Mann und Frau nicht mehr zusammenarbeiten können. Aber wir sollten auch anerkennen, daß heute mehr Liebe und mehr Kraft für eine Ehe erforderlich sind, als in den Zeiten, in denen die Frau ein paar Morgen Land ein paar Kühe in die Ehe mitbrachte und so eine Aktiengesellschaft begründete, die nicht mehr auseinandergehen konnte. ~~Exxxix~~ Wir wollen für die ~~guten~~ vielen guten Ehen heute dankbar sein !



oft

3. Die Arbeit ist ~~nicht~~ nicht mehr das "Tagewerk", sondern besteht in der Schichtarbeit von so und so viel Stunden. Es ist gleichgültig, ob diese Stunden auf den Tag oder in die Nacht fallen. Ob wir damit einverstanden sind oder nicht: wir müssen die Nacht zum Tage und den Tag zur Nacht machen. Es stimmt wohl nur noch für den Löwen und seine Jungen, nicht aber für den Menschen, was wir im Psalm 104 und an vielen anderen Stellen lesen: "Du machst Finsternis, daß es Nacht wird; da regen sich alle wilden Tiere, die jungen Löwen, die da brüllen nach dem Raub und ihre Speise suchen von Gott. Wenn aber die Sonne aufgeht, heben sie sich davon und legen sich in ihre Höhlen. So geht dann der Mensch aus an seine Arbeit und an sein Ackerwerk bis an den Abend." Bedeutet das eigentlich gar nichts, daß der Mensch der industriellen Gesellschaft diesen Rythmus verlassen hat? Das "Nachtleben" der Großstädte hat bei uns einen Beigeschmack in den Kirchengemeinden. Warum eigentlich nicht die "Nachtarbeit" von tausenden von Menschen?
4. Die Maschine ist auf keine Ruhepause in der Nacht angewiesen. Sie braucht auch nicht den Jahresrythmus der Natur. Deshalb ist es ihr gleich, ob es draußen schneit oder regnet, es friert oder die Sonne scheint. Mit ihr wird aber auch der Mensch von diesen Faktoren der Natur unabhängig. Wir haben in den Werkhallen mit Klimaanlage stets die gleiche Temperatur. Für uns ist das Jahr nur noch an einer Stelle unterteilt: durch unseren Urlaub. In dieser Zeit sind wir auch am Wetter interessiert. Hier werden wir durch Sonne und Regen wirklich betroffen. Denn diese Zeit stellt für uns die eigentliche Ruhezeit dar, in der wir so gar im Rythmus der Natur wachen und schlafen. Diese Zeit ist für uns der große Sonntag des Jahres.
5. Den Sonntag als 7. Tag der Woche nach jüdischer Zählung oder den 1. nach christlicher haben wir oftmals in unserer industriellen Gesellschaft verloren. Hier ist neben den Schichtarbeitern in durchlaufenden Betrieben und neben denen hier und da in einer gleitenden Arbeitswoche Beschäftigten vor allem an die Millionen Menschen unter uns in den sogenannten "Dienstleistungsbetrieben" zu denken. Der Verkehr rollt auch am Sonntag, die Wirtschaften sind überfüllt, in den Krankenhäusern werden die Patienten versorgt, Ärzte, Apotheken, Feuerwehrleute und Handwerker haben Bereitschaftsdienst, die Polizei ist unterwegs. Ist der Sonntag noch eine Ruhe - oder gar Feiertag? Der Rythmus der Maschine macht auch vor dem Sonntag nicht halt. Wer glaubt noch daran, das Rad dieser Entwicklung zurückdrehen zu können?
6. Der Maschinenarbeitsrythmus hat uns verändert, uns alle und nicht nur den Arbeiter an der pausenlos laufenden Maschine. Wir sind Menschen geworden, deren Zeit zerhackt ist, aufgeteilt in kleine und kleinste Einheiten: der Tag in 3 ~~xxxxx~~ Schichten, die Schicht in 8 Stunden, die Stunde in Minuten und Sekunden, in denen ich nach dem Plan des Zeitnehmers mit der Stopuhr hinter mir ~~xxx~~ oder nach dem Fahrplan in meiner Tasche zu reagieren und zu handeln habe. Wir leben im Augenblick. Was war gestern? Wer kann noch auf die Zukunft planen? Wir können uns ja nicht einmal darauf einrichten, daß wir im Herbst einen Wintermantel brauchen und kaufen ihn deshalb auf Raten in dem Augenblick, wo es kalt wird. Mein Betrieb sorgt dafür, daß ich die Kartoffeln und die Kohlen in den Keller bekomme und sie ratenweise abzahlen kann. Alles tun wir ratenweise, denn wir haben keinen Überblick über das Ganze. Alles hat sich in kleinste Einheiten aufgelöst. Deshalb kann ~~Bonhoeffer~~ Bonhoeffer sagen, der moderne Mensch sei von einer tiefen Vergeßlichkeit ergriffen; er habe keinen Zugang zur Vergangenheit mehr und der Zukunft begegne er nur noch spielerisch. In der Tat: wer weiß noch, welchen Film oder welches Fernsehprogramm er in der vergangenen Woche gesehen hat? Ja, wer weiß denn eigentlich, was sich in den letzten 25 Jahren unter uns ereignet hat? Haben wir diese Vergangenheit bewältigt oder nur zugedeckt: o, rühret, rühret nicht daran? Und begegnen wir nicht tatsächlich der Zukunft spielerisch?

Sonst wäre das Gesprächsthema bis Mittwoch und ab Donnerstag in unseren Betrieb nicht Toto und Lotto. Im Spiel begegnen wir der Zukunft!

7. Die Folgen eines solchen zerhackten und kurzatmigen ~~Zeit~~ Lebens zeigen sich dann auch in der Intimsphäre unsere Lebens, etwa in der Familie. Eingespannt zwischen Geburt und Tod, den Grenzsteinen unseres Lebens, stellen wir fest: diese Grenzsteine sind bereits aus der Familie heraus gesetzt. Denn wer wird noch zu Hause geboren, so daß etwa die älteren Kinder in der Familie die eigenartige Atmosphäre einer Geburt erleben, bei der Leben und Tod so dicht beieinander sind und als ~~Geschwister~~ Geschwister erscheinen? Meist erfolgt heute eine Geburt im Krankenhaus auf Zimmer x in der ersten Etage, der Tod im Zimmer y ~~am Ende~~ ~~am Ende~~ des anderen Stockwerkes. Ist es uns schon bewußt geworden, daß keiner von uns ein Geburtshaus und eine Sterbezimmer kennt, wie es ~~es~~ dies noch in früheren Zeiten und vielleicht auch heute noch auf dem Lande geben mag? Was wundern wir uns denn eigentlich, daß der Mensch unserer Tage auch seine Freuden nicht mehr in der Familie sucht, sondern daraus das Amusement am anonymen Ort gemacht hat, das ihm eine oft geistlose, aber geschäftstüchtige Vergnügungs- und Filmindustrie anbietet!

II. Das sind nur 7 Kennzeichen für die veränderte Situation in unserer Welt der industriellen Arbeit. Es gibt mehr und jeder mag die ihm bekannten und ihn bedrängenden hinzufügen. Jetzt geht es darum zu erkennen, daß diese veränderte Welt auch den Menschen in seinem Verhältnis zur Religion überhaupt und bei uns zur Kirche im Besonderen gewandelt hat.

1. Der Mensch des industriellen Zeitalters weiß sich an ganz bestimmten Stellen seines Lebens befreit und unabhängig. Mir ist das sehr deutlich geworden, als ich vor einigen Jahren in Indien war. Ich sah in den Dörfern die Bauern, die heute noch 98 % der indischen Bevölkerung ausmachen. Sie ~~zittern~~ bangen darum, ob die Ernte groß genug sein wird, daß sie von ihr ein Jahr leben können und den Anschluß bis zur nächsten gewinnen. Immerwieder gehen Hungersnöte über das Land und Hunderttausende verhungern alljährlich. Deshalb ist der im rechten Augenblick und mit dem richtigen Maß einsetzende Regen alles. Wenn er ausbleibt beginnen die primitiv-religiösen sich zu ritzen, bis das Blut spritzt, um die Regengeister herbeizurufen. Der verfeinerte Hirtpriester opfert Hühner und Ziegen, die man ihm bringt, damit der Regen komme. Und die Christengemeinde versammelt sich zu einem Gebetsgottesdienst, um Regen vom Himmel zu erfliehen. Mitten im Dschungel lerne ich aber eine Gemeinde kennen, in deren Mitte 3 Jahre vorher eine hochmoderne Zementfabrik errichtet ist. Als ich mit 12 Christen, die in diesem Werk ~~unter~~ 1000 ~~beschäftigten~~ <sup>Hindus</sup> arbeiten, den Betrieb besichtige, sehe ich, was mir nirgends unter den Dorfbewohnern sonst





auch kein Volk mehr auf der anderen Seite des Erdballs unberührt bleibt von dem, was bei uns geschieht, und umgekehrt. So hat sich die Abhängigkeit des Menschen gewandelt: er fühlt sich nicht von einem höheren Wesen oder der Natur bedroht, sondern vom Menschen. ~~Demnach ist die Frage nach dem metaphysischen Dingen und der menschlichen Freiheit ganz anders.~~ Die Frage früherer Zeiten, die z.B. einen Luther ins Kloster und wieder aus dem Kloster trieb, lautete: wie bekomme ich einen gnädigen Gott? Diese Frage trieb die Menschen um, war der Motor ihres Handelns in der Welt, entfesselte ~~Kriege~~ Kreuzzüge und Kriege. Sie trieb die Menschen um und ließ sie nicht einschlafen. Wieviele wachen heute wohl, um eine Antwort zu bekommen? Wir schlafen meist ausgezeichnet über dieser Frage ein. Wir haben sie nicht oder sie erscheint uns historisch antiquiert. Aber eine andere treibt auch uns um, macht uns unruhig, regt ganze Völker auf, treibt uns in Angst und Verzweiflung: wie bekomme ich einen gnädigen Nächsten? Wie können wir denn noch miteinander leben? Mann und Frau, Vorgesetzter und Untergebener, Kollegen im Konkurrenzkampf untereinander, schließlich ein Volk mit dem anderen, Ost und West? Hier regen wir uns auf, fragen, suchen Wege. Die Frage nach dem gnädigen Nächsten ist die Kardinalfrage unserer industriellen Gesellschaft geworden. Wer gibt die Antwort? Der Kommunismus mit seinem Gemeinschaftsideal oder der Westen mit seiner Idee von der freien Persönlichkeit? Oder als Vermittlung ein gemäßigter und revidierter Sozialismus dazwischen?

3. Jeder von ihnen und auch andere Ideologien werden Teilantworten geben können; eine Teilwahrheit enthalten sie alle. Die Grundantwort aber ist seit langem gegeben, verkannt und mißverstanden, in die Kirchen gesperrt und ~~offenbar~~ nur selten in der Welt gelebt: die Antwort hat Gott selbst gegeben, als er uns nahe kam, so nahe wurde, daß er in diesem Mann aus Nazareth, in dem Jesus Christus u n s e r N ä c h s t e r wurde. Ohne Rücksicht darauf, daß man diese seine Nähe gar nicht wünschte - "denn er kam in sein Eigentum und die Seinen nahmen ihn nicht auf" -, blieb er auch bei den Menschen. Ja, den Punkt, an dem sie ihn endgültig loszuwerden glaubten, nämlich den für ihn errichteten Galgen machte er zur Nahtstelle, zur Schweißstelle, so daß nun eine Trennung von Gott und Welt, von Himmel und Erde, von Geist und Materie nicht mehr möglich ist. Er bleibt uns nahe und ist unser Nächster, wo wir ~~sein~~ sein und wer wir auch sein mögen. Ihm nachfolgen, Christsein kann nun aber wohl auch gar nichts anderes mehr bedeuten als mit ihm dem anderen Menschen nahe sein, sein Nächster werden. So haben wir die Antwort Gottes, die er in Jesus Christus gab heute mitzuvollziehen: Nächster werden. Gott will mit unseren Füßen über diese Erde gehen; er greift nicht durch ein Wolkenloch, um einem Menschen zu helfen, sondern will dazu meine Hände gebrauchen. Er sieht nicht aus



dem Himmel herab die Menschen an, sondern tut es mit meinen Augen. Wenn er das Schreien eines Menschen hören soll, so muß ich meine Ohren für diesen anderen auf tun. Wenn er mit Menschen redet, dann gebraucht er unseren Mund und unsere Sprache. Seit dieser Jesus aus Nazareth als der Christus über die Erde ging, ist Gott unter den Menschen. Er muß nicht von uns mühsam in einem Jenseits, in der Transzendenz aufgestöbert werden. Er ist unter uns ! Er will nicht durch religiöse Klimmzüge in der Vertikalen Ebene gesucht werden, sondern wandert unter uns in der Horizontalen.

III. Das hat aber Folgen für unsere Kirchen. Sie sollen hier angedeutet werden. Man kann nämlich kein Bild dieser Kirche malen. Auch das wäre gegen das Verbot, sich ein Bildnis oder Gleichnis zu machen. Bleiben wir bei dem Bild, das für die Gemeinde Gottes im Neuen Testament gebraucht wird und doch schon mehr ist als ein Bild: Leib Jesu Christi.

1. Leib ist Organismus, nicht Organisation. Bei einem Organismus geht es um die Funktionsfähigkeit aller Glieder. Das Ganze leidet, wenn ein Teil nicht funktioniert. Ein nicht mehr funktionierendes Glied am ~~Leib~~ Körper ist gelähmt, belastet die anderen. Sollte es beim Leib Jesu Christi anders sein ? In jedem Betrieb ist heute die Cooperation wichtig. Nur bei einem guten Zusammenspiel der verschiedenen Funktionen (Leitende und Ausführende, Planung, Produktion und Verkauf usw.) kann man auf Erfolg rechnen. Dabei ist der Betrieb eine Organisation. Die Gemeinde ist mehr; sie ist ein Organismus, dessen Hirn und Herz Christus ist. Aber die Glieder sind wir. Baumeln wir als eine gelähmte Hand an diesem Leib ? sind wir ein blindes Auge ? ein stummer Mund ? ein taubes Ohr ? So kann sich jeder selbst fragen, wenn er sich in seiner Gemeinde oder an seinem Arbeitsplatz betrachtet. Diesen Maßstab müssen wir an jede unserer Gemeinden und an unsere Evangelische Kirche in Deutschland anlegen, ja an die Christenheit auf dieser Erde. Wie steht es mit unserer Funktionsfähigkeit ?

2. z. B. mit der Funktionsfähigkeit unserer Zunge. Sie ist "ein kleines Glied und richtet große Dinge an". Wer gebraucht aber in unserer Kirche dieses bedeutsame Glied ? Wenn ~~dem Reden~~ ~~keinem~~ ~~solche~~ ~~Bedeutung~~ ~~zukommt~~, wäre es doch wichtig, daß wir es in unseren Gemeinden lernen. Wir sollen doch bereit sein "zur Verantwortung jedermann, der Grund rortert der Hoffnung, die in uns ist". Niemals lernt ein Kind sprechen, wenn es nicht zuerst <sup>stammeln</sup> ~~stammeln~~ darf. Wo kann man das aber in unseren Gemeinden ? Die fließende Rede ist ~~stark~~ beliebt, die theologisch einwandfrei sein muß. Steht wirklich jemand auf, um seine Meinung zu sagen und erscheint sie nicht zu 100 % richtig, findet sich schnell ein Theologe, um den Sprecher ins Lot zu stellen. Abweichungen nach links oder rechts sind unbeliebt und ärgerlich, nicht nur in autoritären Staatgebilden, sondern auch in der Kirche. Deshalb stehen dann eigentlich nur die Pastoren vor

den Gemeinden und tun ihren Mund auf. Die "Laien" sollen dann von den "Dächern", also wohl in den Büros und Fabrikhallen, in den Wirtschaften und im Verein reden, was sie in der Kirche gehört haben. Aber wie sollen sie es tun, wenn sie niemals die Gelegenheit gehabt haben es zu üben? Die Gemeinde ist der Übungsplatz, auf dem wir das rechte Reden lernen müssen. Hier ist nicht Rethorik gemeint, sondern das Finden des rechten Wortes in der konkreten Situation. Deshalb gehören die Alltagsdinge, die uns in der Familie und am Arbeitsplatz, in der Politik und in der Gewerkschaft, auf dem Sportplatz und im Kino bewegen, in das Gespräch der Gemeindeglieder hinein. Hier muß geübt werden, was morgen zu antworten ist. Die Frontlinie verläuft nicht zwischen Kanzel und Sitzreihen, sondern liegt zwischen der versammelten Gemeinde und ihrer Aufgabe in der "Zerstreung" ~~in den verschiedenen~~ an den Arbeitsplätzen im täglichen Leben. Wir sehen, daß wir ~~gemein~~ in der Nachfolge Jesu Christi gerufen sind, dem anderen Nächster zu werden. Das haben wir aber auf dem Exerzierplatz der Gemeinde zu üben (sie ist mehr, aber haben Sie einen besseren Vergleich ??).

Im Neuen Testament wird viel vom Wachsen in der Erkenntnis geredet. Wir sollen aus dem Säuglingsstadium der 'Unmündigen' heruaskommen und einen Mund bekommen, also 'mündig' werden. Dann dürfen wir aber aus den Pastoren auch keine geistlichen Säuglingsschwestern machen, die dazu da sind, uns Sonntag für Sonntag und bei allen sonstigen Gelegenheiten das wohltemperierte Fläschchen zu reichen. Nicht die Pastoren sind die Mündigen (Christen mit Mund), sondern ~~die~~ alle Christen, damit sie "verkündigen die großen Taten des, der sie berufen hat aus der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht". Bei dieser Aufgabe können die Pastoren Geburtshelfer und Berater sein.

Es gibt Gemeinden, die haben ihre Aufgabe erkannt und sie üben sich gegenseitig für sie ein. Dafür gibt es verschiedene Möglichkeiten. Der Pastor kann seine Predigt mit anderen vorbereiten und sollte möglichst auch Menschen dazuholen, die außerhalb der Kirche oder ganz an ihrem Rande existieren. In Mainz-Kastel bei der Gossner Mission lebt die ganze Arbeit aus dem Predigtvorbereitungskreis am Freitag Abend, zu dem meist solche Männer und Frauen gehören, die keinen oder nur losen Kontakt mit ihrer Kirche haben, aber ihre Verantwortung im Beruf sehen und praktizieren. Es ist gar nicht auszumachen, wer hier mehr lernt, der Pastor für seine Predigt oder seine Freunde für die Bewältigung ihrer täglichen Existenz als Arbeiter und Angestellte.

2. Wir sollen bereit sein zur Verantwortung, hören wir aus dem 1. Petrusbrief. Also antworten sollen wir. Aber werden wir überhaupt gefragt? Vielleicht gleichen wir als Kirche einer Radiostation, die unentwegt auf einer Wellenlänge sendet, die es in den Empfangsgeräten gar nicht mehr gibt? Das ist eine ernste Frage. Deshalb müssen wir auch zuerst



hören und den Mund halten. Vielleicht hat er keine "religiösen" Fragen, sondern ganz alltägliche. Sie werden uns genauso interessieren müssen, weil wir ja allen Menschen Nächster werden sollen, den Religiösen und den Nichtreligiösen. Wir haben sie zu lieben, nicht weil sie liebenswert sind, sondern weil ~~wir~~ Gott sie zu seinem Liebesobjekt gemacht hat, nicht anders wie auch mich selbst. Jawohl, Gott liebt die Weltlichen, die Nichtreligiösen, die abseits von der ~~Kami~~ Kirche ~~xxxxxx~~ Lebenden, die Asozialen und die Amoralischen in jeder Einkommenstufe. Können wir das auch? Ich wage nicht ja und nicht nein zu sagen. Es ginge wohl um den einzelnen Fall und nicht um ein generelles Urteil in Bausch und Bogen. "Lieben" ist ein großes Wort und eine große Sache. Verkleinern wir es und machen wir uns zur Aufgabe, den anderen ein wenig "ernstzunehmen", wenigstens so ernst, wie wir selbst uns zu nehmen pflegen. Dann werde ich auch erkennen, ~~xxxxxxx~~ was er nicht annehmen kann und wo die Gründe dafür liegen. Meine Aufgabe wird nicht darin bestehen, ihn auf irgendeine Weise in die Kirche zu schleppen, sondern mit ihm auch die zweite Meile zu gehen, wenn er mich um Begeleitung auf der ersten bittet. Seine Gedanken und nicht meine eignen werden mir wichtig werden. Seine Probleme werden mich beschäftigen. Seine Verzagtheiten und seine Hoffnungen werde ich teilen. So hat es doch auch Paulus in seinem Brief an die Römer Kap. 12 gemeint. Ich darf dann auch damit rechnen, daß auf diesem gemeinsamen Weg mit uns beiden etwas neues geschieht: ein Dritter dazukommt und unsere Begegnung und unseren Weg zu einem Stücklein Gemeinde macht, in der auch auf den Dritten gehört wird und in dessen Namen nun das rechte Wort gefunden wird.

3. Es geht schon um das Reden, um das "Wort". Aber es ist nicht zu trennen von dem Zeugnis, im Neuen Testament martyria genannt. Zum Zeugnis wird nicht nur der Mund, sondern der ganze Leib gebraucht. Deshalb ist die Predigt allein noch nicht Zeugnis von Jesus Christus. Zu ihr gehört die Gemeinde als Leib Jesu Christi. Die Glieder am Leib sind nicht marionettenhafte Gliedmaßen, die von einem anderen bewegt werden. Sie stehen mit dem Haupt direkt in Verbindung, in unserem Falle also mit Jesus Christus. Sie bewegen sich nicht losgelöst von einander, sondern zu e i n e m ~~xxxxxx~~ Zweck und Ziel: daß mitten in unserer Welt der Maschinen Gott dem Menschen nahe kommt. Wo das geschieht, da wächst eine Gemeinde und entsteht Kirche. Sie wird vielleicht ganz anders aussehen als die bisher gewohnte. Ihr Gottesdienst wird einen anderen Stil haben, vielleicht auch nicht mehr am Sonntag Vormittag stattfinden. Es wird nicht mehr ein einziger allein in dieser Versammlung sprechen, sondern jeder, der "mündig" ist. Das gemeinsame Essen und Trinken wird weniger feierlich sein, aber als ein wichtiger Bestandteil der Gemeinschaft untereinander in die Nähe des gemeinsamen Essen und Trinkens der ersten Christen rücken. Bisherige Formen werden zerbrechen, Konfessionelle Grenzen antiquiert werden. Aber die Gemeinde wird Stadt auf dem

Berge sein und als ein Licht in unsere ~~Arbeits~~Welt leuchten, auch in die Welt der Arbeit.

4. Zum Schluß die alte Frage: sollen wir tun? Dem Herrn Jesus Christus sollen wir nachfolgen. Wohin? Auf seinem Wege zu den Menschen, zu allen Menschen. Wie geschieht das? Indem wir den anderen Menschen suchen ihm nahe kommen. Aber machen wir uns keine Illusion: das ist gefährlich. Mit etwas Freundlichkeit und womöglich jovialem Schulterklopfen ist ~~nur~~ nichts getan. Das Nächsterwerden hat den Jesus aus Nazareth das Leben gekostet. Ob wir billiger davon kommen? Jedenfalls werden wir auf diesem Weg mit keinem Verdienstkreuz rechnen können. Aber wie Gott gerade das Kreuz zum Anfang eines neuen Lebens und einer neuen Welt und eines neuen Volkes machte, so ~~an~~ können wir darauf vertrauen, daß uns auf diesem Wege zu den Menschen auch heute etwas ganz Neues geschenkt wird. Das ist kein Weg aus der Kirche, wie es manchen erscheinen mag, sondern ein Weg in die Kirche Gottes. Auf diesem Weg haben wir keinen Schleppdienst ~~z u r ü c k~~ zur Kirche zu organisieren, sondern ~~v o r w ä r t~~ zu gehen und damit zu rechnen, daß Gott mitten in dieser Welt der Arbeit und mit den Menschen unserer Zeit neu seine Kirche baut. Ihre Wahrzeichen sind vielleicht nicht mehr Türme und Glocken, die oft schon durch die Hochhäuser überragt und durch die Fabriksirenen übertönt werden. Aber Gott könnte das Miteinanderreden dieser Menschen, ihre Sorge umeinander, ihr gemeinsames Essen und Trinken und manches andere noch zu Zeichen dafür machen, daß sie Glieder an ~~e i n e m~~ Leibe sind. Es geht nicht um Wiederbelebungsversuche einer müde gewordenen oder scheinbaren Kirche, sondern um Gottes Neuschöpfung in unserer Welt. Unsere Aufgabe ist nicht Kirchenmitglieder zu werben und so die leeren Kirchenbänke zu füllen, Paulus war kompromißlos, als Petrus verlangte, die Heiden sollten erst Juden werden, um dann auch Christen werden zu können. Er würde heute genauso gegen die auftreten, die verlangen, daß die Menschen unserer Tage erst so werden wie diejenigen, die in der Kirche sitzen, sich ihre Begriffe aneignen und ihre Formen annehmen. Es geht auch heute nicht um die Beschneidung, sondern um die Taufe! d.h. aber: wir können damit rechnen, daß es mitten in der Finsternis hell wird; die Gottfernen merken, daß Gott nahe ist; Kirche keine Organisation, sondern Organismus ist; das Reich Gottes nicht ~~fern~~ im Jenseits liegt, sondern in unserer ~~Heilsgemeinschaft~~ Gesellschaft ~~an~~ da ist und wächst. Dann wird das Thema nicht mehr lauten können: die Kirche ~~u n d~~ die Welt der Arbeit, ~~sondern~~ Es wird heißen müssen: die Kirche i n der Welt der Arbeit.



Mem 1

Wer in einer Industriegegend weiß, daß sich sehr viel gegen-  
 über dem Land verändert hat. Die Kamine der Industriewerke sind  
 höher als die Kirchtürme, die Glocken geben keineswegs mehr den  
 lautesten Ton im Umkreis an, sondern werden von den Maschinen und  
 Sirenen übertönt. Sie läuten auch nicht mehr den neuen Tag oder  
 den Feierabend ein. Vielleicht richten sie sich noch nach dem  
 Aufgang und Niedergang der Sonne. Die Menschen gehorchen aber schon  
 seit langem ganz anderen Gestirnen. Sie arbeiten, wie es die Maschine  
 befiehlt, wenn nötig in 3 x 8 Schichten. So können sie gar nicht  
 mehr von ihrem 'Tagewerk' sprechen, wie es die Bibel ~~unmöglich~~ tut.  
 Ihr Wohnort ist nicht mehr der Ort, an dem sie auch arbeiten. ~~Ihre~~  
~~Frühjahrsferien~~ Der Mensch in der Industrie  
 hat seine Frau nicht mehr im alten Sinne als 'Gehilfin, die um  
 ihn sei', sondern arbeitet den Tag ~~über~~ mit ganz  
 anderen Frauen zusammen, ebenso die Frau vielleicht mit anderen  
 Männern. Die 'Gehilfin' wird vielleicht nur in dem Augenblick für  
 ihn als solche sichtbar, wo sie ebenfalls die Lohntüte auf den ge-  
 meinsamen Tisch legen kann. Geburt, Krankheit und Tod sind oft  
 auch schon auf dem Lande in das nächst gelegene Krankenhaus ver-  
 bannt. Welcher Seelsorger ist hier eigentlich zuständig? Der des  
 Krankenhauses oder der aus der Wohngemeinde? Wenn es die Seelsorge  
 aber nicht nur mit diesen Grenzfällen von Geburt, Krankheit und  
 Tod so wie einigen anderen Sonderfällen von sogenannten Amtshand-  
 lungen zu tun hat, sondern auch in das tägliche Leben des Menschen  
 hineinwirken soll, wird das Problem noch schwieriger. Dann muß  
 doch der Seelsorger wissen, wo den anderen der Schuh drückt, wo  
 Gefahrenpunkte für ihn liegen und wo er Hilfe braucht. Ich bin  
 der Meinung, daß wir den Seelsorger überfordern, weil er das nicht  
 wissen kann. Das Dorf früherer Zeiten hatte noch einen einheitlich  
 en Rythmus. Jeder wußte, daß zu bestimmten Zeiten des Jahres härter  
 gearbeitet wurde und in diesen Zeiten die Menschen mehr bean-  
 sprucht wurden als sonst. Wer weiß heute etwas Ähnliches vom Men-  
 schen in der Industrie? Jeder Betrieb ist anders konstruiert und  
 hat seine Gesetze. Wie will das ein Pfarrer wissen, dessen Gemeinde-  
 glieder zur Arbeit an die verschiedensten, oft weit entfernten Orte  
 entschwinden? Er sieht sie wieder, wenn sie abgespannt und müde  
 zu Hause sind und nicht mehr über ihren Ärger, den sie unter der  
 Arbeit gehabt haben, reden mögen. Nicht einmal die Frau und die  
 eignen Kinder haben jemals seinen Arbeitsplatz, geschweige seine

Kollegen gesehen. Was heißt hier noch Seelsorge ? Soll sie den ganzen Bereich der Arbeit auslassen ? Dort aber geht es gerade um die Existenz des Einzelnen und seiner Familie ! Das ganze Kirchensystem mit Ortsgemeinden und einem Pfarrer als Seelsorger scheint für diese industrielle Gesellschaft nicht mehr zu stimmen.

Deshalb ist die Seelsorge auch schon weithin aus den Amtsstuben der Pfarrer an andere Stellen abgewandert. Man findet sie bei den Ärzten, bei den Psychologen, bei Betriebsleitern und Werksfürsorgern. Der Leiter eines großen ~~Kaufhauses~~ <sup>Werkes</sup> sagte mir einmal voller Verzweiflung: es vergeht kein Tag, an dem wir nicht von den Angehörigen unseres Unternehmens Schwierigkeiten in der Ehe, mit den Kindern, zwischen den Arbeitskollegen und vieles andere mehr vorgebracht werden; ich bin doch aber gar nicht vorgebildet, um Ratschläge geben zu können und wirklich helfen zu können. - Ich vergesse auch nicht, wie mir eine Werksfürsorgerin nach stundenlangem Gespräch erklärte: jetzt weiß ich nicht mehr weiter; ich habe so viel zu tragen, was ich niemand weitersagen darf (in der Kirche würde man von 'Beichtgeheimnissen' sprechen), aber ich schaffe es nicht mehr. Dann erzählt sie, wie sie 2 Jahre hindurch um einen Menschen gerungen hat, der sich dann das Leben nahm. In diesem Augenblick fiel mir das Telefongespräch ein, das ein Pfarrer mit mir wegen dieses Selbstmörders geführt hatte: meinst du, daß ich ihn kirchlich beerdigen darf ? Das war von der Seelsorge übriggeblieben ! Seien wir nüchtern ! Die Seelsorge ist nicht mehr beim Pfarrer, wie wir es gern behaupten. Jedenfalls keineswegs mehr bei ihm allein. Deshalb dürfen wir aber auch nicht mehr allein den Pfarrer als Seelsorger bezeichnen. ~~Es~~ Es gibt deren viel mehr, ohne daß sie diese Bezeichnung tragen. Die Frage ist nunmehr, ob die Kirche in der Lage ist, diesen modernen Seelsorgern beizustehen und ihnen bei ihrem schweren Auftrag zu helfen.

Dazu ist nötig, daß die Fragen und die neuralgischen Punkte des Menschen unserer Tage industriellen Gesellschaft auch unter den Theologen und ~~unter~~ den Verantwortlichen Gliedern der Kirche bekannt werden. Ein Pfarrer und jeder andere Mensch im Dorf weiß, wie es wohl dem Bauern zumute sein mag, dessen ~~Werk~~ <sup>Ernte</sup> durch einen Hagel vernichtet wurde. Wo ist solch ein Fall für den Menschen der Industrie gegeben ? Aus Büchern kann man so etwas nicht lernen. Daher wurde im November 1956 das "Seminar für Kirchlichen Dienst in der Industrie" in Mainz-Aastel bei der Gossner Mission eröffnet. 6 Monate dauert jeder Kursus, davon sind 2 Monate für die Schichtarbeit in naheliegenden Industriewerken bestimmt. Hier stürmen die Fragen, ausgesprochen oder unausgesprochen, mit Wucht auf den Pfarrer ein und er muß bekennen, daß er nicht Antworten bereit hat, ja



oft seine Hilflosigkeit eingestehen muß. Er merkt es am eignen Leibe was es z.B. in der Schichtarbeit heißt, von allen kulturellen Leben ausgeschlossen zu sein, in 2 Monaten nur 2 freie Sonntage zu haben, die aber schon unter dem Schatten des Schichtwechsels von Montag früh liegen, so daß er am Sonntag Abend zu keiner Veranstaltung gehen kann. Sie erleben, was aus dem Menschen wird, wenn die Arbeit nach dem Sekundenzeiger gemessen und bewertet wird. Sie fühlen, wie ihr eignes Leben durch diesen Rhythmus von 3 x 8 Stunden zerhackt wird, verlieren den Kontakt mit der feiernden Gemeinde und halten es nur schwer oder gar nicht durch regelmäßig die Bibel zu lesen. Der eine berichtet, wie sich sein bisher gewohntes Morgenbeten in den Omnibus verlagert, wo er im Gegenüber mit den Gesichtern der zur Arbeit fahrenden Menschen lernt, für diese zu beten. Man könnte sagen, daß die Pfarrer in den Industriebetrieben zuerst einmal die Sorge um ihre eigene Seele kennenlernen. Sie stellen fest, daß es innerhalb dieses Systems ~~xxxxxxx~~ Gesetze gibt, denen der Einzelne unterworfen ist und die er nicht ändern kann. Es hat deshalb keinen Sinn, den Menschen auf seine christliche Verantwortung anzusprechen, solange er diesem Gesetz unterworfen ist. Wie kann man z.B. einem Menschen den Gottesdienst am Sonntag Vormittag ~~xxxxxxx~~ dringlich machen, wenn er in einer kontinuierlichen Arbeitsweise steht? Oder wie kann man es einem ~~xxx~~ Industriehandwerker übernehmen, daß er nicht zu seinem evangelischen Männerkreis geht, wenn er 14 Tage im Monat Bereitschaftsdienst hat und an den Telefonapparat in seinem Haus gefesselt ist? Wer diese Verhältnisse kennenlernt, der urteilt auch nicht mehr vorschnell über die Sucht des Fernsehens und ähnliche Dinge. Er erkennt vielmehr, daß ~~xxxxxxxxx~~ es darum geht, dem Menschen zum rechten Gebrauch dessen zu verhelfen, was er mit seinem Hirn erdenkt und seinen Händen schafft.

Seelsorge erstreckt sich damit auch nicht nur auf die Fälle, wenn eine Katastrophe eingetreten ist. Sie wird vorsorgend, blickt nicht rückwärts auf etwas, was geschehen ist, sondern in die Zukunft. Der Seelsorger muß z.B. mit dem jungen Paar darüber reden, wie lange die junge Frau noch ihrer Industriearbeit nachgehen wird. Unter welchem Gesichtspunkten diese Arbeit zu sehen ist, wird darüber entscheiden, ob die Frau 'Gehilfin' des Mannes sein kann. ~~Es~~ Es gibt vieler solcher Gründe: die Ratenzahlungen für den Hausstand, die Zahlungen für den Baukostenzuschuß, die Prämien für den Bausparvertrag, die gemeinsame Urlaubsreise oder der Wunsch der Frau, den erlernten Beruf nicht mit der Eheschließung einfach aufzugeben. Wieviele gibt es gerade in den Kirchengemeinden, die hier empört die Meinung vertreten, daß eine Ehefrau eben an den Kochtopf gehöre! Aber gerade in der Kleinstwohnung, in den meisten

Stunden des Tages und oft auch in den Nächten allein, mit sich selbst allein, dort entstehen die Konflikte. <sup>Deshalb</sup> sollte man sich ~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~ radikal neue Gedanken über die Stellung der Frau in unserer Gesellschaft machen. Mit dem Hinweis auf die Zustände bei den Patriarchen des Alten Testaments oder die Anweisungen des Paulus in seinen Briefen ist genauso wenig getan wie mit der Forderung nach der Gleichberechtigung zwischen Mann und Frau. Es ginge vielmehr darum zu versuchen, ob nicht eine neue Arbeitsweise und Arbeitszeit - vielleicht von 4-5 Stunden - in der Industrie für junge Ehefrauen erprobt werden könnte. Das ist nur ~~e i n~~ <sup>ein</sup> Beispiel dafür, worum sich eine in die Zukunft gerichtete Seelsorge zu mühen hat, wenn sie nicht nur als Pflasterkasten für kleine oder große Unfälle in Anspruch genommen werden soll.

Aus dem bisher Gesagten ist ~~stark~~ <sup>zweierlei</sup> öffentlich deutlich geworden; ~~das~~ 1. Die Seelsorge an dem Menschen in der industriellen Gesellschaft kann nicht von ~~e i n e m~~ <sup>einem</sup> Mann, dem Pfarrer erwartet werden. Sie ist gar keine Angelegenheit eines bestimmten Kirchenamtes mehr, sondern ist der Dienst des Christen, der für den anderen Menschen verantwortlich ist, gleichgültig ob er zu seiner Konfession gehört oder nicht. 2. Solche Seelsorge geschieht an allen Stellen des Lebens, besonders auch an den Arbeitsplätzen, sei es in den Büros oder in den Werkhallen. Sie wird vornehmlich von denen ~~gewünscht~~ erwartet, die an diesen Stellen Verantwortung für andere Menschen haben.

Und welche Aufgabe hat nun der Pfarrer? Er hat Seelsorger der Seelsorger zu sein! Er wird wie stets in der Seelsorge zuerst einmal still sein und lauschen, welche Nöte der Betriebs- oder Abteilungsleiter hat, was den Meister und den Vorarbeiter anfißt, womit die Fürsorgerin nicht fertig wird und womit sich gerade der Berufsschullehrer herumschlägt. Wahrscheinlich wird es gut sein, wenn der Pfarrer alle diese Leute zusammenbringt. Sie werden sich nämlich manchmal untereinander besser helfen können als ~~er~~ <sup>allein</sup> ~~jedem~~ einzelnen. In unserer aufgesplitterten Gesellschaft kann nicht mehr ein Einzelner Seelsorger sein. Wir brauchen einander. Deshalb sollten sich die Christen, die um Rat gefragt werden und denen man Vertrauen entgegenbringt, so daß man bei ihnen auch Geheimnisse ablegt, zu sammeln, um ~~Miteinander~~ <sup>werden sie</sup> das Wort Gottes zu befragen, um zu erfahren, was ihr Herr ihnen für die Menschen aufträgt. Miteinander werden sie beten, um Kraft zu gewinnen, an Menschen nicht zu verzweifeln und keine Menschenverächter zu werden. Dazu kommt man allzu leicht, wenn man viel mit Menschen umgehen muß, aber nichts von dem weiß, der niemand verachtete, sondern für den Menschen alles tat, indem er selbst Mensch wurde.



## Sonderdruck

aus

# „DIE MITARBEIT“

Evangelische Monatshefte zur Gesellschaftspolitik

Heft 4 · April 1959 · 8. Jahrgang

## Seelsorge im Betrieb - Möglichkeiten und Grenzen

VON HORST SYMANOWSKI

Betriebsseelsorge ist ein schreckliches Wort. Es erinnert an die „Werksfürsorge“, an den „Betriebskindergarten“, die allerdings nützliche und gute Einrichtungen sind. Soll jetzt also auch noch neben den Personalchef, den Psychologen, die Fürsorgerin, den Werksarzt ein Betriebsseelsorger treten? Die Frage muß verneint werden. Damit täten wir so, als wären die Angehörigen eines Betriebes unsere Objekte, die wir zu behandeln hätten.

Die Teilnehmer unserer Halbjahreskurse des „Seminars für kirchlichen Dienst in der Industrie“ berichten übereinstimmend, daß während der Zeit ihres Industriepraktikums nicht sie die Gebenden und Austeilenden in den Betrieben waren, sondern die anderen. Die Arbeitskollegen schenkten ihnen Vertrauen, selbstverständliche Kameradschaft und Hilfe.

### *Maschinen als Gegenüber*

Die Teilnehmer unserer Seminare — alles Theologen — wurden zuerst einmal selbst Objekt des Fabriksystems und der Menschen. Sie lernten die Beanspruchung von Geist und Körper durch die wechselnden Schichten kennen. Sie erkannten, daß sie plötzlich nicht mehr Menschen als Gegenüber hatten, sondern Maschinen, die sie nicht abstellen konnten und deren Tempo und Takt sie unterworfen waren. Sie begriffen, warum der Betrieb eine Welt für sich ist, die man auf den Glockenschlag genau verläßt, um dann mit dem vermeintlich eigentlichen Leben anzufangen. Sie merkten es an sich selbst, was es bedeutet, wenigstens zehn Stunden des Tages, mit der Fahrzeit gerechnet, mit einer Sache beschäftigt zu sein, deren Wert sich allein im Geld am Zahltag ausdrückt.

### *Vor der Seelsorge an anderen: Sorge um die eigene Seele*

Was bedeutet es z. B., daß die Ehefrau oft noch niemals den Mann bei seiner Arbeit gesehen hat und umgekehrt? Sie ist kaum daran interessiert, was ihr Mann in seinen Arbeitsstunden tut, sondern vor allem, wieviel er in seiner

Lohntüte haben wird. Welch eine Belastung der Ehepartner, daß sie nur Partner der Freizeit und des Schlafes sind, nicht aber in der Arbeit. Im Gegenteil: Hier arbeitet der Mann mit einer ganz anderen Frau zusammen, redet oft mehr mit ihr als mit seiner eigenen in den müden Stunden seiner schichtfreien Zeit. Wie muß die Seelsorge unter solchen Umständen bei Mann und Frau aussehen, zu denen wir noch kurz vorher vielleicht am Traualtar behaupteten, daß Gott die Frau zur Gehilfin des Mannes gemacht habe, aber nicht in dem Sinne, daß nun eine fremde Frau die Gehilfin eines ihr fremden Mannes in der Fabrik wird? Was wird aus meinem Sonntag, wenn ich in einem durchlaufenden Betrieb tätig bin, der mir einen freien Tag am Mittwoch oder Donnerstag gewährt? So müßte man mit Beispielen fortfahren. Die wenigen angeführten sollen nur deutlich machen, daß eine Seelsorge in der modernen Arbeitswelt mit der Sorge um die eigene Seele beginnt.

### *Den anderen ernst nehmen*

Nicht Erfahrungen anderer Menschen und Organisationen können dem Seelsorger heute den Schritt ersparen, der ihn mitten unter die Menschen im Betrieb und mitten in ihre Probleme hineinführt. Alle Seelsorge hat zur Voraussetzung, daß ich den anderen, dem ich helfen will, liebe. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ ist die Basis, von der aus allein Seelsorge getrieben werden kann. „Lieben“ bedeutet doch wohl etwas bescheidener ausgedrückt: den anderen ernst nehmen. Ernstgenommen will er aber gerade an den Stellen seines Lebens werden, an denen er sich wundreibt. Deren gibt es eine Unzahl im Betrieb. Deshalb genügt heute nicht die Kenntnis der häuslichen Verhältnisse allein. Übrigens war es früher und ist es heute noch in ländlichen Verhältnissen selbstverständlich, daß der Seelsorger um Sorge und Freude seiner Bauern Bescheid wußte. Er konnte schon verstehen, wie einer Familie seines Dorfes nach einem Hagelwetter zumute war, hatte er doch dieselbe Katastrophe in kleinem Maßstab an seinen Apfelbäumen im Pfarrgarten erfahren. Bestimmt ging er in seinen Gesprächen und vielleicht auch in seiner Sonntagspredigt auf dieses Ereignis ein. Wo findet aber der in der Industrie schaffende Mensch ein Echo und eine Antwort auf seine Nöte? Hier sind wir in einer schwierigen Situation. Weder der Wohnort noch die Industrie sind eine einheitliche Größe. Das war im Dorf und auch noch in der Kleinstadt anders. In ihnen gab es gemeinsame Interessen und wenn sie nur im Hoffen auf ein gutes Erntewetter bestanden. Unsere Arbeitswelt ist heute so spezialisiert und aufgeteilt, daß es wohl niemanden gibt, der sie auch nur noch in einem Bezirk übersieht. Selbst die Leitung eines Industrierwerkes setzt sich aus mehreren Spezialisten zusammen, die nur auf ihrem eigenen Sektor wirklich Bescheid wissen können.

### *Dem „Seelsorgemonopol“ des Pfarrers Ade sagen!*

Wie soll ein anderer — Seelsorger, Freund oder die eigene Frau — den von Problemen und Nöten Angefochtenen verstehen und ihm helfen? Das kann wohl ein einzelner überhaupt nicht mehr. An seine Stelle muß ein Team treten, in dem Menschen sind, die von Jesus Christus für ihr Leben etwas



erwarten, nicht aber allein für ihre persönliche und private Existenz, sondern auch für ihre Berufsaufgabe und ihren Arbeitsplatz. Wenn sie eine Gemeinschaft untereinander haben und doch auf den anderen Menschen ausgerichtet sind, so könnte aus ihrer Mitte jeweils der Seelsorger kommen, der für diesen Menschen oder jene Situation der richtige ist.

Allerdings wird damit dem Seelsorgemonopol des Pfarrers Lebewohl gesagt. Es war und ist praktisch vorhanden, kann aber in der Evangelischen Kirche nicht von der Bibel her begründet werden.

Der Theologe kann ein guter Helfer solch eines Seelsorgeteams werden, allein aber kann er die Aufgabe in einem Betrieb oder in der industriellen Gesellschaft überhaupt nicht mehr lösen. Mit dem Gesagten ist wohl schon deutlich geworden, daß es bei der Hilfe für den Menschen im Betrieb nicht um religiöse Gespräche geht und auch nicht um das Aussprechen allgemeiner christlicher Glaubenssätze. Es ist vielmehr Hilfe in einer konkreten Situation gefordert. Sehr oft fühlt sich der eine am falschen Platz, dem anderen fehlt die Anerkennung seiner Arbeit, ein nächster glaubt sich von einem Vorgesetzten verkannt oder unterdrückt, wieder ein anderer kann nicht gerade mit diesem Kollegen zusammen arbeiten, mit dem er zusammengespannt ist.

#### *Stützung der „informellen“ Gruppen im Betrieb*

Bei einer Vorbesprechung dieses Beitrages mit Angestellten und Arbeitern aus drei Fabriken wurden viele Beispiele aus dem Betriebsleben dafür angeführt. Alle diese Arbeitnehmer erklärten aber übereinstimmend, daß es für einen Pfarrer unmöglich sei, bei der Lösung dieser Probleme im Betrieb zu helfen, wenn er nicht „den Pfarrer und die Bibel vor dem Fabrikator gelassen hat“, wie einer sagte. Sie hatten aber schon Hilfe in solch einer Situation erfahren, und zwar durch einen Arbeitskollegen oder auch Vorgesetzten. Es gibt nämlich in den Betrieben durch alle Arbeitsgruppen hindurch und sie überschneidend die sogenannten informellen Gruppen, das heißt Kreise, die in besonderer Weise zusammenhalten. Manchmal ist ein außerbetriebliches, gemeinsames Interesse, manchmal ist einfach Sympathie und Freundschaft die Grundlage für solche völlig ungeplanten und unorganisierten Kreise. Sie sind es, die die Maschinenwelt der Industrie vermenschlichen, manchmal erst erträglich machen. Darum können gerade solche vorhandenen Kreise der Ausgangspunkt für eine betriebliche Seelsorge sein. Sie braucht nicht erst geschaffen zu werden, sondern sie ist dann schon da. Diese informellen Gruppen üben solchen Dienst völlig unbewußt und absichtslos. Man sollte sie stärken, soviel man kann. Die Konflikte entstehen oft an der Stelle, wo die notwendigen Forderungen des Betriebes auf einen ebenso notwendigen Widerstand aus Gewissensgründen stoßen, wo technische und wirtschaftliche Erfordernisse den Menschen als Menschen zu überrollen drohen. In diesen Zwiespalt geraten oft gerade die Vorgesetzten vom Truppführer bis zum Direktor, wenn sie vor der Frage stehen: ist nun der Mensch wichtiger oder die Produktion?

#### *Seelsorger müssen freie Menschen sein*

So wird eine Klärung in echten Gewissensnöten gerade von den Verantwortlichen in einem Betrieb gebraucht. Ob sie auch immer erwartet und gesucht wird, ist eine andere Frage.

Seelsorger können letzten Endes nur die Menschen sein, die eine unzerstörbare Hoffnung für den Menschen haben und für die es keinen hoffnungslosen Fall gibt. Diese Hoffnung in einem Betrieb nach unten und oben zu realisieren, ist oft eine schwere Sache. Dazu bedarf es einer Freiheit, die nicht durch Angst vor Menschen immer wieder zunichte gemacht wird. Deshalb müssen Seelsorger freie Menschen sein.

Ist dies nicht aber eine Utopie? Vielleicht ist Hoffnung und Freiheit gegenüber einem einzelnen Menschen noch möglich. Aber auch gegenüber dem technischen System eines Betriebes, gegenüber seinen ökonomischen Gesetzen und schließlich gegenüber der Organisation gleich welcher Art, sei es der von Arbeitgebern oder Arbeitnehmern? Wieviele Götter gibt es doch hier an dieser Stelle in unserer Gesellschaft und speziell in den Betrieben, die unerbittlich unseren Dienst verlangen: die Rentabilität, der Apparat, die Organisation. Das scheinen die modernen Mächte zu sein, die ohne Fleisch und Blut sind und mit denen wir zu kämpfen haben, wie der Apostel Paulus schreibt. Aber gerade ihnen gegenüber ist der einzelne hilflos und bedarf des Kollegen und des Freundes. Hier kann nur noch der Kreis, die informale Gruppe oder wie man dieses stille Einverständnis von Menschen quer durch die ganze Betriebs-hierarchie nennen mag, helfen.

#### *Das Ziel ist die Veränderung des Systems zum Menschen hin*

Wahrscheinlich wird man gegen diese anonymen Mächte und Götter des technischen und wirtschaftlichen Systems, die die bedingungslose Unterwerfung des Menschen verlangen, kämpfen müssen. Das ist schwer und riskant, weil man von ihnen das tägliche Brot empfängt. Aber genau an dieser Stelle wird die Seelsorge ein Bekenntnis zum Menschen. Ist sie damit nicht auch ein Bekenntnis zu dem Gott, der sich selbst um des Menschen willen riskiert hat? Es ist also ein Irrtum, wenn man von der betrieblichen Seelsorge lediglich eine Beruhigung und Verbesserung der Betriebsatmosphäre erwartet. Ihr Ziel ist nicht die Verbesserung der Produktion, sondern die Vermenschlichung des organisierten Betriebes, gerade darum aber auch die Änderung eines Systems, das den Menschen zu einem Teil des technischen und wirtschaftlichen Apparates macht. Die Grenzen einer Seelsorge im Betrieb für die Kirche und einen von ihr entsandten Pfarrer haben wir gesehen. Die Aufgaben einer betrieblichen Seelsorge sind größer und mannigfacher, als sie skizziert werden konnten. Die Möglichkeiten einer Betriebsseelsorge liegen darin, daß Christen im Betrieb nicht heimlich mit ihrem Glauben emigrieren, sondern ihn darin bezeugen, daß sie wie ihr Herr immer für die anderen Menschen oder ihre Gemeinschaft da sind. Sie kommen dann immer wieder an den Punkt, wo sie Erneuerung ihres Auftrages und Zuspruch für ihren täglichen Dienst am Nächsten brauchen.

Sie bedürfen nun selbst der Seelsorge. An der ganzen Kirche wird es liegen, sie nicht allein zu lassen. Daß dann auch Pastoren, zu deutsch Hirten, den Weg zur Herde im Betrieb suchen und finden werden, ist bereits eine Erfahrung, für die die Gemeindeglieder in der Kirche und die Menschen im Betrieb in gleicher Weise dankbar sein können.



lieber Horst, 4 Sept. '52  
 Wir gratulieren dir mit dem  
 Altertum und dass es dir mit  
 deiner Liebe und dann auch, deine  
 Arbeit "mit allem wird, wünschst du  
 dich von Caesars Haus. Solde sei auch  
 mitgratuliert, dass du mehr älter  
 und ruhiger und ruhiger superaktiv?  
 Procter bist. Von Ceylon hörte ich  
 Stras über das Racer. Leider bekam ich  
 aus dem Radio nicht viel mit vom  
 Kirchentag außer Magellan Bosan-  
 gibt es darüber schon Berichte? Wie  
 hat es auch gefallen? Solde? Stuhl  
 steht schon bereit bei uns, wenn Sie  
 zu uns kommt im Sept. oder Oktober.  
 Nur werden wir noch auf dem Anknüpfen  
 danken und dann werden wir uns  
 nicht freuen! Meine Arbeit, besonders steht  
 auf Arbeitslosigkeit mit Pflichten (Danke  
 für die in der Kirchenverwaltung noch für  
 AFZ, die ich um. Bezeugen, auch die  
 putzen Dienste!) Viel Freude für die Caesars  
 Symeonski schon. diesen wichtigen Tag  
 wünscht auch die Hausi und die  
 Be. 3. nächste Jahr können ich auch  
 viel mehr wissen. - (Fitz 1952) herzlich  
 mit  
 MISSION



Pfarrer H. Symeonski

Gossner Mission

Eleonorestrasse 64

Mariuz - Kastel

Switzerland.

"SYMANOWSKI UND SEINE ARBEIT"



I'M AS BUSY AS  
I CAN BE

Gossner  
Mission



Bitte zurück an  
Lyl.

## Bluff mit Schrubber und Eimer

na/sad. Mainz, 22. 8.

Ein Aschenbrödel schält in Mainz Kartoffeln und läuft mit Schrubber und Elmer umher. Ein Aschenbrödel fast wie im Märchen — denn es ist eine „Königin“. Die englische Schönheitskönigin von 1962: Suzanna Eaton (18). Sie verdingte sich freiwillig als Haus- und Küchenmädchen bei der evangelischen Gossner-Mission.

Sie sagte, sie wolle ihre Ruhe nach den turbulenten Tagen in England haben — wo sie zur Schönheitskönigin gewählt wurde (Foto links) und nebenbei in Blue-Jeans gegen Atombomben demonstrierte. Als BILD „Sue“ besuchte, waren auch wir beeindruckt über die Wandlung des sonst so reklamehungrigen Mädchens: Aber nicht lange:

Suzannas Aschenbrödel-Spiel entpuppte sich als ihr größter Reklame-trick: Sie hat für ihre „Schrubber und Elmer“-Geschichte einen Exklusiv-Vertrag mit einer englischen Sonntagszeitung!





1962 Suzanna Eaton wurde zur Schönheitskönigin gewählt



1959 Suzanna im „Kampfanzug“ als Demonstrantin gegen Atomwaffen

## Küchenhilfe in Mainz

### Schönheitskönigin führte alle an der Nase herum

na. Mainz, 22. August  
Ein Aschenbrödel schält  
in Mainz-Kastel Kartoffeln. Ein Aschenbrödel fast wie im Märchen — denn es ist eine Königin. Die englische Schönheitskönigin von 1962: Suzanna Eaton (18). Sie verdingte sich freiwillig als Küchenmädchen bei der evangelischen Gossner-Mission. Schüchtern und schau wie ein Reh ist sie...

Sie sagt, sie wolle ihre Ruhe nach den turbulenten Tagen in England haben — wo sie zur Schönheitskönigin gewählt wurde und gegen Atombomben demonstrierte.

Als BILD „Sue“ in der Gossner-Mission besuchte, flüchtete sie durch den Hinterausgang.

Wir waren beeindruckt über die Wandlung des sonst so reklamehungrigen Mädchens. Aber wir waren auch mißtrauisch.

Und unser Mißtrauen war berechtigt! Das Aschenbrödel-Spiel entpuppte sich als Suzannas größter Reklametrick.

Sue hat für die Kartoffelschäl-Story einen Exklusiv-Vertrag mit einer englischen Sonntagszeitung.

Und der englischen Schönheitskönigin gelang es, alle zu täuschen. Die

Hausleitung der Gossner-Mission glaubte ihr. Die Lehrlinge im Heim glaubten ihr.

Bis Ende voriger Woche ging der Bluff gut. Dann tauchten die Reporter der englischen Sonntagszeitung auf. Das Aschenbrödel wurde fotografiert. Im Küchenhilfe-Kostüm, mit Schrubber und Eimer.

Und nun platzte ihre Geschichte. Na, das ist ja ein Ding, staunten die richtigen Küchenmädchen...

Die Hausleitung der Gossner-Mission überlegt sich nun, wie sie Aschenbrödel Sue loswerden kann.



## Eine Schönheitskönigin schälte in Kastel Kartoffeln

Zwei Wochen im Haus der Goßner-Mission / Flucht vor neugierigen Reportern

Sie saß in der Küche der Goßner-Mission in Kastel und schälte Kartoffeln. Fast zwei Wochen lang wußten die anderen Küchenmädchen nicht, wer die junge Britin war, aber dann tauchten Reporter in dem Haus an der Eleonorenstraße auf — und die 18jährige Suzanna Eaton, englische Schönheitskönigin 1962, floh zur Hintertür hinaus, um ihre Ruhe zu haben. Sie war vor der Öffentlichkeit, vor dem Rummel, den der Titel „Miss Britain“ mit sich brachte, in die zwiebelduftgewürzte Stille der deutschen Missionsküche geflohen. Doch die Öffentlichkeit ließ sich nicht täuschen und die Schönheitskönigin nicht in Ruhe. Als gestern morgen ein Mann mit einem Fotoapparat an dem Missionshaus vorbeiging, der nicht einmal ein Reporter war, packte sie in Panikstimmung ihren Koffer und reiste überstürzt ab.

Suzanna Eaton war vor zwei Wochen von Düsseldorfer Bekannten als Küchenhilfe in das Missionshaus in Mainz-Kastel vermittelt worden. Damals ahnte noch niemand, daß sie in ihrer englischen Heimat auf dem Thron der Schönheitskönigin gesessen hatte; nur der Leiter des Missionshauses in Kastel war informiert. „Sie wollte dem Rummel entfliehen“, erklärte sein Stellvertreter, Vikar Krockert, gestern am Telefon.

Ob sie nun wirklich öffentlichkeitsmüde geworden ist oder aber neue Reklame-

gags produziert — Tatsache ist, daß die englische Schönheitskönigin, die in einer englischen Kunstschule den Museen gehuldigt haben soll, gestern spurlos aus Kastel verschwunden ist. Es ist völlig ungewiß, wohin sich das achtzehnjährige Mädchen wenden wird. Ihre Bekannten in Düsseldorf haben vor kurzem eine Urlaubsreise angetreten; zu ihnen kann sie also nicht gehen. „Es wäre gut, wenn Mutter Eaton ihre Tochter wieder nach England zurückholen würde“, sagte Vikar Krockert. Während ihrer Zeit als Küchen-

hilfe hatte die englische Schönheitskönigin öfter von ihrer Mutter gesprochen.

**Englische Schönheitskönigin gab als  
„Aschenbrödel“ in Kastel ein „Gastspiel“**

Etwas seltsames ist am Wochenende in Kastel geschehen. Unter merkwürdigen Umständen ist aus dem Haus der Gossner-Mission am Rheinufer die 18 Jahre alte Engländerin Suzanne Eaton mit zunächst unbekanntem Ziel verschwunden. Nun war Suzanne nicht etwa nur eine brave biedere Engländerin, sondern Schönheitskönigin des Jahres 1962. Aber das wußte niemand von ihren Kolleginnen, mit denen sie in der Küche einträchtlich Kartoffeln schälte und sonst nicht von sich Reden machte.

Freiwillig hatte sie sich als Küchenmädchen verdingt; denn sie wollte endlich nach den turbulenten Tagen in England einmal „untertauchen“ und von all dem Rummel, der um eine Schönheits-Miß gemacht wird, nichts mehr wissen. So erzählte sie jedenfalls, als sie von Bekannten in Düsseldorf nach Kastel vermittelt wurde.

Ende voriger Woche tauchten dann Reporter einer großen englischen Sonntagszeitung auf und fotografierten das „Aschenbrödel“ im Küchenhilfe-Kostüm mit Schrubber und Eimer. Dann war es natürlich aus mit dem seltsamen Spiel und die Arbeitskameradinnen staunten nicht schlecht, als sich dies alles enthielte.

Wie der Reporter einer überregionalen Tageszeitung wissen will, soll „Sue“, wie Suzanne Eaton von ihren Freunden genannt wird, für diese Kartoffelschäl-Story, einen Exklusiv-Vertrag mit einer großen englischen Wochenzeitung haben. Ein Interview mit der Schönheitskönigin kam jedoch nicht zustande, da sie, als sich der Reporter meldete, durch die Hintertür verschwand.